

SCHWÄBISCHE HEIMAT 1989|2



Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzügl. Versandkosten, inkl. 7% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 38/39.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH & Co., Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 2 68 61 01. Zweigniederlassung: Bahnhofstraße 65, 7080 Aalen 1, Telefon (073 61) 594–391

Anzeigenverwaltung: von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus-
zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos,
Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie
übernommen.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 16 38/39

Inhalt

ALBERT ROTHMUND Zur Sache: Denkmalschutz à la Mannheim	89
HEINZ BARDUA Das Wappen des Main-Tauber-Kreises	90
HERMANN BAUSINGER, Tanzende Donnerworte – Zur Sprache Chr. Fr. D. Schubarts	91
HARALD KNAUER Über Umfahungsstraßen – Nebenwirkungen eines Allheilmittels	96
CARLHEINZ GRÄTER Die Feldhecke – Lebensader der Landschaft	105
WILFRIED SETZLER Mochental – Propstei des Klosters Zwiefalten und Sommerresidenz der Äbte	107
MATTHIAS ROSER Ein südwestdeutsches Architekturarchiv in Stuttgart?	113
JULIANE UND FRIEDRICH KARL AZZOLA Gedenkmal eines Wollstreichers? Das spätmittelalterliche Steinkreuz in Neuenbürg	117
SUSANNE GOEBEL Von den Anfängen der Strumpfwirkerei auf der Rauhen Alb	122
MANFRED MAUL-ILG EMCE's Aufstieg und Ende Biografie einer Tailfinger Trikotagenfabrik	129
IRMTRAUD BETZ-WISCHNATH «De bloom van Würtemberg vereinigt met Oranje»	137
WOLFGANG WIESE Johannes Klinckerfuß – Möbel für den König	145
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes – Nr. 10: Das Heimatmuseum Langenau	149
Leserforum	155
Buchbesprechungen	157
Anschriften der Mitarbeiter und Bildnachweis	167
sh intern	168
sh aktuell	172

Aus dem Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Mannheim vom 10. Mai 1988 ergibt sich nichts, was den Abbruch des ehemaligen Pfarrhauses von Steinenberg, Gemeinde Rudersberg, Rems-Murr-Kreis, aus dem Jahre 1461 erfordern oder rechtfertigen würde. Tatsache ist, daß das Gericht das Land nicht zur Erteilung der Abbruchgenehmigung verpflichtet hat, sondern dem Land die Möglichkeit offengelassen hat, durch entsprechende Unterstützung die Erhaltung für den Eigentümer tragbar zu machen. Diese Möglichkeit gilt es nunmehr zu nutzen. Dies um so mehr, als das Urteil selbst sowohl rechtlich als auch von der Verarbeitung und Wertung des Sachverhalts her außerordentlich problematisch ist.

Der Rang des Kulturdenkmals wird in einer rechtlich und tatsächlich unhaltbaren Betrachtungsweise viel zu niedrig angesetzt. Das Gericht bemängelt den «Stilmischmasch» aus vielen Jahrhunderten. Es wertet dabei aber ausschließlich nach ästhetischen Kategorien. Gerade die Baueinflüsse späterer Jahrhunderte sind als historisches Zeugnis der verschiedenen Generationen und Epochen aber heimat- und baugeschichtlich besonders aussagekräftig und damit wertvoll.

Die künstlerische und wissenschaftliche Bedeutung wird nahezu ausschließlich am optischen Bild des Fachwerks gemessen. Nicht gewertet werden die Qualität von Baukörper und Dachform, die jedoch gerade den besonderen Reiz des Gebäudes ausmachen und die weitgehend unverändert aus der spätgotischen Entstehung stammen.

Wegen dieses unhaltbaren Denkmalverständnisses unterstellt der Verwaltungsgerichtshof, bei einer Renovierung müßten die gesamten Veränderungen des Gebäudes rückgängig gemacht und die spätgotische Fassung wieder in Reinform hergestellt werden. Diese Auffassung ist unhistorisch, weil sie den geschichtlichen Wandel negiert und z. B. die Veränderungen aus der Barockzeit nur als Störung bewertet. Es ist nicht verwunderlich, daß das Gericht bei einer solchen Betrachtungsweise dazu kommt, daß von dem gesamten Gebäude lediglich 15 bis 20 Prozent der Originalsubstanz erhalten werden könnten. In Wirklichkeit sind es über 80 Prozent der Baustoffsubstanz, wenn man den anderen Epochen ebenfalls eine Daseinsberechtigung beimißt.

Das Titelbild zeigt die Schauseite des Schlosses Mochental unweit von Ehingen an der Donau, jahrhundertlang eine Propstei des Klosters Zwiefalten. Vgl. S. 107 ff.

Bei der Prüfung der Zumutbarkeit hätte das Gericht die Situationsgebundenheit berücksichtigen müssen: Öffentliche Gebäude einschließlich von Funktionsgebäuden der Kirchen waren und sind in der Regel noch nie rentierlich gewesen. Im übrigen ist bei der angestellten Wirtschaftlichkeitsberechnung mit unrealistisch hohen Zinsbelastungen durch die Investitionen gerechnet worden; es wurde unterstellt, daß die gesamten Investitionen über Fremdkapital finanziert werden müßten.

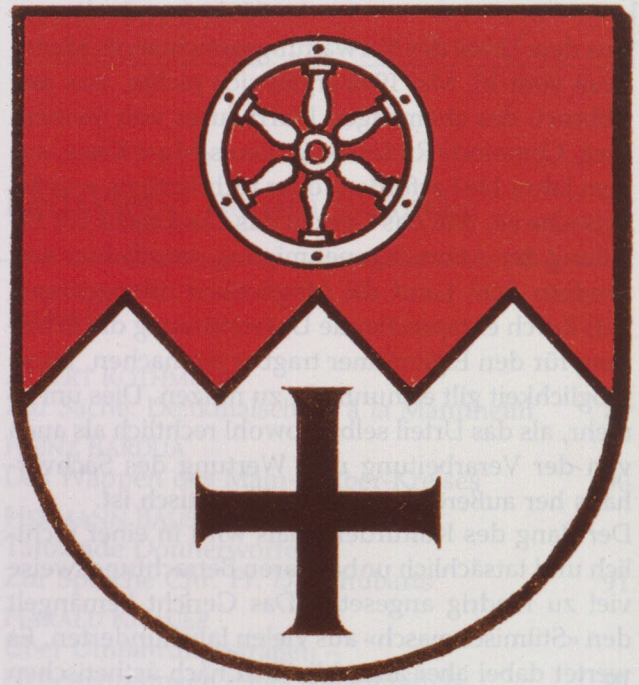
Die Kostenberechnungsbasis für das Urteil ist außerordentlich problematisch. Nach dem Gutachten der Landesstelle für Baustatik weist das Gebäude nur wenig Bauschäden auf. Über 80 Prozent der Originalsubstanz könnte erhalten werden. Die Kostenberechnung des Oberkirchenrats geht mit seinen 1,9 Mio. DM dagegen von einer Totalsanierung einschließlich einer völligen Erneuerung des Dachstuhls aus. Für eine substanzerhaltende Sanierung und Modernisierung liegen dagegen keine Kostenschätzungen vor.

Auch bei der Kostenermittlung für den Bau eines Gemeindezentrums unter Erhaltung und Verwertung des alten Pfarrhauses ist dem Gericht ein entscheidendes Mißverständnis unterlaufen: es hatte aufgrund einer Verwechslung bei dem Kostenansatz des Landes Kosten in der Größenordnung von ca. 1,5 bis 1,8 Mio. DM doppelt gezählt und kommt auf diese Weise zu Gesamtkosten von 3,9 Mio. DM anstatt von 2,0 Mio. DM. Die Differenz von 1,9 Mio. DM hat nahezu zwangsläufig die Unzumutbarkeit der Erhaltung zur Folge. Angesichts dieser gravierenden Schwäche kann sich keiner der Beteiligten mit gutem Gewissen auf das Urteil des VGH berufen. Vielmehr stehen alle Beteiligten jetzt wieder voll in ihrer eigenen Verantwortung für das Schicksal dieses hochwertigen Kulturdenkmals. Dies gilt auch für die bürgerliche Gemeinde Rudersberg, die nach der Landesverfassung ebenfalls in der Pflicht bei der Erhaltung von Kulturdenkmälern steht. Nachdem die evangelische Kirchengemeinde in unmittelbarer Nachbarschaft Grundstücke zur Errichtung eines Gemeindezentrums zur Verfügung hätte, bestünde auch die Möglichkeit eines Grundstücksaustauschs verbunden mit dem Erwerb des Pfarrhauses durch die bürgerliche Gemeinde. Denkbar ist auch eine Übernahme des Gebäudes durch den Landkreis oder das Land. Die überörtliche Bedeutung des Kulturdenkmals und der ordentliche Erhaltungszustand erlauben einen solchen Erwerb.

Ähnlich wie der Bodenseekreis im äußersten Süden ist auch der Main-Tauber-Kreis als nördlichster Landkreis Baden-Württembergs im Jahre 1973 im wesentlichen aus den Gebieten je eines früheren badischen und eines früheren württembergischen Kreises, nämlich Tauberbischofsheim und Mergentheim, gebildet worden. Ferner wurden noch sechs der östlichsten Gemeinden des ehemaligen Kreises Buchen dazugeschlagen.

Das gevierte Wappen des früheren Kreises Tauberbischofsheim enthielt das Mainzer Rad, den Pfälzer Löwen, das Würzburger Fähnlein und die Wertheimer Rose, Figuren, die damals zur Vermeidung von heraldischen Regelverstößen zum Teil farblich verändert werden mußten. Sie alle standen für die bis in das 19. Jahrhundert hinein wichtigsten Territorialherrschaften, die am jetzigen Kreisgebiet teilhatten. Dementsprechend verband auch das Wappen des früheren Kreises Mergentheim das hohenlohische Zwei-Leoparden-Wappen mit dem Deutschordenskreuz. Das Kreuz erinnert in diesem, wie auch im jetzigen Landkreiswappen daran, daß Bad Mergentheim von 1526 bis 1809 der Sitz der Hochmeister des Deutschen Ordens gewesen ist.

Am 19. März 1974, also im Jahr nach der Bildung des Main-Tauber-Kreises, verlieh das Innenministerium diesem Kreis das Recht, das jetzige Wappen zu führen, das je eine Figur aus den vorhin erwähnten Vorgänger-Wappen, nämlich das Mainzer Rad und das Deutschordenskreuz, mit einem Zeichen der Zusammengehörigkeit beider Bestandteile verbindet. Als solches bot sich der vom Wappen der Bischöfe von Würzburg abgeleitete «Fränkische Rechen» an; diese hatten den Titel Herzog in Franken geführt. Seit dem 19. Jahrhundert gelten die drei mittleren aufsteigenden silbernen Spitzen in Rot als gemeinfränkisches Wahrzeichen. Als solches stehen sie also im Wappen des Main-Tauber-Kreises nicht nur für dessen ehemals würzburgischen Bestandteile, sondern für den ganzen fränkischen Stammesbereich, dem das gesamte Kreisgebiet angehört.



Heraldische Beschreibung: In Rot drei mittlere aufsteigende silberne (weiße) Spitzen («Fränkischer Rechen»), darüber ein sechsspeichiges silbernes (weißes) Rad, darunter ein schwarzes Kreuz mit Tatzenenden (Deutschordenskreuz).

Die auf einen Gestaltungsvorschlag der Archivdirektion in Stuttgart zurückgehende Symbolverbindung Franken – Mainz – Deutschorden ist in den ursprünglichen Farben gehalten und daher für den Kundigen leichter ablesbar als etwa die farblich veränderten Figuren im früheren Wappen des Kreises Tauberbischofsheim. In seiner territorialgeschichtlichen, figürlichen und farblichen Ausgewogenheit bietet das jetzige Wappen des Main-Tauber-Kreises, dem der Kreistag zunächst die Forderung eines vielfigurigen Schildes entgegengesetzt hatte, ein gutes Beispiel für eine durchweg mit überlieferten Figuren bestrittene Neugestaltung eines Kreiswappens.

In den ersten Wochen des Jahres 1789 wurde Schubart eine gedruckte Flugschrift zugesandt, die sich ausschließlich mit ihm beschäftigte: *Sendschreiben an Herrn Schubart, Herzogl. Württembergischen Theaterdirektor und Hofdichter in Stuttgart seine Vaterlandschronik betreffend. Eine nöthige Beylage zu dieser Chronik.* Dieser Titel ließ nichts Gutes ahnen, und tatsächlich zerpflückte der ungenannte Verfasser auf 77 Druckseiten Schubarts journalistische Tätigkeit, seinen Stil, seine Sprache. Der Adressat Christian Friedrich Daniel Schubart war damals 50 Jahre alt; er hatte die Arbeit an seiner Chronik gerade wieder für eineinhalb Jahre aufgenommen, denn erst im Mai 1787 war er aus seiner zehnjährigen Festungshaft auf dem Hohenasperg entlassen worden. Der Zeitung, die er 1774 begründet hatte und die einige Jahre nach seiner Verhaftung eingegangen war, widmete er gleich nach der Entlassung seine ganze Kraft – trotz der Ernennung zum herzoglichen Theaterdirektor, zu der sich Carl Eugen herabgelassen hatte und auf die der Verfasser der Flugschrift boshaft anspielte. Von der erlittenen Haft dagegen war in dem Sendschreiben nicht die Rede – die Infamie, daß hier ein gebrochener Mann anonym attackiert wurde, sollte wohl nicht auch noch eigens herausgestellt werden.

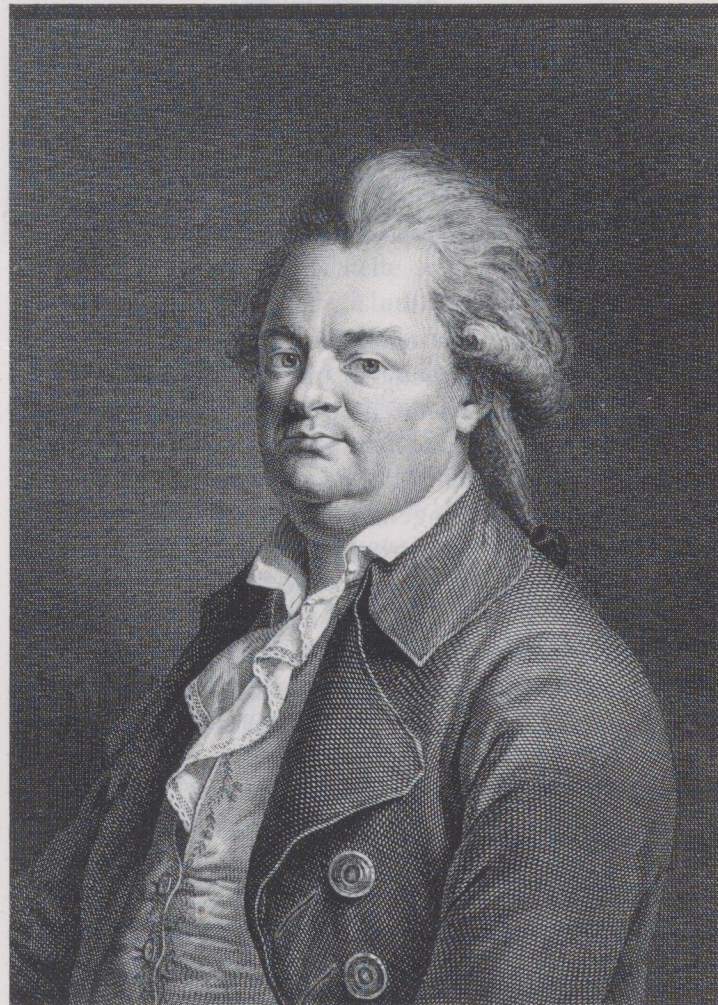
Dem Verfasser «bereit ich eine Ohrfeige» – Schubart wehrt sich gegen das Sendschreiben

Ein gebrochener Mann: Es kann kein Zweifel bestehen, daß Schubart schwer an den Folgen der unmenschlichen Haft trug, deren Gründe bis heute nicht völlig klar sind. Schon zweieinhalb Jahre später, als Zweifundfünfzigjähriger, starb er, und es wäre zynisch, den frühen Tod nur seinem ausschweifenden Lebenswandel in der Freiheit und nicht auch den Torturen seiner Gefangenschaft zuzuschreiben. Und doch – wenn man Schubarts Äußerungen aus den letzten Lebensjahren liest, wenn man seine Tätigkeit für die Chronik verfolgt, dann erscheint der Autor Schubart bewundernswert ungebrochen. Kaum hat er die Flugschrift in der Hand, übersendet er sie seinem Sohn. Er schreibt dazu: *Dem Verfasser* – Schubart vermutet zunächst einen Nürnberger Magister hinter dem Druckwerk – *bereit ich eine Ohrfeige, daß ihm davon die Ohren durch alle Lustra seines Lebens saussen sollen.* Einige Wochen später hat er einen anderen Verdacht; jetzt hält er Johannes Kern, seinen früheren Schüler und jetzigen

Ulmer Münsterprediger, für den Verfasser. Kern, der zwei Jahre lang selbst ein Magazin herausgegeben hatte, neide ihm den Erfolg der Chronik, die nun 2000 Abnehmer habe; es werde Kern aber nicht gelingen, ihm seinen Gewinn zu entziehen. Und dann fährt er wütend und polternd fort: *Ich trank vor einem Jahr Fraternität mit ihm! Und nun pasquillirt er mich! – Herrliche Vergeltung! – Du solltest ihm unter fremder Maske doch eins über die Ohren haun. Der Kerl ist Dorf-pfaff, sauft wie ein Hay, hält eine Schenke in seinem eigenen Hause; und kürzlich besof sich sein Schulmeister bei ihm so wütig, daß er ihm das Hauß in Brand setzte. Und der will mich moralisiren!! – Wie gesagt, gib ihm eins aufs Dach; aber einen Donnerwetterschlag.*

Nein, von seiner ungebärdigen Vitalität hatte Schubart nichts eingebüßt, und seine leidenschaftliche Sprache war nicht für private Briefe reserviert, sondern bestimmte auch den Ton der Chronik und ei-

Schubart im Alter von fünfzig Jahren, zwei Jahre nach seiner Festungshaft auf dem Hohenasperg.



Sendschreiben 1823?
an
Herrn Schubart,

Herzogl. Württembergischen Theaterdirektor
und Hofdichter in Stuttgart

seine Vaterlandsschönheit
betreffend.

Eine
nützliche Beilage zu dieser Chronik.

Multi sunt, quibus magis opus est Hippocrate,
quam redargutore.

Erasmii Epist.



1789.

nes großen Teils seiner Dichtung. Gewiß, unter den Gedichten gibt es auch umständlich gedrechselte; schon David Friedrich Strauß, der Herausgeber seiner Briefe, spießte Schubarts barocke Neigung auf, *Abstracta wie die Unschuld, Demuth, Zärtlichkeit* ausführlich zu besingen, die Geduld sogar *in 28 Versen durch alle Casus* durchzudeklinieren. Als Hofdichter mußte er auch diese Seite seines dichterischen Schaffens noch einmal aktivieren; aber in den meisten seiner poetischen Produkte und zumal in seinen Zeitungsartikeln verwendete er eine frische und schöpferische Sprache. Dies gilt für alle Perioden seines Schaffens. Schon die Diktate, die er den Schülern als junger Lehrer in Geislingen präsentierte, sind Muster einer lebendigen, bilderreichen Prosa; und in der Chronik, die zweimal in der Woche herauskam, schrieb er ein farbiges, bewegtes, ja übersprudelndes Deutsch – in den Anfängen von 1774 bis zu seiner Verhaftung so gut wie in der Schlußphase zwischen 1787 und 1791.

«Eine Menge uneleganter Kraftphrasen muß ich an Ihrer Chronik rügen»

Der Kritiker des Sendschreibens konzentriert sich ganz auf den Jahrgang 1788. Aber die Vorwürfe, die er Schubart macht, könnten auch auf jeden anderen Jahrgang gemünzt sein. Zumindest gilt dies für die Kritik an Schubarts Sprache. Es ist durchaus möglich, von den kritischen Bemerkungen des unbekannten Pamphletisten ironisch Gebrauch zu machen und mit ihrer Hilfe Schubarts Sprachstil zu charakterisieren und zu würdigen. Denn der Kritiker – das muß man ihm lassen! – schlägt nicht blindlings auf Schubart ein; er nimmt tatsächliche Eigenheiten aufs Korn, die aber eben auch anders bewertet werden können.

Der Hauptvorwurf ist, daß Schubart sich nicht an die Forderung einer gediegenen Sprache hält: *Auch eine Menge uneleganter Kraftphrasen, fast möchte ich sagen pöbelhafter Ausdrücke (. . .) muß ich an Ihrer Chronik rügen.* Setzt man statt Pöbel Volk, so hätte Schubart diese Charakterisierung gewiß akzeptiert. Mit

Vaterlandsschönheit

von 1789.

Erstes Halbjahr.

Von

Christian Friedrich Daniel
Schubart,

Herzogl. Württembergischen Theaterdirektor und
Hofdichter.



Im Nr. 1820

Stuttgart,

im Verlage des Kaiserl. Reichspostamtes.



1. Die St. Joh. Kirche.
2. Die Gump Muhl.
3. Die Fischen Muhl.
4. Die Herren Muhl.

5. Der Eingang in die Stadt.
6. Der Kaserne.
7. Der Schwaib Thurm.
8. Das Rathhaus.

9. St. Nicolai Kirche.
10. Der Schwab Thurm.
11. Der Spital.
12. Der Fels Thurm.

13. Das alte Thor.
14. Der Dieb Thurm.
15. Die Obere Muhl.

Zu finden in Aalen bey Buchbinder Roschman & Sohn

Blick von Süden her auf die recht kleine Reichsstadt Aalen, in der Schubart aufgewachsen ist.
Kupferstich aus dem Jahre 1790.

elegantiis, wie der Kritiker lateinisch formuliert, wollte Schubart nichts zu tun haben; er sah darin etwas Fremdes, das der deutschen Sprache übergestülpt wurde. Schon in den ersten Nummern der Chronik wendet er sich gegen die Ausländerei: *Wir, die wir sonst zur knechtischen Heerde der Nachahmer hinabgestoßen wurden, stehen nun, als Colossen, auf europäischem Boden und werden an Muth und Genie Originale von unsern Nachbarn*. Dies gilt allgemein; aber es drückt sich vor allem auch in der Sprache aus. Schubart will seine Leserschaft aus dem Taumelkreis von Bewunderung und Nachäffung herausführen. Er macht sich lustig über die Honoratioren, die ihre Namen in Wolken von Titulaturen einhüllen, attackiert den krausen Kurialstil, und er will seine Artikel keinesfalls zur Hofberichterstattung verkommen lassen: *Alles in der Welt, nur kein Complimentarius*. Er kennt die Vorwürfe gegen das ungeschliffene Deutsch; er lobt Kurfürst Carl Theodor, daß er in Schwetzingen eine französische Operette deutsch aufführen ließ – *deutsch, in dieser abscheulichen Pferdesprache*, schreibt er ironisch. Er nimmt die gängigen Vorwürfe auf und wendet sie ins Positive: die *rohe deutsche Masse* ist ihm lieber als Dressur.

Lob des Dialekts, aber keinen Dialektkult

Der Streit um die richtige Sprache hat aber nicht nur

eine gewissermaßen außenpolitische, sondern auch eine innerdeutsche Dimension. Dieter Narr hat darauf hingewiesen, daß in jener Zeit der Begriff der Verfeinerung mehr und mehr negativ gefärbt ist, daß ihm Simplizität, Einfachheit des Geschmacks und der Sprache entgegengesetzt werden. Aber diese Einschätzung entwickelte sich nicht überall gleich und gleich schnell. Schubart greift deshalb die Berliner an, aber auch Sachsen mit seiner übertriebenen Verfeinerungssucht. Von den dort aufgeführten Opern sagt er: *Ihr Deutsch ist zwar rein; Wasser aber ist noch reiner, und stärkt doch den Magen nicht*. Schubart bekennt sich zur schwäbischen Kargheit, er tritt ein für habhafte Hausmannskost, und er lauscht der Weisheit auf der Gasse. Er verteidigt, indem er sich auf einen Essay von Friedrich Karl Fulda beruft, die schwäbische Aussprache: *Wenn es der Charakter unserer Heldensprache ist – auszusprechen, wie man schreibt – so fragt sich's, ob der Schwabe recht hat, der in die, wie, sie etc. das e hören läßt, oder der Sachse, der es verschlingt?* In seinen Lebenserinnerungen charakterisiert er auch die Heimatstadt Aalen vor allem über die Sprache. *In dieser Stadt, die, verkannt wie die redliche Einfalt, schon viele Jahrhunderte im Kochertale genügsame Bürger nährt – Bürger von altdeutscher Sitte, bieder, geschäftig, wild und stark wie ihre Eichen, Verächter des Auslandes, trotzig Verteidiger ihres Kittels, ihrer Misthäufen und ihrer donnernden Mundart, wurd' ich erzogen*. Hier be-

kam ich die ersten Eindrücke, die hernach durch alle Veränderungen meines Lebens nicht ausgetilgt werden konnten. Was in Aalen gewöhnlicher Ton ist, scheint in anderen Städten trazitischer Aufschrei und am Hofe Raserei zu sein. Von diesen ersten Grundzügen schreibt sich mein derber deutscher Ton, aber auch mancher Unfall, der mir hernach in meinem Leben aufstieg. Es fällt auf, daß das Lob des Dialekts bei Schubart keinen Dialektkult zur Folge hatte. Im Dialekt schrieb Schubart streng genommen nichts. Es gab nur – allerdings deutliche – Anklänge. Nun war Dialektdichtung zu jener Zeit, entgegen einer verbreiteten Auffassung, noch ausgesprochen selten. Aber Schubart wollte ja auch in die Breite wirken, und es wäre ihm gewiß kleinkariert vorgekommen, hätte er seine Nachrichten im Dialekt serviert, seine religiösen und vaterländischen Gedichte auf Schwäbisch geschrieben. Vaterländisch hieß für Schubart deutsch; wenn er seine *Teutsche Chronik* nach der Zeit auf dem Hohenasperg *Vaterländische Chronik* nannte, änderte er nur das Etikett, kaum etwas in der Sache.

Auch in seinem Schwabenlob kannte und setzte Schubart deutliche Grenzen. Zwar kommt er, als er den *Provinzialwerth* der einzelnen Stämme und Schläge gegeneinander abwägt, zu einem eindeutigen Urteil:

*Der Sachs ist fein; der Preuße stark;
Das Bayervolk hat Knochenmark.
Oestreicher haben guten Muth,
Genießen viel, verdauen gut.
Der Frank' ist bieder und gerecht,
Der brave Hesse schlecht und recht.
Hannover, Braunschweig, Hamburgs Stadt,
Noch viel Cheruskerenkel hat.
Doch übertrifft sie alle weit
Der gute Schwab' an – Herzlichkeit.*

Aber er übersah auch nicht die Schwächen seiner Landsleute; auch sie waren ja anfällig für Schmeichelei, Heuchelei und Bequemlichkeit. In einem Poem *An die Schwaben* heißt es:

*Ihr haschet nur nach Rauch und Dunst,
und nicht nach Wissenschaft und Kunst:
Drum gilt bei Euch der Gauch und Tropf
Mehr als der Weise und der Kopf!
Der Jüngling sitzt beim Wein so kalt,
Als wär' er achtzig Jahre alt
Und säße auf der Alpenhöh
mit bloßem Arsch im ew'gen Schnee.*

«Der kurz angebundene, abgestoßene Ton»
des Sturm und Drang

Das Wort, das auch in unserem wenig zimperlichen Zeitalter immer noch auffällt, hatte im Jahr vorher

seine theatralische Feuerprobe erlebt: in Goethes *Götz von Berlichingen*. Das ist kein Zufall. Schon David Friedrich Strauß hat darauf hingewiesen, daß sich seit jener Zeit der kurz angebundene, abgestoßene Ton bei Schubart verstärkt. Es war der Ton des Sturm und Drang; dieser Literaturepoche ist Schubart überwiegend zuzurechnen. Er selbst berief sich freilich – und darin unterscheidet er sich nicht von anderen Stürmern und Drängern – auf die Natur. Im ersten Jahrgang der *Chronik* zitiert er die Frage eines Gelehrten, *warum die barbarischen Nationen in ihren Reden selten wider die Grundsätze des guten Geschmacks verstoßen?* Die Antwort, meint Schubart, sei leicht: *Weil sie sich niemals von der Natur entfernten. Unsere Reden sind studiert, modisch, gedrechselt; aber bey rohen Nationen spricht der Naturgeist so frey, leicht und energisch, wie der Vogel unter dem Himmel singt.* Und zum Beweis führt er, wie wenig später Johann Gottfried Herder, ein Indianerlied an. Es liegt auf der Hand, daß solche Hinweise und Belege auch seine eigene Schreibart verteidigen sollen. Indessen – was er schrieb, war nicht oder nicht nur Natur. Es war auch eine Konvention, eine Gegenkonvention, die sich gegen den blasierten Hofton wandte. Schubarts Raserei und Aufschrei richteten sich gegen das Reglement und seine ängstliche Befolgung. Was er vorführte, war nicht natürliche Nacktheit, sondern Entblößung; und es gehörte gewiß zu seinen für ihn selbst gefährlichen Neigungen, daß er seine Nachrichten vom Hofe gelegentlich in die derbsten Sprachbilder packte: *Der Luxus hat die Charte gewaltig gemischt* heißt es einmal: *Da liegt oft der Bub auf der Dame und die Sau auf dem König.*

Wenn der Verfasser des Sendschreibens die *Deutschheit* als *Hauptsteckenpferd* Schubarts bezeichnet, dann spießt er damit nicht nur Schubarts gelegentliche Aversion gegen andere europäische Sprachen und Kulturen auf – er attackiert auch die *Originalitätssucht*, die Schubart selbst für geläufige Fremdwörter nach Verdeutschungen suchen läßt, die sich aber auch ganz allgemein im *Haschen nach neuen Worten* zeigt. Tatsächlich führt das Sendschreiben seitenlang Wörter und Wendungen an, die damals neu und die Schubart eingefallen waren. Mit einem Teil der zitierten Vokabeln und Ausdrücke stellt der Kritiker allerdings sich selbst bloß. Mit *Flammen der Liebe umschlingen* – dafür würd ich höflich danken, fügt er spöttisch hinzu; bei geistspritzend notiert er: *wie ekelhaft und wie materiell!*; und auch Sprachbilder wie *die Stinktrompete der Fama, die Krätze der Neugierde, das eselgraue Herkommen* erregen das Mißfallen des offenkundig recht phantasiearmen Autors.

Schubart dagegen strömte über von sprachlicher Phantasie. Am Tag vor seiner Verhaftung schrieb er

ein *Memento mori* für die Kritiker. Schubart fordert die Kritiker auf, *bescheidene Schriftsteller* nur an dem Kreis zu messen, für den sie schreiben. Er fährt fort: *Stößt dir aber ein unbescheidner Knab auf, der mit Schwanenstolz daherschwimmt, und spottet der Vögel über ihm, und hochhalsig anschießt die Thier am Ufer, und hinunterstürzt nach den Fischlein im Wasser, sie zu verschlingen; den wirf, bis er liegt!! Scheu nicht des Giganten Tritt und seinen Jast und sein Hohnsprechen; sondern nimm Stein und schleudr' ihn zur Erde. Nur Demuth verdient Schonung; Arroganz aber Wurf und Tod.*

«Donnerworte und Kraftphrasen» wurden moniert, aber Schubart brachte sie zum Tanzen!

Dieser Passus verdeutlicht noch einmal Schubarts Kampf gegen hohle Eitelkeit, und er zeigt auch, wie er diesen Kampf führte: wortgewaltig, mit energi-

schon Sätzen und kühnen Bildern, die so rasch aufeinander folgen, daß es schon auch einmal passieren kann, daß sie sich ineinander verheddern. Mit einem Teil seiner Vorwürfe hat der beckmesserische Anonymus des Sendschreibens sicher recht. *Meine Sprache war schon wülstige Deklamation, meine Empfindungen Spritzfeuer*, schrieb Schubart über seine jungen Jahre. Aber auch später stand seinem Bekenntnis zur Schlichtheit der Hang entgegen, alles neu zu sagen. Jeder große Dichter sei *ein Umbilder der Sprache*, schrieb Schubart – und es mag sein, daß er etwas zu viel umzubilden suchte. *Donnerworte und Kraftphrasen* registrierte der Verfasser des Sendschreibens, und damit lag er gewiß nicht ganz falsch. Schubarts Schreibweise war, gemessen an den stilistischen Regeln, anarchisch; er wußte es auch, daß er zur *Extremisucht* neigte, er mußte *sich mitteilen oder bersten*, hatte eine Aversion gegen *frostiges Geplapper* und sprach von seinem eigenen *Feuer und Glutstrom*.

Was der zeitgenössische Kritiker nicht sah und was er mit seiner Methode der stumpfen Aufzählung zudeckte, das ist die Tatsache, daß Schubart seine Donnerworte zum Tanzen brachte. Mit seinen lauten Kraftwörtern übertönte er die Langeweile und Einförmigkeit des politischen Geschehens, die er oft und oft beklagte; so gut wie einen hundertjährigen Kalender könne man auch eine hundertjährige Zeitung schreiben: im Grunde gebe es nichts Neues unter der Sonne. Deshalb kleidete er seine Nachrichten in muntere Dialoge, ließ sich ein auf die Widersprüche der Fama, des Gerüchts, präsentierte Neuigkeiten wie auf einem Trödelmarkt: *Kauft ein, meine Herren! Kauft ein! Abgelebte Galaröcke – Ministerialperücken – Sammtne Westen mit consularischem Zuschnitte – Priestersmäntel mit Puder bestäubt – (. . .) Pelzstiefel – (. . .) Controverspredigten, Brillen und Putzscheeren!*

Der Leser, auch der heutige Leser, läßt sich bereitwillig hineinziehen in die Wortkaskaden, in den Strudel der Bilder. Was Schubart beschreibt, ist längst Geschichte, abgeheftet, erledigt – aber wie er es beschreibt, das ist noch immer lebendig. Unter den vielen Herausgebern von Journalen und Magazinen war Schubart der «journalistischste»: ein hellwacher Beobachter und Schilderer. Aber er war wohl auch der poetischste: ein – etwas verwilderter – Stilist und ein leidenschaftlicher Sprachschöpfer von hohem Rang.



Aalen, Roßstraße 4: In diesem Haus hatte Schubarts Vater Johann Jakob Schubart, der reichsstädtische Präzeptor, Musikdirektor und Diakon, seine Amtswohnung.

Über Umfahrungsstraßen Nebenwirkungen eines Allheilmittels

Harald Knauer

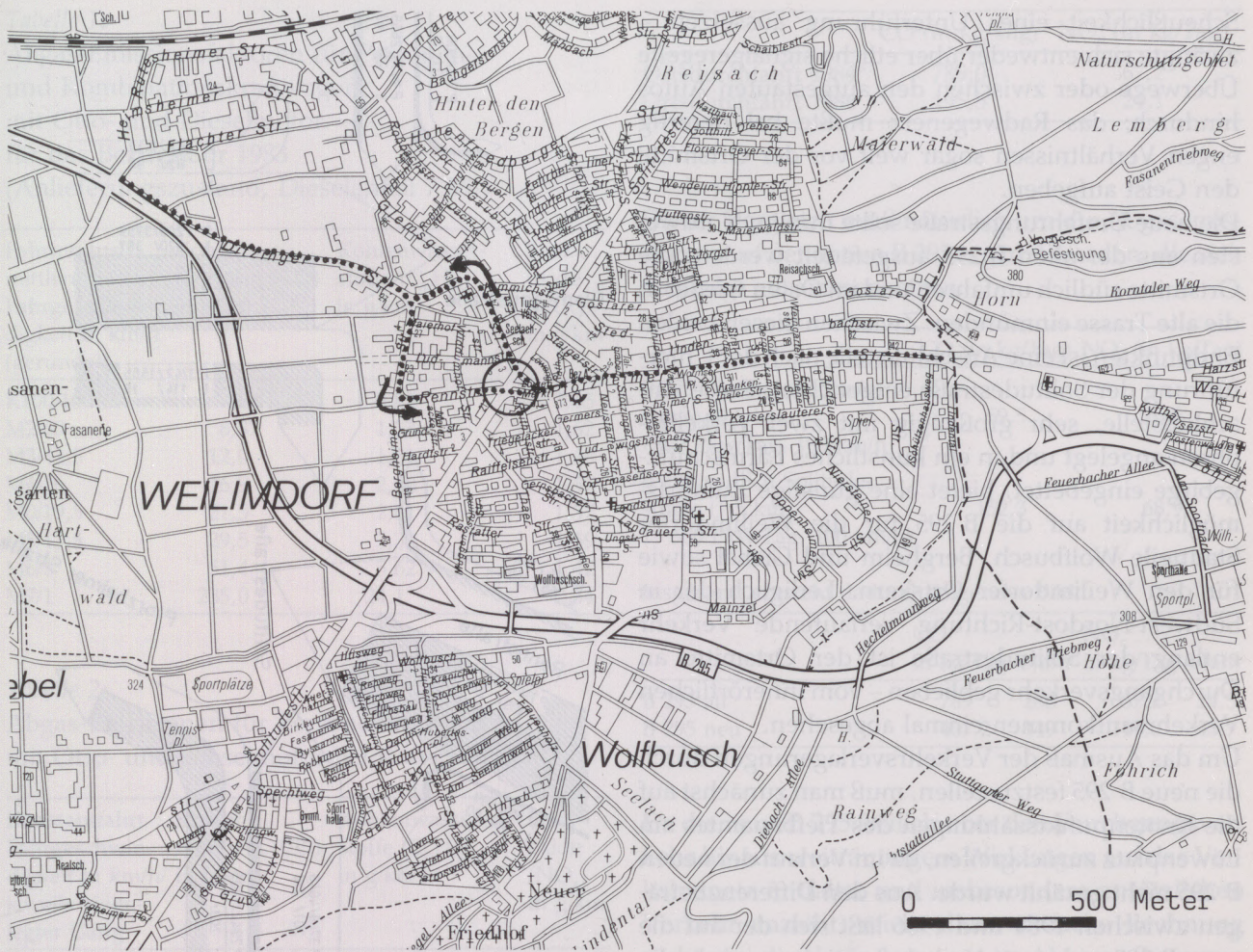
15 000 Fahrzeuge weniger durch Weilimdorf lautet die Überschrift eines Amtsblatt-Sonderdrucks der Landeshauptstadt Stuttgart, herausgegeben zur Verkehrsfreigabe der Ortsumfahrung Weilimdorf im Zuge der B 295 am 9. Juni 1986. 15 000 Fahrzeuge weniger – eine Größenordnung, an die sich die ganze drückende Last eines verkehrsgepeinigten Stuttgarter Vororts knüpfen läßt: von den Abgasen über Erschütterungen, Lärm bis hin zur Zerschneidung einer lebendigen Ortsmitte durch die schwer überwindbare alte Ortsdurchfahrt.

Entsprechend hohe Erwartungen verbinden sich ja doch mit dem Bau einer solchen Umgehungsstraße. Erwartungen, die sich beinahe beliebig auf eine Vielzahl solcher Bauvorhaben im ganzen Land übertragen lassen, auch wenn die täglichen Verkehrs-

mengen oft viel bescheidener als im hier beschriebenen Fall sind. Wie aber sieht es danach aus? Vermag die neue Straße alle Hoffnungen zu erfüllen, hat sich ihr Bau gelohnt? Und wenn schon nicht in Mark und Pfennig, so doch wenigstens in meßbaren Größen wichtiger Entlastungsmerkmale, in Dezibel beim Lärm und in Mikrogramm bei den Schadstoffen? Es mag in der Natur der Beteiligten liegen, daß die allgemeine Erregung während der Planung sich spätestens bei der feierlichen Eröffnung durch Bürgermeister, Landräte, Staatssekretäre oder gar Minister erlischt und Befürworter wie Gegner zur Tagesordnung übergehen. Eine in den ersten Wochen stetig wachsende Zahl von Autos belebt die neue Straße, und in der alten Ortsdurchfahrt kehrt mehr oder weniger Ruhe ein – der Zweck ist erreicht.

Rien ne va plus: Die Weilimdorfer Ortsdurchfahrt im abendlichen Berufsverkehr vor Eröffnung der Ortsumfahrung.





Der Verlauf der neuen B 295 Ortsumfahrung Weilimdorf. Die großzügigen Kurvenradien und Einmündungen gestatten durchweg hohe Geschwindigkeiten. Die alte Ortsdurchfahrt ist durch die punktierte Linie dargestellt.

Selbst der hartnäckigste Widersacher wird sich sagen, daß weitere Anfechtungen jetzt sinnlos geworden sind, denn wer sollte die vollendeten Tatsachen noch rückgängig machen? Folgerichtig verzichten die Beteiligten auf die eigentlich drängenden Fragen, ob das, was an Behauptungen und Vermutungen geäußert wurde, sich auch als zutreffend erwiesen hat. Dabei könnte gerade der Vergleich zwischen vorherigem Zustand, bei der Planung angenommenen Wirkungen und tatsächlichem Nutzen solcher Umfahrungsstraßen wichtige Erkenntnisse über richtige und falsche Annahmen bringen, denn was bestätigt – oder widerlegt – Hypothesen und Prognosen besser als die Wirklichkeit? Im folgenden geht es um einen solchen Vergleich, nämlich um die lufthygienischen Auswirkungen der obengenannten Ortsumfahrung Weilimdorf der B 295. Dieser Vergleich stützt sich freilich nicht auf eine systematisch betriebene Erfolgskontrolle, sondern auf Messungen und Erhebungen, die rein zufällig in die Zeit vor und nach Inbetriebnahme dieser neuen Straßen fallen.

Vor dem Bau der Umfahrungsstraße zerschnitten täglich 20 000 Kraftfahrzeuge den Ort

Die B 295 ist die Hauptschlagader des Straßenverkehrs in Stuttgart-Weilimdorf. Über sie wird einerseits der innerörtliche Verkehr Weilimdorfs gesammelt und wieder verteilt, die B 295 dient aber noch mehr dem überörtlichen Verkehr von und nach Feuerbach und weiter über den Pragsattel Richtung Stadtmitte und Bad Cannstatt, in der anderen Richtung von und zur Autobahn A 81 Stuttgart – Heilbronn sowie über Ditzingen und Münchingen ins Strohgau. Weit mehr als 20 000 Kraftfahrzeuge fuhrten vor dem Bau der Umfahrungsstraße durch den Weilimdorfer Ortskern: Über die Glemsgau- und Ditzinger Straße durch den alten, bäuerlich geprägten Ortskern, über den Löwenplatz, der Verkehrsdrehscheibe Weilimdorfs, und durch die Pforzheimer Straße, die wichtigste Einkaufsstraße des Stadtbezirks, deren Fläche sich die Autos überdies auch noch mit der Straßenbahn zu teilen hatten. Der rege Fußgängerverkehr – wollte er sich nicht der ganzen

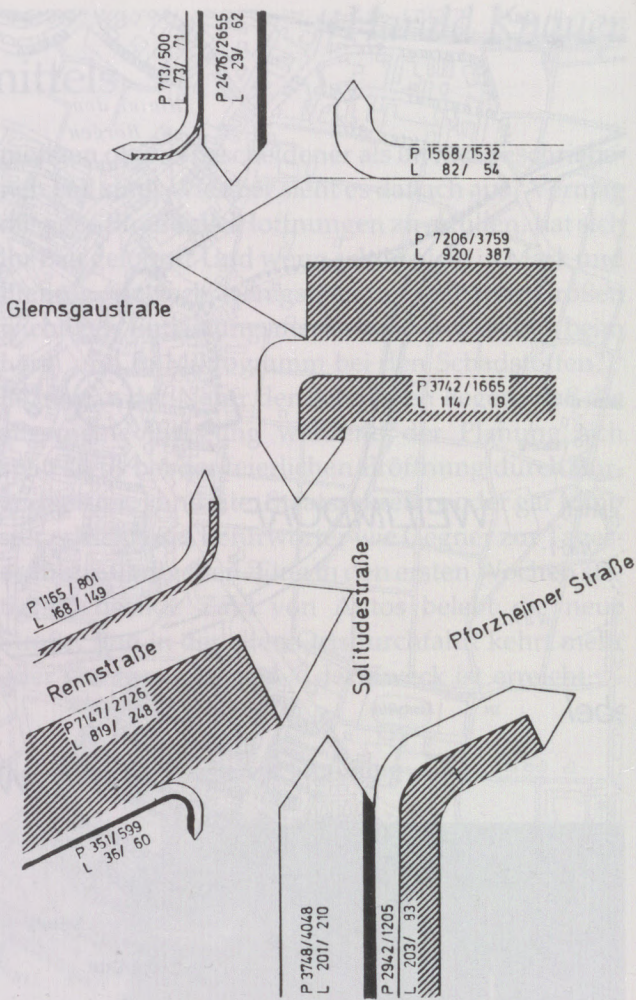
Scheußlichkeit einer Unterführung aussetzen – zwängte sich entweder über etliche signalgeregelte Überwege oder zwischen den aufgestauten Autos hindurch; das Radwegenetz mußte bei derartig engen Verhältnissen sogar weit vor der Ortsmitte den Geist aufgeben.

Die neue Umfahrungsstraße sollte nun im Nordwesten aus der alten B 295 ausgefädelt werden, die Ortsmitte südlich umfahren und im Osten wieder in die alte Trasse einmünden. Zwischen diesen beiden Endpunkten ist eine Anschlußstelle nach der Unterführung der Solitudestraße eingerichtet. Diese Anschlußstelle, sehr großzügig mit zwei Verkehrs- ohren angelegt und in ein künstliches Lärmschutz- gebirge eingebettet, bietet eine günstige Zufahrts- möglichkeit auf die B 295 für die Weilimdorfer Stadtteile Wolfbusch, Bergheim und Giebel sowie für den Weilimdorfer Ortskern. Lediglich der in Südwest-Nordost-Richtung verlaufende Verkehr entlang der Solitudestraße ist der Ortsmitte an Durchgangsverkehr geblieben – vom innerörtlichen Verkehrsaufkommen einmal abgesehen.

Um das Ausmaß der Verkehrsverlagerungen durch die neue B 295 festzustellen, muß man zunächst auf die Knotenpunktzählungen des Tiefbauamtes am Löwenplatz zurückgreifen, da im Verlauf der neuen B 295 nicht gezählt wurde. Aus den Differenzbeträ- gen zwischen 1984 und 1986 läßt sich der auf die neue B 295 verlagerte Verkehr bestimmen; d. h. die am Löwenplatz gegenüber 1984 fehlenden 11 568 Pkw pro Tag benutzen jetzt die neue Straße.

Umfahrungsstraße Weilimdorf: Abgasemissionen und lufthygienische Auswirkungen

Obwohl z. B. der Genuß gleicher Mengen alkoholi- scher Getränke das Reaktionsvermögen verschiede- ner Menschen unterschiedlich beeinflußt, geht man bei der Beurteilung der Fahrtüchtigkeit von einem einheitlichen Wert aus. Man verzichtet bewußt auf individuelle Wirkungsuntersuchungen und be- stimmt stattdessen als allgemeine Tauglichkeits- grenze einen Alkoholgehalt von 0,8‰ im Blut. In ähnlicher Weise verallgemeinert man heute die Ab- gasmengen von Kraftfahrzeugen durch das Ermit- teln sogenannter «Emissionsfaktoren» für die wich- tigsten Abgaskomponenten, darunter vor allem die Schadgase NO_x (Stickoxide), CO (Kohlenmonoxid) und die aus zahlreichen organischen Gasen zusam- mengesetzten Kohlenwasserstoffe (C_nH_m). Diese Emissionsfaktoren gelten für einen «Durchschnitts- Pkw», d. h. sie berücksichtigen die Zusammenset- zung der Pkw-Flotte der Bundesrepublik zu einem bestimmten Bezugsjahr.



Löwenplatz Vorher-Nachher-Gesamtbilanz*	
PKW, 1984:	31 058/Tag
PKW, 1986:	19 490/Tag
Abnahme:	11 568 (- 37%)
LKW, 1984:	2 645/Tag
LKW, 1986:	1 298/Tag
Abnahme:	1 347 (- 51%)

Veränderung der Verkehrsströme am Löwenplatz in Stuttgart-Weilimdorf.

Da jedoch der Fahrtablauf, also die Abfolge von Be- schleunigungen, Bremsvorgängen, Konstantfahrt und Stillstand im Verkehr die Abgasmengen sehr stark beeinflußt, hat man neun typische, vom Stop- and-Go bis zur Konstantfahrt bei 100 km/h rei- chende Fahrtabläufe, sog. Fahrmodi, bestimmt und den dabei auftretenden Schadgasausstoß je zurück- gelegten Kilometer als Emissionsfaktor angenom- men. *Tabelle 1* weist diese Emissionsfaktoren für die Schadgase NO_x, CO und C_nH_m, für die Fahrmodi 0 bis 7 nach, in *Tabelle 2* für Konstantfahrten in den Geschwindigkeitsbereichen zwischen 20 und 120 km/h.

Tabelle 1:

Abgas-Emissionsfaktoren für Personen- und Kombinationskraftwagen mit Otto- und Dieselmotor für das Bezugsjahr 1983 (Anlieferungszustand, Dieselanteil 7,5%)

Fahrmodus/ mittlere Fahrgeschwin- digkeit in km/h (gerundet)	Kohlen- monoxid (CO) in g/km	Kohlenwasser- stoffe (C _n H _m) in g/km	Stick- oxide (NO _x) in g/km
K100/100	7,63	0,85	3,45
M2/60	8,87	1,13	1,62
M3/42,5	12,0	1,51	1,65
M4/26	16,9	2,18	1,57
M0/19,5	21,5	2,61	1,57
M5/13,5	29,5	3,39	1,59
M6/6	51,4	5,62	1,42
M7/1	235,0	24,1	2,34

Tabelle 2:

Abgas-Emissionen für Personenkraftwagen mit Otto- und Dieselmotor bei Konstantfahrt

Konstantfahrt Fahrgeschwin- digkeit in km/h/ jeweils einge- legter Gang	Kohlen- monoxid (CO) in g/km	Kohlenwasser- stoffe (C _n H _m) in g/km	Stick- oxide (NO _x) in g/km
20/2	13,9	1,44	0,39
30/2	10,9	1,12	0,67
30/3	10,1	0,96	0,40
45/3	6,81	0,79	0,75
45/4	6,00	0,72	0,65
56/4	4,21	0,83	1,23
67/4	4,45	0,67	1,46
90/4/5	4,26	0,69	2,74
120/4/5	6,49	0,76	4,49

Die Tabellen zeigen: Der Ausstoß der drei Schadgase ist unterschiedlich, d. h. bei verschiedenen Geschwindigkeiten nimmt die Stickoxidemission ab, jedoch die von CO und Kohlenwasserstoffen zu; bei höheren Geschwindigkeiten ist es gerade umgekehrt. Jeder kann damit auf einfache Weise die Emissionen einzelner Abgaskomponenten einer beliebigen Straße berechnen, indem er die Zahl der pro Zeiteinheit (Tag) verkehrenden Fahrzeuge mit der Streckenlänge in Kilometern und dem für die festgestellte Geschwindigkeit zugehörigen Emissionsfaktor, z. B. für Stickoxide, multipliziert.

Wendet man diese Rechnung auf die Weilimdorfer Verkehrsverhältnisse an, so ergibt sich bei gerundeten Verkehrsmengen folgender Vorher-Nachher-Vergleich.

	CO (in kg/Tag)	NO _x (in kg/Tag)
Ortsdurchfahrt 1984*	789,0	67,2
Ortsdurchfahrt 1986	195,5	24,1

Dieser Vergleich muß natürlich um die Abgasemissionen auf der neuen B 295 ergänzt werden, die sich wie folgt zusammensetzen:

	CO (in kg/Tag)	NO _x (in kg/Tag)
B 295 nördlich Solitude- straße (0,5 km, 7800 Pkw/Tag, 100 km/h)	59,5	26,9
B 295 südlich Solitude- straße (1,5 km, 13 300 Pkw/Tag, 100 km/h)	152,3	68,9

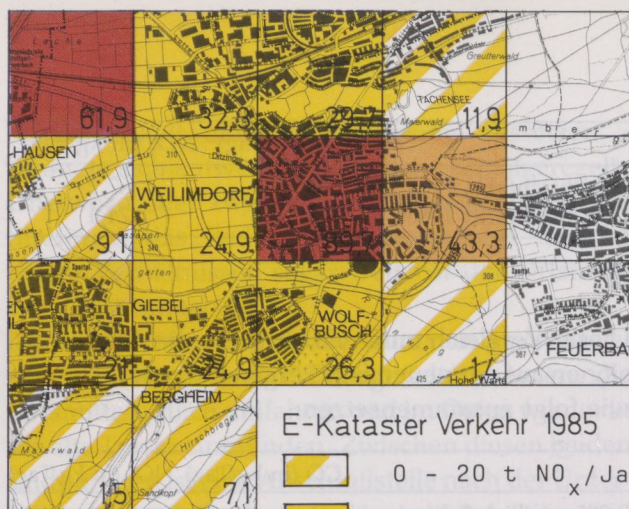
Insgesamt entsteht dadurch folgendes Bild:

	CO in kg/Tag	NO _x t/Jahr	in kg/Tag	t/Jahr
B 295 alt	789	288	67,2	24,5
B 295 neu	407,2	149	119,8	43,7

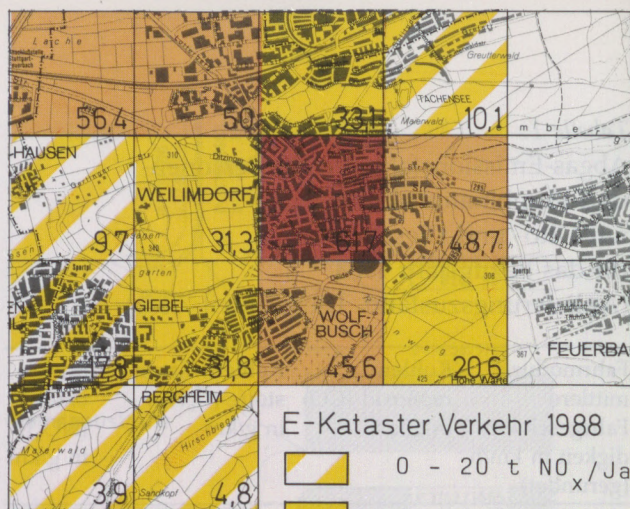
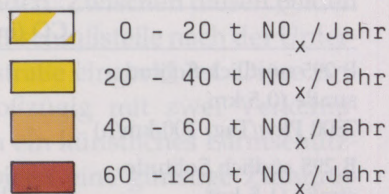
Da die neue B 295 freilich über den Durchgangsverkehr hinaus weiträumigere Wirkungen auf das Verkehrsnetz entfaltet und insbesondere zusätzlichen Verkehr anzieht, reicht diese einfache Rechnung nicht aus, die Veränderungen im Abgasaufkommen zu beurteilen. Wendet man das Prinzip der Emissionsberechnung durch Emissionsfaktoren auf das gesamte Straßennetz in Weilimdorf und Umgebung an und bezieht dabei auch den bisher vernachlässigten Lkw-Verkehr mit ein, so fügen sich diese Einzelberechnungen zu einem sog. Emissionskataster zusammen. Dieses Emissionskataster unterteilt das zu untersuchende Gebiet im Hinblick auf den späteren Vergleich mit den Luftschadstoffmessungen in ein Raster von 1 km × 1 km großen Quadraten ein. Für jedes Quadrat wird dabei der Schadstoffausstoß pro Jahr angegeben.

Für Weilimdorf existieren derzeit zwei Emissionskataster für die vom Verkehr ausgestoßenen Stickoxide, und zwar eines aus dem Jahr 1985 von der Landesanstalt für Umweltschutz und eines aus dem Jahr 1988 der Gutachtergruppe Steierwald, Schön-

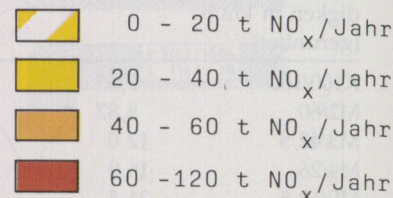
*Als Ausgangsbasis wurden angenommen die Straßenabschnitte Ditzinger Straße, 0,5 km lang (1984: 15 000 Pkw/Tag, mit 60 km/h Fahrmodus M2, 1986: 0 Pkw/Tag), Glemsgau-/Bergheimer-/Rennstraße, 0,5 km lang (1984: 15 000 Pkw/Tag mit 19,5 km/h Fahrmodus M0, 1986: 7300 Pkw/Tag mit 26 km/h, Fahrmodus M4), Solitudestraße, 0,5 km lang (1984: 13 000 Pkw/Tag mit 26 km/h, Fahrmodus M4, 1986: 6900 Pkw/Tag mit 42,5 km/h, Fahrmodus M3), Pforzheimer Straße (1984: 21 000 Pkw/Tag mit 19,5 km/h, Fahrmodus M0; 1986: 7700 Pkw/Tag mit 42,5 km/h, Fahrmodus M3)



E-Kataster Verkehr 1985



E-Kataster Verkehr 1988



Die aus Verkehrsmengen, Verkehrsablauf, Straßenlängen und den Emissionsfaktoren berechneten Jahresemissionen von Stickoxiden. Durch die willkürliche Einteilung des Gebiets in quadratische Rasterflächen zeigt sich keine ganz einheitliche Verteilung der Emissionen. Wo stark befahrene Straßen ein Rasterquadrat nur auf kurzer Strecke streifen, liegen die Emissionen niedriger als dort, wo ein Quadrat ganz durchfahren wird. Längs der neuen B 295 ergeben sich daher unterschiedliche Zunahmen zwischen 1985 und 1988.

harting & Partner, Fichtner und TÜV Rheinland. Vergleicht man beide Kataster, so ergeben sich bei NO_x-Emissionen durch die neue B 295 folgende «rechnerische» Veränderungen:

– In der Weilimdorfer Ortsmitte sind die Stickoxide-Emissionen zwar zurückgegangen, liegen mit 61,7 t/Jahr aber noch vergleichsweise hoch.

– Im Verlauf der neuen B 295 ergibt sich ein starkes Anwachsen dort, wo bisher nur geringe NO_x-Emissionen auftraten, z. B. südlich des Ortskerns im Stadtteil Wolfbusch.

– Auf jenen Straßen, die den Verkehr auf die neue B 295 zuführen, treten im Norden von 32 auf 50 t stärkere Anstiege, im Süden von 24,9 auf 31,8 t geringere Anstiege der NO_x-Jahresemissionen auf. Hierbei fallen natürlich zunehmende Motorisierung und Attraktivität der neuen Straße zusammen. Die ursprünglich 365 t pro Jahr, die noch 1985 vom Straßenverkehr in Weilimdorf freigesetzt worden sind, wuchsen bis 1988 um 50 t auf 425,5 t an. Leider liegen für 1988 noch keine Emissionswerte für Kohlenmonoxid und andere Abgaskomponenten vor, da das Emissionskataster 1988 in erster Linie mit Maßnahmen zur Stickoxidminderung zu tun hat. Es ist aber anzunehmen, daß die Verkehrszunahme von ca. 14% die vorher berechnete Abnahme beim Kohlenmonoxid weitgehend ausgeglichen hat.

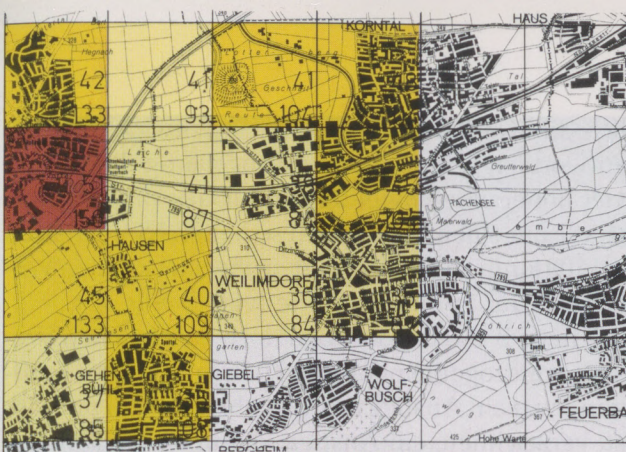
Was geschieht nun mit diesen Abgasmengen? Machen sich die rechnerisch ermittelten Veränderungen in der Umwelt überhaupt bemerkbar, sind sie meßbar? Bekanntlich lösen sich die Schadgase nach dem Verlassen der Auspufftöpfe nicht in Wohlgefal-

len auf, zunächst breiten sie sich ja – unter ständiger Verdünnung – in der Nachbarschaft der Straße und damit in Weilimdorf aus. Die interessante Frage ist also die nach den «Immissionen», d. h. welche Konzentrationen von den einzelnen Abgaskomponenten in der näheren oder sogar weiteren Umgebung der Straßen noch auftreten. Erst dann läßt sich Nutzen oder Schaden der neuen Umgehungsstraße auf die Luftqualität ermessen.

Rastermessungen der Immissionen ermöglichen den Vergleich Vorher – Nachher

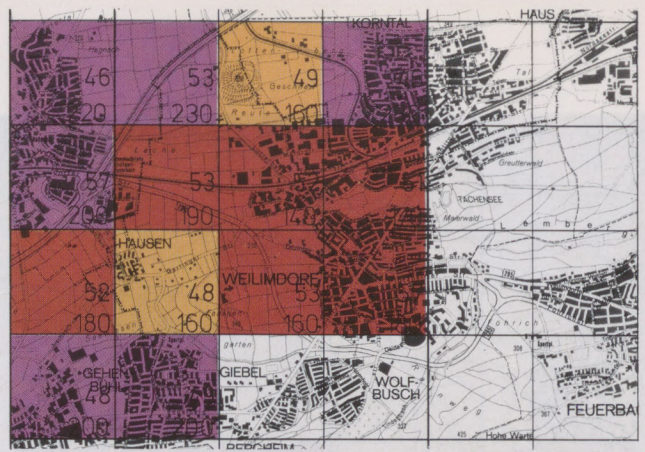
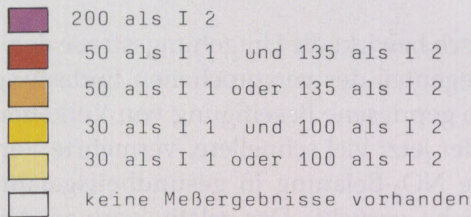
Bei den Immissionen handelt es sich um die Einwirkungen von Luftschadstoffen, gemessen durch deren Konzentration in der Umgebungsluft. Hierzu bedient man sich geeigneter Messungen. Für größere Gebiete, in denen eine dauerhaft arbeitende, feste Meßstation keine Rückschlüsse auf kleinräumig wechselnde Belastungsunterschiede erlaubt und der Betrieb mehrerer Stationen zu aufwendig wäre, führt man die bundesweit einheitlichen Stichproben-Messungen in einem Raster von 1 × 1 Kilometer-Quadraten durch.

Nach solchen Rastermessungen der Landesanstalt für Umweltschutz erwies sich der Stadtbezirk Weilimdorf 1985 als gering belastet im Vergleich zur Stuttgarter Stadtmitte oder den Stadtbezirken Zuffenhausen und Stammheim. Allerdings wiesen diese Messungen einen kleinen Schönheitsfehler auf: An den jeweils vier Eckpunkten der über das Meßgebiet gelegten Quadrate im Kilometerraster



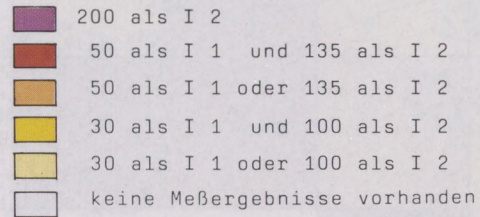
Immissionskataster 1985, NO₂-Belastung

Obere Zahl: Langzeitwerte (I 1), untere Zahl: Kurzzeitwerte (I 2)
Es sind erreicht oder überschritten (in µg NO₂/m³)



Immissionskataster 1987, NO₂-Belastung

Obere Zahl: Langzeitwerte (I 1), untere Zahl: Kurzzeitwerte (I 2)
Es sind erreicht oder überschritten (in µg NO₂/m³)



Stellt man die gemessenen Stickoxidkonzentrationen (hier zusammengefaßt in Langzeit- und Kurzzeitwerten) einander gegenüber, so wird deutlich, daß der einstmals nur gering belastete Korridor der neuen B 295 nach Eröffnung dieser Straße jetzt als erheblich belastet einzustufen ist. Bemerkenswert ist auch, daß im näheren und weiteren Umfeld der Autobahn A 81 und der neuen B 295 die Kurzzeitwerte der TA-Luft erreicht und überschritten werden. Kein Wunder, denn auch auf der Autobahn hat es im Vergleichszeitraum einen Verkehrszuwachs und höhere Fahrgeschwindigkeiten gegeben.

wurde nur dreizehnmal jeweils eine halbe Stunde gemessen, während den Messungen im übrigen Stadtgebiet Stuttgarts 26 Halbstundenmessungen über ein Jahr verteilt zugrundeliegen.

Gerade dieser Umstand veranlaßte nun aber die Landesanstalt für Umweltschutz, die Messungen in Weilimdorf zu wiederholen, allerdings jetzt auf der Basis von 26 Halbstundenmessungen pro Jahr. Diese Meßreihe wurde 1987 durchgeführt. Damit ließen sich die Weilimdorfer Werte mit denen des übrigen Stadtgebiets besser vergleichen; möglich war jetzt ein Vergleich der Immissionswerte vor und nach Inbetriebnahme der neuen B 295.

Bei der Gegenüberstellung der Meßergebnisse ist jedoch etwas Vorsicht geboten: Für jedes Kilometerraster liegen nämlich aus der alten Messung 4 × 13 und aus der neuen Messung 4 × 26 einzelne Halbstundenmessungen vor. Das arithmetische Mittel, als Langzeitwert bezeichnet, läßt sich aus beiden Meßreihen noch einigermaßen vergleichen, nicht aber die Spitzenbelastung, als Kurzzeitwert bezeichnet. Denn die seltener auftretenden hohen Konzentrationen eines Jahres werden bei der Meßreihe mit 13 Halbstundenwerten natürlich viel weniger exakt erfaßt als mit 26. Für den Vorher-Nachher-Vergleich sollen aber nur die Langzeitwerte eine Rolle spielen, während die aktuelle Beschreibung der jetzt herrschenden Belastungssituation auf Langzeit- und Kurzzeitwerten aufbauen muß.

Meßwerte bei Kohlenmonoxid verringert, bei Stickstoffdioxid dramatisch erhöht

Bei Kohlenmonoxid (CO) sind die Langzeitwerte im Meßgebiet Weilimdorf durchweg um ca. 30% zurückgegangen; sie liegen 1987 zwischen 0,6 und 0,7 mg/m³ Luft und damit weit entfernt von den 10 mg/m³ der TA-Luft. Gleiches gilt für die Kurzzeitwerte, die den 30 mg/m³-Wert kaum einmal zu 10% erreichen; hier liegt die Spitze bei 3,7 mg/m³ Luft im Weilimdorfer Ortskern.

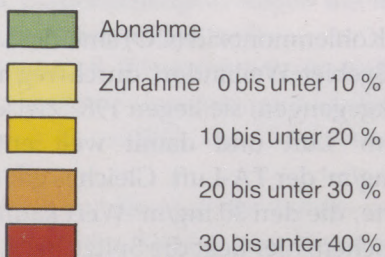
Das Absinken der Langzeitwerte auf ein noch niedrigeres Niveau könnte somit tatsächlich mit dem geänderten Verkehrsgeschehen in Verbindung gebracht werden; freilich dürfte hier in nicht näher bestimmbarer Umfang auch der milde Winter 1987/88 mit einem geringeren Einsatz fossiler Brennstoffe eine Rolle spielen.

Die Behauptung, die Luftbelastung habe sich durch die neue Straße verbessert, wäre also naheliegend. Freilich bei einem Schadstoff, dessen Konzentrationen sich schon vorher in fast unbedenklichen Größenordnungen bewegt haben. Demgegenüber hat sich die Situation beim Stickstoffdioxid dramatisch zugespitzt. Die Langzeitwerte haben sich um mehr als 30% erhöht und dies vor allem in der näheren Umgebung beidseits der neuen B 295, und die Kurzzeitwerte liegen sogar in bedrohlicher Nähe zum TA-Luft-Wert und damit zur Schwelle der Gesund-



NO₂ (Stickstoffdioxid)

Veränderung des I-1-Langzeitwertes
zwischen 1985 und 1987/88



Bei Vernachlässigung der – größeren Unsicherheiten unterworfenen – Kurzzeitwerte hebt sich die Zunahme der Stickoxidbelastung bei den Langzeitwerten in dieser Karte besonders hervor: Hier konzentrieren sich die 30- bis 40%igen Anstiege ausnahmslos auf das Umfeld der neuen B 295!

heitsgefährdung. Bei den großen Schwankungen, die die Rastermessungen kennzeichnen, sind die 200 mg NO₂/m³ der TA-Luft keinesfalls auf Dauer unterschritten!

Dabei hätte sich hier eigentlich auch der milde Winter 87/88 niederschlagen müssen, denn an den Stuttgarter Dauermeßstellen lagen die NO₂-Konzentrationen deutlich unter denen des Vorjahreszeitraumes.

Da außerdem andere Verursacher für diesen Anstieg der NO₂-Konzentrationen nicht in Frage kommen – z. B. Großfeuerungsanlagen –, müssen letzt-

lich die Kraftfahrzeuge für diese Entwicklung verantwortlich sein und hier zwangsläufig deren jetzt viel höhere Geschwindigkeit auf der Umgehungsstraße mit einem ca. doppelt so hohen NO_x-Ausstoß bei 100 km/h gegenüber dem früher stockenden Verkehrsablauf in der Ortsmitte (vgl. Tabelle 1).

Die neue B 295 hat daneben noch zusätzlichen Verkehr angezogen; knapp zwei Jahre nach ihrer Eröffnung war ein Anstieg der Verkehrsmengen um 14% zu verzeichnen; ein Anstieg, der unter Umständen eine durch mehr eingesetzte Katalysatorfahrzeuge hervorgerufene günstige Abgasentwicklung glatt verdeckt.

Lufthygienisch bewirkt die Umgehungsstraße demnach das Gegenteil der versprochenen Entlastung durch die so gepriesene Beseitigung von Verkehrsstaus: Erst der jetzt viel schnellere, vermehrte Verkehr hat die NO₂-Belastung in gesundheitsgefährdende Bereiche gerückt. Der relativ geringe Abstand der neuen Straße zu Wohnsiedlungen läßt vermuten, daß diese Entfernung kaum ausreicht, die NO₂-Konzentrationen bei der Ausbreitung der Schadgase entscheidend zu reduzieren. Im Gegensatz zum kurzlebigen Kohlenmonoxid baut sich Stickstoffdioxid erst aus dem Stickstoffmonoxid auf und kann z. T. erst in einigen hundert Metern von der Emissionsquelle ein Maximum erreichen.

Umfahrungsstraßen: mit flotter Fahrt
in Richtung Stickoxid-Grenzwert

Umgehungsstraßen sind keine Allheilmittel für verkehrsgeplagte Ortskerne. Ihr Einsatz für eine Umwelttherapie erfordert grundsätzlich eine eingehende Diagnose, die rechtzeitig das Ausmaß unerwünschter und z. T. gefährlicher Nebenwirkungen erkennen läßt. Im vorliegenden Fall der Ortsumgehung der B 295 in Weilimdorf sind solche Nebenwirkungen nachgewiesen. Ein immer noch viel zu geringer Abstand zu Siedlungsgebieten und ein großzügig angelegter Straßenverlauf, der größere Verkehrsmengen bei noch höheren Geschwindigkeiten erlaubt, ja sogar herausfordert, hat die Luftqualität im Stadtbezirk Weilimdorf erheblich verschlechtert.

Gerade im dichtbesiedelten Umland der Großstädte sind ähnliche Wirkungen zu erwarten, denn Trassen, die die Siedlungen in mehreren Kilometern Entfernung umfahren, läßt der geringe Abstand zwischen den Orten kaum mehr zu. Die dichte Besiedlung, die Größe der Orte – Weilimdorf ist mit 27 000 Einwohnern z. B. größer als die Kreisstadt Calw – und der daraus folgende starke innerörtliche Verkehr, der die Umgehungsstraße gar nicht be-



Die neue B 295 östlich der Anschlußstelle Solitudestraße. Bis auf den Anschlußbereich sind bisher 100 km/h zugelassen.

nützt, dämpfen die erhofften Entlastungswirkungen: Die verbliebenen 19 000 Kraftfahrzeuge am Löwenplatz stehen einem Fußgängerparadies auf Dauer im Wege.

Und wer glaubt, die Lärmbelastung habe sich zum besseren gewendet, der muß ebenfalls eine Enttäuschung hinnehmen: In der Pforzheimer Straße ist der Dauerschallpegel am Tage von 76 auf 72 Dezibel (A) gesunken – eine gerade noch wahrnehmbare Differenz von 4 Dezibel (A). Dieser Pegel liegt aber

nach wie vor weit jenseits der für Wohngebiete geltenden Richtwerte.

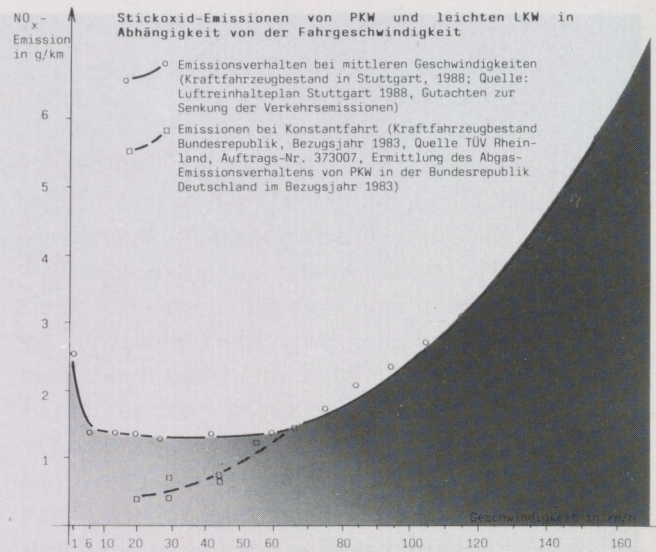
In solch enger Nachbarschaft zu den Siedlungen entfalten Umgehungsstraßen heutigen Zuschnitts durch den Abbau von Stauungen eine besonders verhängnisvolle Wirkung. Ausbaumerkmale, die Geschwindigkeiten von deutlich über 50 km/h erlauben, sind der Garant für eine 50 oder gar 100%ige Erhöhung der Stickoxidemissionen. Dabei läge in Umgehungsstraßen durchaus eine Chance, die Ab-

gase insgesamt zu drosseln. Da solche Straßen auf einer respektablen Länge meist frei von Einmündungen und Kreuzungen sind, ließe sich hier am ehesten ein gleichmäßiger Verkehrsfluß ohne abgasintensive Beschleunigungen erzielen. So reduziert sich die Stickoxid-Emission bei Konstantfahrt mit beispielsweise 30 km/h auf gerade noch 0,4 g/km, ohne daß dabei andere Abgaskomponenten ein wortwörtlich «atemberaubendes» Niveau ansteuerten (vgl. Tabelle 2).

Man mag einwenden, der Bau von Umgehungsstraßen ist nicht einseitig unter Luftqualitäts-Gesichtspunkten zu beurteilen. Es bleibt nur die Frage, ob die anderen Gründe derartig schwerwiegende Konsequenzen rechtfertigen.

Wäre es denn tatsächlich eine Zumutung, den Forderungen nach Umgehungsstraßen mit lufthygienisch optimierten Geschwindigkeiten und darauf abgestimmten Ausbaumerkmalen zu antworten, mit anderen Worten einen Straßenentwurf mit eben noch vier Meter Fahrbahnbreite zuzüglich Mehrzweckstreifen zu präsentieren, der Geschwindigkeiten von über 40 km/h nicht mehr zuläßt? Oder liegt die Zumutung nicht vielmehr in Behauptungen, *durch den Bau von Randstraßen (. . .) werden diese Vororte vom Durchgangsverkehr entlastet. Verkehrsstaus auf den engen Erschließungsstraßen der Vororte werden so beseitigt und die Belastung durch Verkehrsemissionen reduziert.* Dies ist leider kein Zitat aus einer Verkehrsuntersuchung früherer Jahre, sondern ausge-rechnet eine Planungsempfehlung des im Januar 1989 vom Ministerium für Umwelt herausgegebenen Luftreinhalteplans für Mannheim!

Die Anwendung harmloser Wunderdrogen mag durch erzielte Placebo-Effekte gerechtfertigt und zu entschuldigen sein, nicht aber das Inkaufnehmen und Verschweigen gefährlicher Nebenwirkungen des auch unter anderen Umweltaspekten höchst umstrittenen Medikaments «Umgehungsstraßen».



Fast so gut wie ein geregelter Katalysator:

Bei gleichmäßigem, leicht untertourigem Fahren mit 30 km/h im dritten Gang wird von einem Pkw nur noch ein Fünftel der Stickoxid-Emissionen von Tempo 100 km/h ausgestoßen.

Literatur und Quellen:

- Ministerium für Umwelt Baden-Württemberg (Hrsg.): Bericht über Immissionsmessungen im Mittleren Neckarraum 1985–1989. Stuttgart 1989
- Ministerium für Umwelt Baden-Württemberg (Hrsg.): Luftreinhalteplan Mannheim. Stuttgart 1988
- Steierwald, Schönharting und Partner/TÜV Rheinland/Fichtner: Luftreinhalteplan Stuttgart 1988. Gutachten zur Senkung der Verkehrsemissionen. Stuttgart 1988
- Landesanstalt für Umweltschutz: Bericht über das Immissionsmeßprogramm in Leonberg, Weilimdorf und Ditzingen und Umgebung. Bericht Nr. 115/1987. Karlsruhe 1987
- Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Baden-Württemberg (Hrsg.): Emissionskataster Stuttgart. Quellengruppe Verkehr – Quellengruppe Hausbrand – Quellengruppe Industrie (jeweils eine Ausgabe). Köln 1986
- TÜV Rheinland: Ermittlung des Abgas-Emissionsverhaltens von Personenkraftwagen in der Bundesrepublik Deutschland im Bezugsjahr 1983. Zwischenbericht vom Oktober 1985, korrigiert März 1986. Köln 1986
- Abt. Klimatologie des Chemischen Untersuchungsamtes der Landeshauptstadt Stuttgart: Meteorologisch-lufthygienische Untersuchungen im Raum Stuttgart – Weilimdorf August 1982 – November 1984. Stuttgart 1985

Die Feldhecke – Lebensader der Landschaft *Carlheinz Gräter*

Nicht nur im Heckengäu, auch in Ortsnamen wie Haag und Amlishagen im Hohenlohischen, Heckfeld im Bauland, Dornstetten und Dornhan im Schwarzwald oder Rosenberg klingt der Heckenreichtum unseres Landes an. Schwaben gehört neben Franken, Thüringen und der Kalk-Eifel zu jenem mitteleuropäischen Heckengürtel, der weitgehend kalkigen Böden als Untergrund folgt. Das unterscheidet ihn vom maritimen, also meerbestimmten grünen Gürtel der Knicks und Wallhecken im Norden und von der montanen Hügelzone, dem Berglandgürtel der Weidehecken im Vorland der Alpen.

Die Wallhecken im Norden hat der Mensch gegen den Salzwind der See angelegt. Die Weidehecken im Alpenvorland sind Riegel, die bei der Rodung des Waldes ausgespart blieben. Unsere Hecken leh-

nen sich meist an Ackerterrassen und Feldraine an, sie begleiten Hohlwege, Grundstücksgrenzen und überwachsen Steinriegel.

In diesen vertrauten Feldhecken wachsen Schlehe und Weißdorn, Heckenrose, Hartriegel und Hasel, Faulbaum und Feldahorn, Vogelkirsche und Holunder, das Pfaffenhütchen und die Dornennester der wilden Stachelbeere. In ihrer Artenvielfalt erscheint diese bunte Hecke als Ebenbild der benachbarten Waldsäume.

Der Bauer schätzte die Heckenstreifen entlang der Felder, solange bei uns das Vieh auf die Weide getrieben wurde. Da und dort hat er solche Hecken zu einem grünen Pferch geschlossen. Aber unsere Feldhecke kam meist von selbst hoch, wurde nicht gepflanzt, nur belassen. Sie gehörte einfach zum vertrauten Bild der Kulturlandschaft.



Gedanken über das Netzwerk der Hecken machten sich erstmals die Männer, die im 18. Jahrhundert das Vernunftdenken der Aufklärung für die heimische Landwirtschaft nutzen wollten. Diesen verdienstvollen Pionieren paßte der Wildwuchs nicht ins rationelle Renditedenken. 1773 schrieb der hohenlohische Agrarreformer und Pfarrer Johann Friedrich Mayer: *Hecken, Büsche, Waldungen, Dornen auf den Feldern sind allesamt dem Feldebau in vielen Ausichten sehr schädlich. Auf dem Platze, den sie einnehmen, könnte man Getreide oder Gras bauen. Unter ihnen sammeln sich alle schädlichen Insekten, Raupen, Schnecken, Mäuse, Maulwürfe, Hasen und dergleichen. In ihnen nisten die Vögel, und die Sperlinge (. . .) sammeln sich da beständig in Menge.*

Der Pastor des Fortschritts kreidete den Hecken auch an, daß sie Schatten würfen und den Schnee festhielten. Sein Rat: Ausrotten! Was mit der *Erzeugerschlacht* im Dritten Reich begann, endete in der Traktorensteppe der Flurbereinigung unserer Tage. Dabei hatte schon der Landwirtschaftsreformer Albrecht Thaer zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Bedeutung der Feldhecke für das Kleinklima erkannt und unserer trockenen Muschelkalklandschaft ein engmaschiges Heckennetz empfohlen. Seither haben Hunderte von Felduntersuchungen seine Thesen bestätigt. Ihr Fazit: Nicht dichte, luftstauende Wallhecken, sondern durchlässige Feldgehölze bieten den besten Windschutz. Hecken kämten den Wind aus, so daß sich hinter ihnen die Lufttemperatur erhöht. In ihrem Windschatten wird die Kohlensäure festgehalten, aus der die Pflanze mit Hilfe der Sonnenenergie ihr Wachstum aufbaut. Hecken bewahren die Humuskrume vor

dem Ausblasen und in Hanglagen vor dem Abschwemmen und halten auch den Tau fest. Die Hecke überträgt gleichsam das Gewächshaus des Gärtners in Flur und Weinberg.

Wie steht es mit dem anscheinend unausrottbaren Vorwurf, die Feldhecke sei eine Brutstätte des Ungeziefers? Genau das Gegenteil trifft zu! Nicht die Feldmaus, die als Steppentier ihre Gänge nur im Freien wühlt, sondern die nützlichen Spitzmäuse, Igel und Wiesel hausen in der Hecke. Hier finden bedrohte Arten wie Blindschleiche und Ringelnatter, Kröten, Eidechsen, Spinnen, Laufkäfer und andere Raubinsekten einen Unterschlupf, dazu das schon im Bestand bedrohte Niederwild wie Feldhase, Rebhuhn und Fasan. Im Frühjahr blüht die Feldhecke dann als Bienenweide. Über ihre Bedeutung als Vogelschutzgehölz ist jedes Wort überflüssig. Heckenlandschaften sind allemal auch Vogel-landschaften.

An die landpflegerische Vernunft, nicht an ästhetisches Behagen appelliert heute der Naturschutz. Den Heckenschützern geht es nicht um den Erhalt einer musealen, sondern einer lebendigen, lebensvollen Kulturlandschaft.

Der unvergessene Alwin Seifert hat von den Heckenrodern einmal gesagt, sie seien pfennigklug und talerdumm. Und er hat das Wort von dem Zehnten geprägt, den wir der Natur lassen müßten, um unsere Gärten und Äcker, Wiesen und Weinberge gesund und fruchtbar zu erhalten. Zu diesem Zehnten gehören Tümpel und Bachgehölz, Kräuterrain und Steinriegel, vor allem aber auch die Feldhecke als Lebensader fränkischer und schwäbischer Kulturlandschaft.

SCHLEHDORN

Im Schlehdorn
der weiße Blütenhimmel:
frühlingsgrüne Einsiedlerweiler
über den Hang geziert,
Heckenbasteien auch
zwischen vielgrünig
geflaggtem Saat- und Wiesengebänder.

Willi Habermann

Mochental – Propstei des Klosters Zwiefalten Wilfried Setzler und Sommerresidenz der Äbte



Seitenflügel des Schlosses, in dem sich die Nikolauskapelle und darüber der Hubertussaal befinden.

Das im Geiste der Hirsauer Reform 1089 – vor 900 Jahren! – mitten im Investiturstreit gegründete Benediktinerkloster Zwiefalten kam, dank einer hervorragenden wirtschaftlichen Grundausrüstung durch seine Stifter, die Brüder Graf Kuno von Wülflingen und Graf Liutold von Achalm, zur raschen Blüte. 1138 zählte der Konvent 70 Mönche, zusätzlich beherbergte das Kloster 130 Laienbrüder. Mit seinem Ansehen und der Zahl seiner Angehörigen wuchs auch der äußere Wohlstand. Das Recht, Laien im Kloster zu bestatten, machte Zwiefalten zur Grablege zahlreicher Adelsfamilien, führte ihm weitere großzügige Gönner und Wohltäter zu. Gepaart mit einer im großen und ganzen zielstrebigem Erwerbspolitik, die zudem auf Arrondierungen ausgerichtet war, entstand so bis etwa 1500 ein nahezu geschlossener Klosterstaat, dessen Territorium über 30 Dörfer, Weiler oder große Gutshöfe umfaßte.

Zur Verwaltung des nicht unbedeutenden Streubesitzes und als Sammelstelle der Naturalabgaben wurden Pfröden oder Klosterhöfe eingerichtet, so etwa in Reutlingen, Riedlingen, Neuhausen, Ennaubeuren. Regelrechte klösterliche «Außenstellen» waren die Propsteien – Kohlberg, Güterstein, Mochental –, die nicht nur Verwaltungssitz, sondern auch geistige Zentren waren, zumal sie meist mehrere Mönche, zeitweilig sogar einen kleinen Konvent beherbergten. Personalmangel und wirtschaftliche Schwierigkeiten zwangen im 14. Jahrhundert zur Aufgabe der Propstei Kohlberg, 1439 fiel die reiche Propstei Güterstein bei Urach an die Grafen von Württemberg. Der dem Kloster Zwiefalten verbleibenden Propstei Mochental – in der Nähe des Ortes Kirchen, heute eingemeindet nach Ehingen/Donau – fiel so eine immer größer werdende Bedeutung zu als Gutshof, als Verwaltungssitz, zeitweilig auch als Ort der Verbannung und schließlich vor allem als Ort der Rekreation, als Sommerresidenz der Äbte.

Hl. Nikolaus von Josef Christian an der Außenfront.



Im Spätmittelalter kommt zu Burg und Nikolauskapelle ein klösterliches Hofgut

Kern der Propstei war eine kleine, dem heiligen Nikolaus geweihte Kapelle, die – neben einer Burg gelegen – vor 1209 Graf Ulrich von Berg zusammen mit einem Hof dem Kloster Zwiefalten geschenkt hatte. Anfänglich fließen die Quellen nur spärlich, scheint der Besitz recht unbedeutend gewesen zu sein. In den Kriegswirren 1251 wurde die Kirche zerstört; wieder aufgebaut, wurde sie 1295 von Räubern ausgeraubt und verwüstet.

Erst im 15. Jahrhundert wurden die Kapelle, die Burg und die inzwischen dem Kloster in der Umgebung überlassenen Güter zu einem selbstbewirtschafteten Hofgut ausgebaut, wurden weitere Güter, Wiesen, Äcker, Höfe, Mühlen dazugekauft. Dem Wirtschaftsbetrieb stand ein Mönch aus Zwiefalten – zunächst mit der Bezeichnung Pfleger oder Verweser, später mit dem Titel Propst – vor, der auch das geistliche Oberhaupt aller zu Mochental gehörenden Personen war.

Kaum Propstei, übte Mochental manchmal auch eine Funktion aus, die auf den ersten Blick verblüffen mag: unliebsame, unbequeme Mönche wurden dorthin abgeschoben, besonders ehrgeizige zum Propst «befördert». So finden wir seit 1477 den ehemaligen Klosterprior, Konrad Schilling von Cannstatt, als Propst auf Mochental, der zuvor versucht hatte, mit Hilfe seines Vetters, des württembergischen Forstmeisters, zur Abtswürde zu gelangen. Sein Nachfolger als Propst wurde 1482 Berthold Loescher, der wegen eines Totschlags im Streit mit Abt und Konvent lag. Daß eine solche «Versetzung» – im übrigen eine oft belegbare Praxis der Äbte auch anderer Klöster – nicht immer die innerklösterlichen Konflikte lösen konnte, beweist der Fall Dionysius Münsinger; dieser, seit 1501 im Kloster Zwiefalten nachweisbar, konspirierte gegen den Abt und spaltete den Konvent. Eine «Verbannung» nach Mochental folgte, doch ließ sich Münsinger dadurch nicht «kaltstellen». Im Gegenteil, er nutzte seine dortige freiere Stellung dazu, offen gegen den Abt anzutreten und ihn beim Herzog von Württemberg, beim Bischof von Konstanz und anderen nachhaltig zu verleumden. Sein Bestreben war offensichtlich darauf gerichtet, selbst Abt zu werden. Als seine Bemühungen ohne schnellen Erfolg blieben, versuchte er endlich gar, den Abt zu vergiften; so zumindest behaupteten es die Anhänger des Abtes, möglicherweise ist er auch einer Intrige zum Opfer gefallen. Wie auch immer: Münsinger wurde nun in harte Kerkerhaft genommen, in der er wenige Monate später starb.

Doch dauerte dieses eher düstere Kapitel der Propsteigeschichte nur wenige Jahrzehnte. Im 16. Jahrhundert war Mochental mehrfach Ruhesitz resignierter Äbte. So übernahm Abt Sebastian Müller 1538 nach seiner Abdankung die Propstei, von der aus er dann zehn Jahre später wieder auf den Abtstuhl berufen wurde. Auch der abgesetzte Abt Georg Rauch verbrachte seinen Lebensabend als Propst zu Mochental.

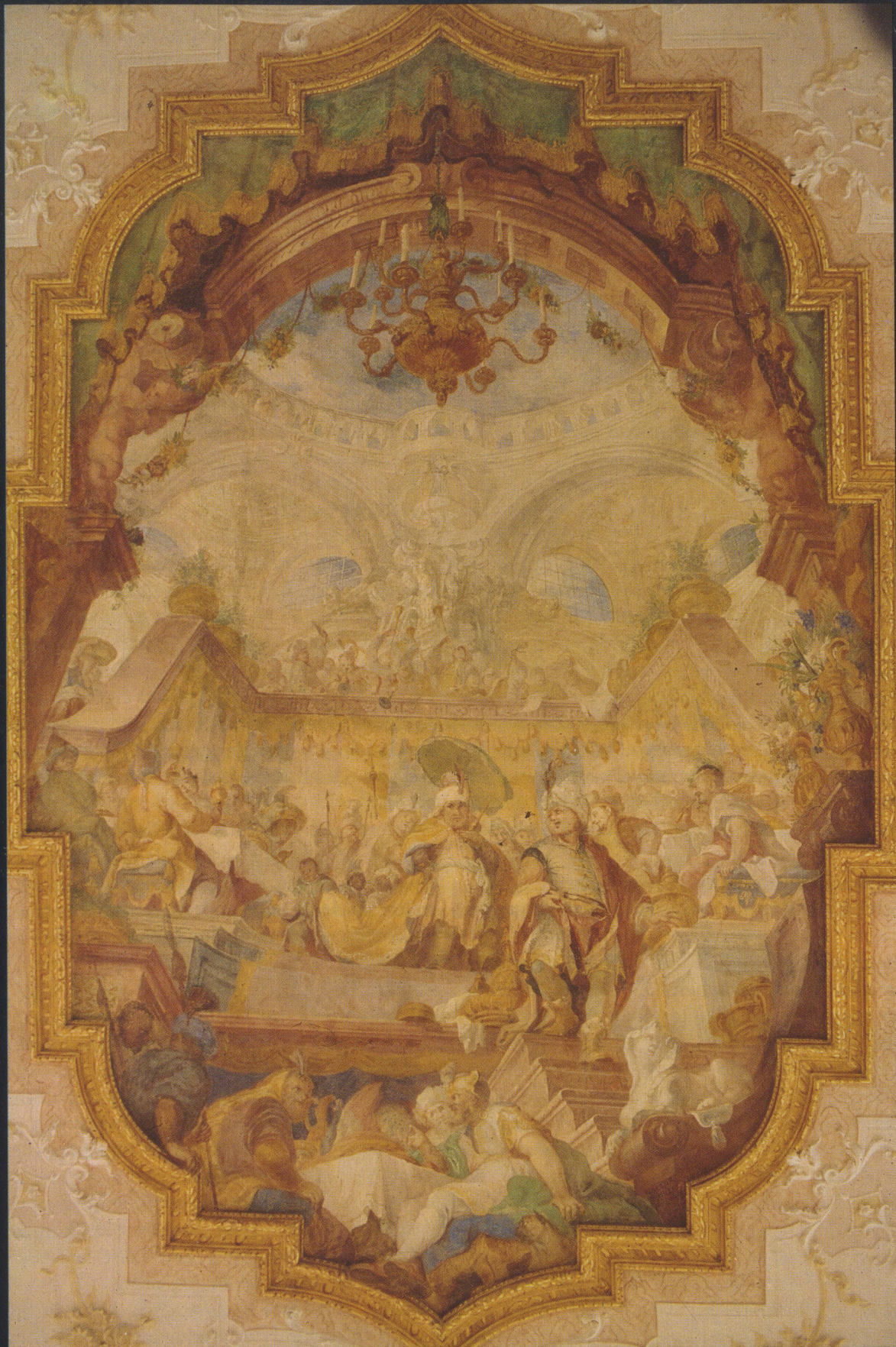
Dies mag auch – neben Zerstörungen im Schmalkaldischen Krieg 1546 – den letzten Anstoß zu größeren Umbauten gegeben haben: 1568 ließ Abt Johannes die Reste der alten Burg abreißen und neue Gebäude errichten; der östliche Flügel des alten Gutshofs stammt noch aus jener Zeit. 1578 erfolgte unter Abt Georg Rauch der weitere Ausbau, auf den der westliche Flügel des Gutshofes zurückgeht. Fünf Jahre später begannen dann die Erneuerungsarbeiten an der Kapelle, die 1587 mit drei Altären neu geweiht werden konnte.

Zwiefalten kauft das reichsritterschaftliche Kirchen, um die Reformation abzuwenden

Ein besonderes Verhältnis verband die Propstei mit den Herren von Stein, einer Adelsfamilie, von der ein Zweig im Dorf und Rittersitz Kirchen, Markungsnachbar von Mochental, beheimatet war. Ihre Schenkungen waren beachtlich; allerdings übten sie auch die Vogtei über Mochental aus, waren somit der «weltliche Arm» der Propstei, deren *Schützer und Schirmer*, was dem Kloster Zwiefalten im 16. Jahrhundert ausgesprochen lästig wurde. So war der Schutz gering, wie sich 1546 im Schmalkaldischen Krieg zeigte. Vor allem aber begann Johann Ulrich von Remchingen, Rechtsnachfolger der Herren von Stein, aus seiner Schutzfunktion Herrschaftsrechte abzuleiten. Das wurde besonders gefährlich, nachdem er zur lutherischen Konfession übergetreten war, drohte doch nun die Einführung der Reformation und damit die Säkularisation, möglicherweise das Ende der Propstei.

Zwar hatte man sich auf Grund der Erfahrungen von 1546 nach einem mächtigen Schutzherrn umgesehen und gar Kaiser Karl V. zu einem Brief veranlassen können, in dem er Mochental mit all seinen Gütern und Menschen *in seinen und des heiligen Reiches speziellen Schutz* nahm, doch mußten der Abt von Zwiefalten und der Propst von Mochental mit den evangelischen Herren von Remchingen harte

«Fürstenmahl». Deckengemälde von Josef Ignaz Wegscheider aus Riedlingen im Hubertussaal aus dem Jahre 1738. ►



Kämpfe führen, um die Rechte und Einkünfte in der Herrschaft Kirchen zu wahren, wo das Kloster begütert war und Leibeigene besaß. Schwierigkeiten gab es um die Ausübung des katholischen Kultes in Mochental, wollte doch Johann von Remchingen dort ebenso die Reformation einführen, wie er dies in Kirchen getan hatte.

Die Auseinandersetzung endete erst 1621 mit dem Kauf der reichsritterschaftlichen Herrschaft Kirchen, zu der neben der Hochgerichtsbarkeit über das Dorf auch zwei Höfe zu Mundingen und eine Mühle zu Rottenacker gehörten. Wie wichtig Zwiefalten diese Erwerbung war, verdeutlicht die horrenden Kaufsumme von 145 000 Gulden, derentwegen das Kloster gezwungen war, zahlreiche Besitzungen zu verkaufen, z. B. Weinberge im Stuttgarter Raum oder eine große Mühle bei Tübingen.

Zu solchen finanziellen Opfern war Zwiefalten vor allem deshalb bereit, weil sie den Streit mit den Herren von Remchingen beendeten und eine nicht geringe Gebietserweiterung brachten. Nicht uninteressant war sicherlich auch die mit dem Erwerb verbundene Möglichkeit der Rekatholisierung des Dorfes. Daß der Abt mit dem Kauf einer reichsritterschaftlichen Herrschaft seiner Titulatur nun auch noch das *Herr zu Kirchen* hinzufügen konnte, bemerkte man im Kloster ebenfalls mit Wohlgefallen. Die Sicherung der Propstei Mochental durch den Kauf der Herrschaft Kirchen, vor allem aber der damit verbundene Prestigegewinn veranlaßten erneute Baumaßnahmen: Mochental wurde nun zunehmend zum Rekortationsort der Mönche, zum sommerlichen Schloßsitz der Äbte von Zwiefalten.

Nach Brandkatastrophe barocker Neubau von Schloß mit Kapelle und reiche Ausstattung

Ihre heutige Gestalt erhielt die Propstei allerdings erst in den Jahren zwischen 1730 und 1733. Eine Brandkatastrophe veranlaßte einen völligen Neubau des Hauptgebäudes – Verwaltungssitz, Schloß mit Kapelle – und einen tiefgreifenden Umbau des Wirtschaftshofes. Die dabei entstandene Anlage und deren künstlerische Ausschmückung erlauben auch einen Einblick in das Selbstverständnis der Zwiefalter Äbte und Mönche zur Barockzeit.

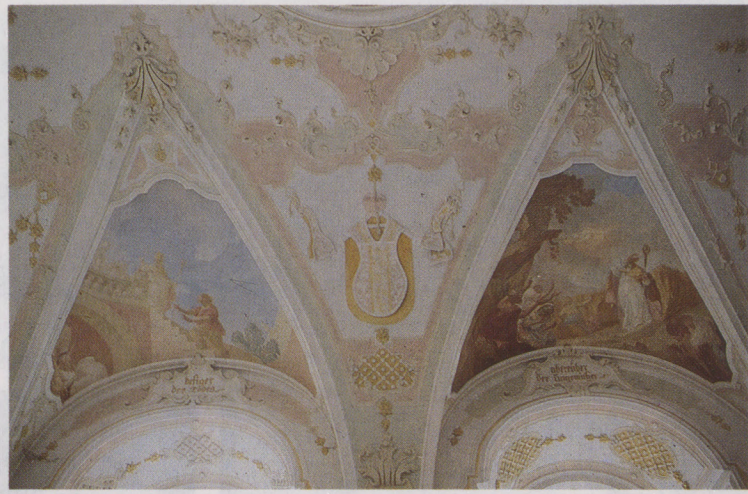
Zwei dreiflügelige, hufeisenförmig angeordnete Gebäudegruppen – im Norden die Ökonomiegebäude, im Süden der Hauptbau, die Propstei – umschließen den Wirtschaftshof, zu dem man durch ein auf 1716 datiertes Hauptportal gelangt. In der erstaunlich kurzen Zeit von nur vier Jahren bauten die Brüder Joseph und Hans Martin Schneider, Maurermeister, aus dem Klosterdorf Baach, das dreige-

schossige Propsteigebäude, dessen beide leicht vorspringende Seitenflügel Volutengiebel und achteckige Dachreiter mit Kuppeln erhielten. Gänzlich auf Fernwirkung bedacht, vermittelt die Architektur den Gesamteindruck eines Barockschlosses. Ganz in gegenreformatorischem Geist soll der Glanz, der Reichtum und das Ansehen der Kirche auch im äußeren Gewand in Erscheinung treten. Zudem unterstrich das imponierende Gebäude den Rang des Klosters, das ja nicht nur geistliche Anstalt, sondern eben auch weltlicher Landesherr war mit Untertanen, mit Macht über Leben und Tod. So versteht sich der Zwiefalter Abt des späten 17. und folgenden 18. Jahrhunderts eben als *Hochwürdiger Reichsprälat und des hochlöblichen Reichsstifts und Gottshaus Zwiefalten regierender Abt und Herr, Herr der Herrschaft Großengstingen und Kirchen*. Das Mochentaler Gebäude war gewissermaßen steinernes Zeugnis dieses Titels, den die Äbte unter Mißachtung der württembergischen Vogtei über Zwiefalten führten.

Am deutlichsten kommt die doppelte Rolle der Äbte als geistliche und weltliche Herren – einerseits der Askese, dem Orden, der Kirche, andererseits dem höfischen Protokoll, adligem Lebensstil und herrschender Manier verpflichtet – in der Funktion und Ausgestaltung des Westflügels der Propstei Mochental zum Ausdruck. Dort nämlich fand im zweiten Stock der Hubertussaal, der eigentliche Prunksaal der Propstei, seinen Platz, und zwar – bezeichnenderweise – über der neuen, 1736 geweihten Kapelle, die das Erdgeschoß und den ersten Stock einnimmt.

Während die Nikolaus-Kapelle mit Fresken von Franz Josef Spiegler ausgemalt worden ist, die auf die Legende des Kirchenpatrons Bezug nehmen, waltet im darüberliegenden Festsaal die pralle Sinnenfreude: nicht nur in den Farben, im Stuck und im Ornament, sondern auch beim Inhalt des Dargestellten. Im Hubertussaal regiert wahrlich der «Vogel Zeitvorbei». Im Mittelpunkt steht ein von Josef Ignaz Wegscheider 1738 geschaffenes Fresko, das den Einzug eines orientalischen Fürsten in seinen Palast zum Festschmaus zeigt: Mohrenkinder tragen seine Schleppe, vor der perspektivisch gemalten Kuppel empfängt ihn eine Musikkapelle. Der ganze Saal atmet eine *heitere, fast ausgelassene Stimmung, die man eher in einem fürstlichen Jagdschloß als in einer klösterlichen Propstei erwarten sollte*, kommentieren die 1914 herausgegebenen *Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg*.

Das alles wird noch unterstrichen durch die Stukkatur der Decke und der Wände im Régence-Stil, dem Übergang vom Barock zum Rokoko, aus Bandel- und Gitterwerk mit Vögeln und Blumen: ein Reich-



«Eine heitere, fast ausgelassene Stimmung» geben die Fresken wieder, die der in Riedlingen an der Donau lebende Maler Josef Ignaz Wegscheider im Jahre 1738 im Hubertussaal der Propstei Mochental geschaffen hat.

Links oben: Allegorie des Windes. Ein praller Putto mit Libellenflügeln bläst ein Windrad an, während auf seiner erhobenen Hand ein Papagei sitzt.

Links in der Mitte: Allegorie des Herbstes. Dargestellt ist der Weingott Bacchus.

Links unten: Detail aus dem großen Deckenbild im Hubertussaal (vgl. Seite 109). Es zeigt den Einzug eines orientalischen Fürsten zum Festschmaus. Nicht zwingend ein Motiv, das zur Lebensart der Zwiefalter Mönche paßt; eher kommt es dem Bedürfnis der Äbte nach barocker Repräsentation entgegen.

Rechts oben: Stichkappen in der Nikolauskapelle des Schlosses Mochental.

Rechts in der Mitte: Tür mit marmoriertem Rahmen im Hubertussaal, von Voluten umgeben.

Rechts unten: Blick in das erste Besenmuseum Europas, aufgebaut von Ewald und Dorothea Schrade, die seit vier Jahren Schloß Mochental als Galerie nutzen.





Blick in den Hubertussaal.

tum an *ornamentalen Figuren und figürlichen Einfällen*. Zusätzlich geschmückt wird die Decke an der Hohlkehle mit acht Seitenbildern, deren vier die Elemente Luft, Wasser, Feuer und Erde darstellen, vier die Jahreszeiten durch Bacchus, Apollo, Flora und Janus verkörpern. Die Szenen wirken verspielt, lebendig und atmen pure Weltlichkeit. Da bläst – als Sinnbild der Luft – ein draller Putto mit Libellenflügeln ein Windrad an, während auf seiner erhobenen Hand ein Papagei spaziert.

Im Verhältnis dazu wirken die Räume im Ostflügel, die des Propstes und des Abtes, sowie die Flure geradezu bescheiden; wenngleich auch sie an den Decken stuckiertes Band- und Gitterwerk sowie an den Türen marmorierte Rahmen mit von Voluten umgebenen Oberlichtern aufweisen und der Abt sich zusätzlich an figürlichen Motiven in den Fensterleibungen erfreuen kann. Wirklich bescheiden und sehr einfach gehalten waren die alten Zellen des Mitteltraktes, die nur einfache Decken in «Quadratur-Arbeit» erhielten.

Leider ist ein Teil der Ausstattung in der Nikolaus-Kapelle infolge der napoleonischen Kriege und der Säkularisation verlorengegangen bzw. verschollen, darunter das Hochaltarretabel und einige Skulpturen von Josef Christian aus Riedlingen, den Abt und Konvent von Zwiefalten nicht nur mit Arbeiten an seiner Klosterkirche beschäftigt haben. Erhalten von ihm ist eine große Steinfigur des heiligen Nikolaus, die noch heute die Außenseite des Chors der Kapelle schmückt.

Forstamt – Reichsarbeitsdienst und Lazarett – Landerziehungsheim und heute Galerie

Nur noch wenige Jahrzehnte nach Vollendung des Baues dauerte die Klosterherrlichkeit. Im Zuge der Neuordnung des deutschen Südwestens durch Napoleons Gnaden im Reichsdeputationshauptschluß wurde die Propstei zusammen mit dem Kloster Zwiefalten 1802/03 aufgehoben und Württemberg zugesprochen. Dieses wies Schloß Mochental dem letzten Abt, Gregor Weimener, als Abdankungssitz zu und übernahm das Hofgut als Staatsdomäne. Sechs Jahre nach dem Tod des Abtes im Jahr 1816 wurde Mochental Sitz eines württembergischen Forstamtes. Seit 1935 diente das Schloß dem Reichsarbeitsdienst als Mädchenlandjahrlager und als Lazarett. Nach dem Krieg zog hier die Forstverwaltung der französischen Besatzungsmacht ein. Von 1953 bis 1976 beherbergte das Schloß eine Zweigschule des evangelischen Landerziehungsheims Urspring.

Mit dem Auszug der Urspring-Schule ging die Renovierung des Gebäudes, insbesondere der Nikolaus-Kapelle, Hand in Hand. Doch dann stand das Gebäude im Landesbesitz jahrelang leer, bis 1985 Ewald und Dorothea Schrade ihre Galerie für moderne Kunst aus Kißlegg im Allgäu hierher verlegten und zudem in Mochental der Welt erstes Besenmuseum einrichteten. Seitdem ist das Schloß wieder ein geistiges Zentrum, das weit in die Region strahlt und nicht nur sonntags viele Besucher anzieht.

Seit kurzem liegt ein Grundsatzbeschluß der baden-württembergischen Landesregierung vor, der auf die jahrelangen Bemühungen des Autors zurückgeht, ein «Südwestdeutsches Architekturarchiv Stuttgart» ins Leben zu rufen. Die entsprechenden Unterlagen liegen dem Staatsministerium seit annähernd zwei Jahren vor. Aber bereits seit 1984 setze ich mich dafür ein, daß in Baden-Württemberg künftig die Nachlässe bedeutender Architekten, Garten- und Innenarchitekten, Bauingenieure sowie Fotografen, Bildhauer, Glasmaler etc., sofern ihr Werk in enger Beziehung zur Architektur steht, systematisch erfaßt, gesammelt, restauriert und archiviert werden. Die Archivalien, um die es sich hier dreht, besitzen nicht nur für die Denkmalpflege größte Bedeutung, sie sind auch aus architektur-, kultur- und zeitgeschichtlichen Gründen schützenswert.

Das Marbacher Literaturarchiv als Vorbild

Man stellt sich erstaunt die Frage, warum für die Architektur im reichsten Bundesland nicht dasselbe gelten soll, was für die Literatur mit dem Schiller-Nationalmuseum und dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach schon längst selbstverständlich ist? Architektur geht die Allgemeinheit in sehr viel höherem Maße an, als es uns meist bewußt ist. Unsere gebaute und gestaltete Umwelt ist nicht ausschließlich die Sache einiger Spezialisten. Architektur ist heute fast allgegenwärtig und bestimmt unser Leben in Beruf und Freizeit maßgeblich. Und wer wollte bestreiten, daß unsere gebaute Umwelt nicht einen großen qualitativen Nachholbedarf aufweist? Nachdem der Zweite Weltkrieg und der anschließende hastige Wiederaufbau den Charakter von Stadt und Land stärker geprägt haben als in früheren Zeiten Jahrhunderte und wir alle die Unzulänglichkeit schmerzlich zur Kenntnis nehmen, muß der Versuch unternommen werden, gleichermaßen Fachleuten und Laien verständlich zu machen, wie wichtig eine Architektur ist, die sich funktional und ästhetisch in allererster Linie an den menschlichen Bedürfnissen ausrichtet. Auch um diesem großen Ziel ein wenig näher zu kommen, sollte in Baden-Württemberg ein Architektur-Archiv eingerichtet werden.

Allgemein muß betont werden, daß es sich keineswegs darum dreht, Architekturzeugnisse um ihrer selbst willen zu dokumentieren. Ganz im Gegen-

teil, sie sollen für künftige Planungen intensiv aktiviert werden und kommenden Generationen, auch bei der Ausbildung von Architekten, zur Verfügung stehen.

Soziale, ökologische und letztendlich auch ökonomische Gründe sprechen für ein Architekturarchiv. Man denke an die schwerwiegenden sozialen Probleme in großstädtischen Agglomerationen, die nur begrenzt verfügbaren Freiflächen oder die oft umstrittenen Verkehrsplanungen. All diese Tatsachen zwingen uns zur Suche nach besseren, menschengerechten Lösungen. Auch ein Südwestdeutsches Architektur-Archiv könnte hierzu Beiträge leisten. Die verschiedensten Planungen wie Straßenbau, Umnutzungen oder Abrisse denkmalgeschützter Bauten sowie bedeutende Neubauvorhaben werden von vielen Menschen zurecht als Eingriff in ihr Leben betrachtet, so daß sie in wachsendem Maß an Entscheidungen im Sinne der Demokratie mitwirken wollen. Die hierfür notwendige Urteilsfähigkeit beim Laien, aber auch bei vielen Fachleuten zu fördern, sollte neben den Bereichen Forschung, Ausstellungen, Veröffentlichungen, Vorträgen usw. ein Arbeitsschwerpunkt des Architektur-Archivs sein. Die soziale Wirkung von Architektur muß bereits Schülern plausibel gemacht werden. Private wie öffentliche Bauherren müssen verstärkt auf ihre Verantwortung der Allgemeinheit gegenüber aufmerksam gemacht werden. Eigentum verpflichtet auch in dieser Hinsicht. Schließlich ist langfristig zu hoffen, daß das Bewußtsein für den fundamentalen Wert von guter Architektur sensibilisiert werden kann.

Landesregierung begrüßt ein Architektur-Archiv und läßt Anbindung an eine Universität prüfen

Seit nunmehr zwei Jahren setze ich meine ganze Arbeitskraft als Freiberufler – ohne finanzielle Unterstützung durch das Land – in dieses Projekt, und es ist mir gelungen, durch langwierige Recherchen und unzählige Gespräche viele Architekten und Nachlaßverwalter davon zu überzeugen, die von mir initiierte Einrichtung eines Architektur-Archivs mit Rat und Tat zu unterstützen. Zustimmung erfuhr ich nicht nur in der Architektenschaft und beim geplanten Architektur-Forum des BDA in Stuttgart, sondern auch beim Landesdenkmalamt.

Unter den Zusagen für Archivalien, die bisher ohne finanzielle Aufwendungen zu erhalten waren, befinden sich annähernd 30 Nachlässe namhafter ba-

den-württembergischer Architekten. Für die Arbeitsaufnahme einer Keimzelle des späteren Südwestdeutschen Architektur-Archivs habe ich eine Kartei mit mehr als 200 Namen und Daten von Architekten, Garten- und Innenarchitekten, Bauingenieuren, Fotografen, Bildhauern, Glasmalern usw. zusammengestellt, die auf ihre Aktivierung wartet. Im Frühjahr 1987 habe ich das Staatsministerium darauf hingewiesen, daß das Projekt dringendst rasche Unterstützung benötigt. Bis heute warte ich vergebens und dies, obwohl die Landesregierung im Dezember 1988 aufgrund meiner Vorarbeiten in einem Kabinettsbeschuß, befristet auf zunächst drei Jahre, 300 000 DM pro Jahr für einen wissenschaftlichen Mitarbeiter und eine halbe Verwaltungsstelle bereitgestellt hat. Einige Nachlässe mußte ich bereits nach Stuttgart holen und privat provisorisch lagern. Zahlreiche Nachlaßverwalter warten schon längst auf ein verlässliches Zeichen vom Land.

Wegen der Anlauffinanzierung für das Projekt wurden mehrere Gespräche mit Sponsoren geführt. Voraussetzung für weiterführende Kontakte sind verbindliche Zusagen des Landes. Es ist zwar sehr zu begrüßen, daß die Landesregierung meinen Vorschlag, ein Architekturarchiv einzurichten, aufgegriffen hat, andererseits ist sie nicht gut beraten, wenn sie gegenwärtig überprüfen läßt, ob sich das Archiv einer Universität angliedern läßt. So verständlich solche Überlegungen sein mögen, es sprechen doch schwerwiegende Gründe dagegen:

1. Wie ich aus vielen Gesprächen weiß, will die Mehrheit der Architekten und Nachlaßverwalter ihre Unterlagen nur zur Verfügung stellen, wenn eine Institution ins Leben gerufen wird, die organisatorisch von den Universitäten unabhängig ist. Maßgebend für diese Haltung sind oft Richtungskämpfe der Architekten und damit die Befürchtung, benachteiligt zu werden. Hinzu kommt eine verbreitete Verärgerung über die Hochschulen aufgrund früheren Desinteresses an den betreffenden Unterlagen. Ein Architektur-Archiv als Teil eines Universitätsinstitutes würde zur Folge haben, daß ein erheblicher Teil der bisher zugesagten Archivalien verloren geht und manche Verhandlungen künftig nicht zum Erfolg führen oder zumindest erschwert würden.

2. Das gespannte Verhältnis zwischen vielen Architekten, die Absolventen von Universitäten, und solchen, die Absolventen von Fachhochschulen sind, spricht ebenfalls gegen eine Angliederung an eine Universität.

3. Das Südwestdeutsche Architektur-Archiv kann nicht effizient arbeiten und sich seinen Aufgaben

gemäß entfalten, wenn es einem Lehrstuhl unterstellt wird. Man muß sich hierzu nur einmal fragen, welche Ausstrahlung das Literatur-Archiv in Marbach wohl hätte entfalten können, wenn es einem Universitätsinstitut angegliedert worden wäre?

Auch der Vergleich zwischen der Plansammlung der Technischen Universität München und dem viel jüngeren Architektur-Museum in Frankfurt zeigt mit aller Deutlichkeit, daß ein den Aufgaben entsprechender Rahmen gegeben sein muß, um die gewünschte Ausstrahlung, also Effekt, zu erzielen. Der erforderliche Handlungsspielraum kann nur gewährleistet werden, wenn das *Südwestdeutsche Architektur-Archiv* eines Tages als unabhängige Einrichtung entsteht.

4. Nachdem das vom BDA Baden-Württemberg initiierte Architektur-Forum in Stuttgart erfreuliche Fortschritte macht, sollte man auch daran denken, daß später eine reibungslose und enge Zusammenarbeit zwischen Forum und Archiv möglich sein muß. Auch hierfür bedarf es des Freiraums, der in einem Universitätsinstitut nicht gewährleistet werden kann.

5. Das Architektur-Archiv kann seinen Zweck erst dann vollständig erfüllen, wenn es von der Bevölkerung ohne weiteres angenommen wird. Es ist aber fraglich, ob die weitverbreitete Schwellenangst vor Universitäten und die dezentrale Lage dem Besuch von Ausstellungen und anderen Veranstaltungen zuträglich sind.

Architektur-Forum und Architektur-Archiv
im Turm des Stuttgarter Hauptbahnhofs vereinen

Die genannten Punkte richten sich nicht gegen eine intensive Zusammenarbeit mit den Universitäten, sondern nur gegen eine Angliederung. Die aus arbeitstechnischen Gründen unabdingbare Unabhängigkeit muß garantiert sein; was für jedes öffentliche Archiv selbstverständlich ist, das unabhängig von Tagesmeinungen und Interessengruppen seinen Aufgaben nachkommt.

Das Projekt ist gegenwärtig aus einer Vielzahl von Gründen gefährdet und bewegt sich in eine falsche Richtung. Bevor Tatsachen geschaffen werden, sollte eine vorurteilsfreie Überprüfung stattfinden. Daß das Land bei der Meinungsfindung die betreffenden Berufsvereinigungen und Standesorganisationen mit einbezieht, sollte in einer Demokratie selbstverständlich sein. Zu den unmittelbar bevorstehenden Entscheidungen kann die Fachwelt jetzt noch Stellung nehmen, um so auf die Meinungsbildung Einfluß auszuüben.

In Übereinstimmung mit zahlreichen Fachleuten,

Forum und das Architektur-Archiv ins Auge zu fassen. Ein solcher Bau könnte der Turm des Stuttgarter Hauptbahnhofs von Professor Paul Bonatz sein, der auf ca. 800 m² ausreichend Raum für Ausstellungen, Vorträge und Konferenzen von beiden Einrichtungen sowie für ein Café bietet. Für diese Lösung sprechen folgende Gründe:

1. Ein bestehender Bau für beide Einrichtungen verursacht niedrigere Kosten, als wenn Forum und Archiv getrennte Domizile beziehen.
2. Die Verwirklichung beider Projekte rückt aufgrund geringerer Kosten in greifbare Nähe.
3. Forum und Archiv ergänzen und befruchten sich gegenseitig und können nach außen gemeinsam mehr Ausstrahlung entfalten. Es wäre widersinnig, zwei Einrichtungen, die sich mit demselben Gebiet befassen, an zwei getrennten Orten anzusiedeln.
4. Die Verkehrssituation am Stuttgarter Weißenhof, dem vorgesehenen Standort für das Forum, ist durch die benachbarte Messe schon jetzt unerträglich belastet und mobilisiert die Anwohner. Die Ablehnung des Forums an dieser Stelle hat sich bereits in Leserbriefen niedergeschlagen.
5. Die Nähe des Stuttgarter Hauptbahnhofs zur sogenannten «Kulturmeile» und seine zentrale Lage wirken sich vorteilhaft auf den Besucherzustrom aus.
6. Mit dem Stuttgarter Hauptbahnhof hätten beide Architektur-Einrichtungen ihren Sitz sinnvollerweise in einem Baudenkmal, das zu den bedeutendsten im Lande zählt und das damit aufgewertet würde.

In unzähligen Gesprächen mit Vertretern des Landes und der Stadt, des Landesdenkmalamtes, des Fördervereins Alt-Stuttgart – auf seine Bemühungen gehen die Restaurierungen verschiedener historischer Bauten in Stuttgart zurück –, der Bundesbahn als dem Besitzer des Bahnhofs und mit Sponsoren habe ich versucht, den Boden für konkrete Schritte vorzubereiten. Meine Möglichkeiten sind damit in jeder Hinsicht erschöpft.

Bisher war es selten leicht, bei den Verantwortlichen Verständnis für die Notwendigkeit eines Architektur-Archivs und vor allem konkrete Unterstützung zu finden. Natürlich handelt es sich bei vielem nur um Vorschläge, die verbesserungsbedürftig sind. Daher bin ich für konstruktive Kritik und Anregungen äußerst dankbar. Daß das Projekt grundsätzlich aber von der Fachwelt begrüßt wird, habe ich bis jetzt immer erfahren.

Dringend notwendig ist nun, daß ich die finanzielle und personelle Unterstützung schnell erhalte, wo für die Mittel von der Landesregierung ja bereitgestellt worden sind, um meine Arbeit effektiv fortsetzen zu können. Die Fachwelt und die Öffentlichkeit bitte ich um ihre aktive Unterstützung. Dem Land sollte so schnell wie möglich das lebhafte Interesse an einem Architektur-Archiv von den verschiedenen Institutionen, Verbänden, Vereinen und Privatpersonen bekundet werden, damit eine sachgerechte, vernünftige Lösung – also Architektur-Forum und Südwestdeutsches Architektur-Archiv Stuttgart unter einem gemeinsamen Dach – zustandekommt.

Gedenkmal eines Wollstreichers? *Juliane und Friedrich Karl* Das spätmittelalterliche Steinkreuz in Neuenbürg *Azzola*



Das spätmittelalterliche Steinkreuz in Neuenbürg, Albert-Schweitzer-Straße, mit einer Kardätsche als Zeichen.

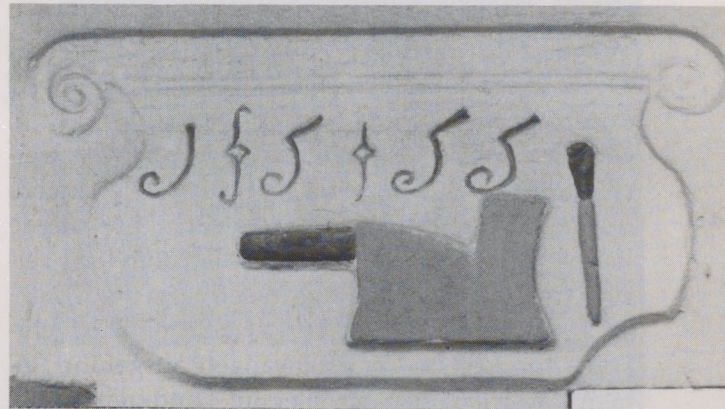
Die wenigen hochmittelalterlichen sowie die zahlreichen spätmittelalterlichen Steinkreuze und Kreuzsteine sind zumeist inschriftlos. Nach dem Verschwinden der an diesen Malen haftenden mündlichen Überlieferungen sind wir heute weit hin nicht mehr in der Lage, aus einem solchen Denkmal die Gründe für seine Setzung zu erschließen. Desgleichen wissen wir nur selten etwas über die Menschen, deren persönliches Schicksal einst die Setzung eines Flurdenkmals in der Art der Steinkreuze, Kreuzsteine und Scheibenkreuze veranlaßt hat.¹ Selbst eine einigermaßen eingrenzende Datierung bereitet nur gar zu oft Mühen, da den Malen häufig näher faßbare Elemente der Stilkunst fehlen. Treten solche Elemente auf, so können sie auch vorausgegangenen Epochen entlehnt sein, und alle weiterführenden Überlegungen werden damit hinfällig.

Allein über eine sachgerechte Interpretation ihrer Zeichen lassen sich die spätmittelalterlichen Flur-

denkmäler fassen. Doch gerade dies ist wiederum deshalb schwierig, da als Vorbilder der spätmittelalterlichen Handwerkszeichen Frühformen von Werkzeugen meist längst untergegangener Berufe dienten. Zugleich sind die noch heute zahlreich überlieferten historischen Handwerkszeichen beispielsweise des 18. Jahrhunderts wenig hilfreich, da diese Zeichen im Hinblick auf ihre Kombination und Komposition ständigen Veränderungen unterlagen. Es lassen sich demnach aus den Zeichen eines bestimmten Handwerks, die dem 18. Jahrhundert zugehören, nicht vorbehaltlos die Zeichen des 16. Jahrhunderts oder gar des Spätmittelalters erschließen, sofern die Zwischenglieder des 17. Jahrhunderts fehlen.²

Hammer oder Metzgerbeil?

Damit sind die Risiken der Deutung eines einzelnen Zeichens genannt, sofern es sich nicht in einen weit gespannten Zusammenhang einbeziehen läßt. Ein solches nach unserer Kenntnis einmaliges Zeichen unter den spätmittelalterlichen Flurdenkmälern weist das Steinkreuz auf, das in der Neuenburger Albert-Schweitzer-Straße steht. Entsprechend vorsichtig ist Emil Göltenboth's Beschreibung im Hei-



In Oberbronn, Unterelsaß. Das Hauszeichen eines Metzgers in der rue principale Nr. 28 von 1555.

In Oberbronn, Unterelsaß. Das Hauszeichen eines Metzgers in der rue principale Nr. 28 von 1717.





Das Steinkreuz von 1617 mit einem Metzgerbeil als Zeichen bei Oberkollwangen im Landkreis Calw. Rechts unten: spätmittelalterliche Stele im Kirchturm des Aschbacher Hofes nahe Kaiserslautern mit einem Hammer als Zeichen.

matbuch Neuenbürg³: Mit einer Höhe von ca. 85 cm, aus heimischem Material gefertigt, erinnert es in seiner Form durch die Verbreiterung der Kreuzenden an das «Eiserne Kreuz». Geschichtlich ist es nicht einfach einzuordnen, da jeder Hinweis in Form einer Jahreszahl fehlt. Daß es ein altes Kreuz ist, zeigen die vielen Gebrauchs- und Verwitterungsspuren. Auf der linken Seite des Kreuzbalkens ist eine Figur eingemeißelt, die ein Metzgerhaumesser darstellen könnte.

Gewiß, auch das historische Metzgerbeil ist zweischneidig; doch es verfügt stets über eine längere und eine kürzere Schneide. In Flachrelief gehauene Beispiele des 16. und frühen 18. Jahrhunderts zeigen zwei Hauszeichen aus Oberbronn im Elsaß⁴. Wesentlich schlichter ist das Zeichen auf dem Steinkreuz von 1617 bei Oberkollwangen⁵ ausgeführt, einem Ortsteil von Neuweiler im Landkreis Calw, denn die Konturen des Werkzeuges sind wie bei dem Zeichen auf dem Steinkreuz in Neuenbürg lediglich eingerillt. Der Unterschied zwischen den beiden Zeichen auf dem Steinkreuz von Oberkollwangen – ein Metzgerbeil mit zwei verschiedenen langen Schneiden – und dem Zeichen auf dem Steinkreuz in Neuenbürg ist so offensichtlich, daß man das Zeichen des Neuenbürg Steinkreuzes nicht als Metzgerbeil interpretieren darf: dem Neuenbürg Werkzeug fehlen eben die Schneiden unterschiedlicher Länge!

In dem von Bernhard Losch erarbeiteten und 1981 erschienenen Inventar der Steinkreuze des Landes Baden-Württemberg wird das Zeichen des Neuenbürg Steinkreuzes als Hammer gedeutet⁶. Betrachtet man das Werkzeug unter diesem Aspekt, so drängt sich der Eindruck auf, daß dem Hammer ein höheres Eigengewicht zukommen müßte, während der Stiel zu kurz geraten ist. Außerdem weist ein Hammer üblicherweise einerseits eine Bahn, andererseits eine Finne auf, hingegen besäße der angebliche Hammer des Neuenbürg Steinkreuzes zwei Bahnen. Vollends zweifelhaft wird die Deutung dieses Zeichens, wenn man es mit dem Hammer vergleicht, dessen Konturen in eine spätmittelalterliche Stele(?) beim Aschbacher Hof nahe Kaiserslautern eingehauen ist.

Wenn aber das Zeichen des Neuenbürg Steinkreuzes weder ein Metzgerbeil noch ein Hammer sein kann, so muß man zu seiner Deutung neu und voraussetzungslos ansetzen.

Betrachtet man den Stiel des Werkzeuges auf dem Neuenbürg Kreuz, so ist zweifelsfrei, daß er sich nach rechts, zu seinem Ende hin, weitet. Hieraus darf man schließen, daß mit diesem Werkzeug nicht schwingend-schlagend gleich einem Hammer, sondern nach rechts ziehend gearbeitet wurde. Außer-





Herborn, Haus Chaldäergasse 2, Kardätsche als Hauszeichen.

Unten links Siegel aus Dillenburg, rechts aus Rottweil.



dem muß ein flaches Werkzeug gemeint sein, worauf die Bohrung rechts nahe dem Stielende hinweist: Sie diente dazu, das Werkzeug an einer Wand aufzuhängen bzw. auf etwas zu stecken. Da das Steinkreuz spätmittelalterlichen Ursprungs ist, läßt sich sein Zeichen nur durch Kombination mit entsprechenden historischen Materialien sicher zuordnen.

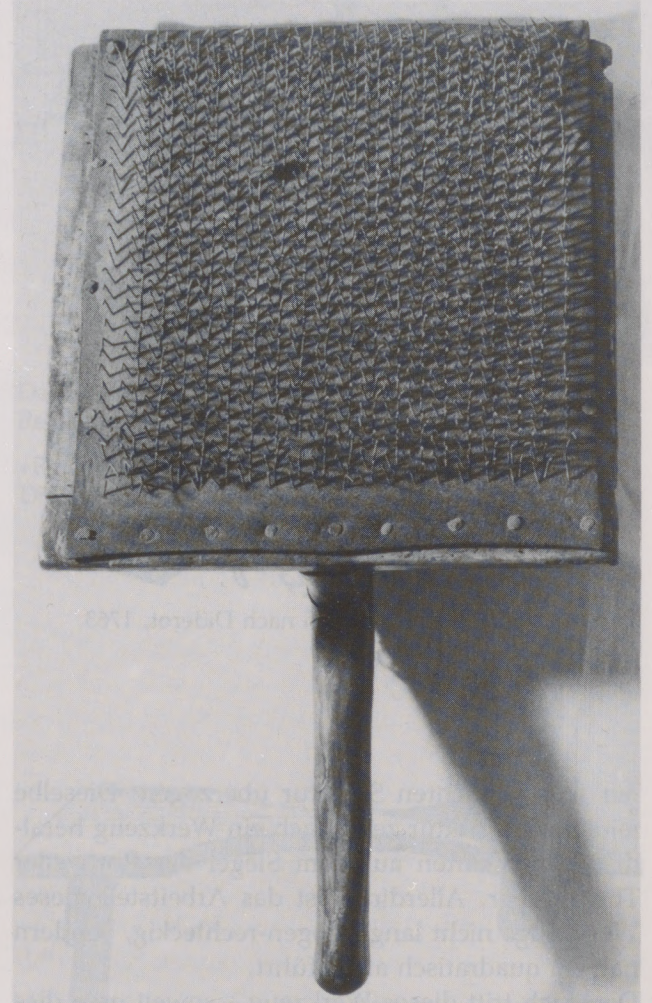
Wollkratze/Kardätsche –
Handwerkszeichen der Wollstreicher

Von besonderem Interesse ist im vorliegenden Zusammenhang ein wappenartig gefaßtes Zeichen am Haus Chaldäergasse 2 im hessischen Herborn.⁷ Gleich dem Werkzeug auf dem Neuenburger Steinkreuz weist es ein schmales, rechteckiges Arbeitsteil und einen Stiel auf, der sich ebenfalls zu seinem Ende hin weitert. Mit diesem Werkzeug ist demnach

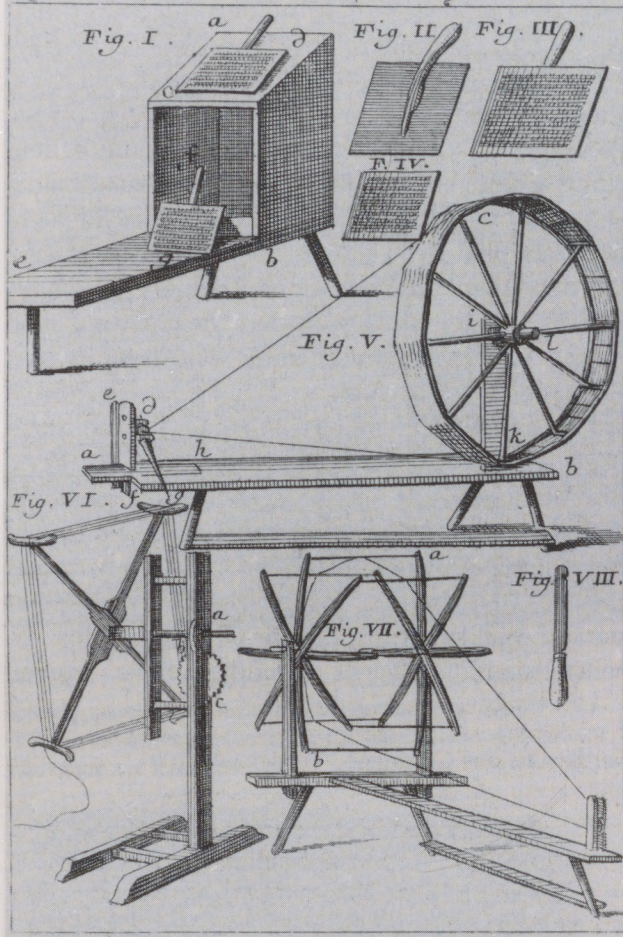
auch ziehend gearbeitet worden. Obgleich dieses historische Haus- und Handwerkszeichen in Herborn dem späten 16. Jahrhundert zugehören und deshalb runde hundert Jahre jünger als das Zeichen auf dem Neuenburger Steinkreuz sein dürfte, sprechen alle Kriterien für eine Identität der beiden Werkzeuge. Nun war Herborn einst eine bedeutende Wolltuchmacherstadt, und das Haus Chaldäergasse 2 bis 4 gehörte Tuchmachern⁸. Es wäre demnach das historische Hauszeichen an diesem Haus – mit den Initialen W N seines Erbauers – als altes Tuchmacherzeichen gleich dem Zeichen auf dem Neuenburger Steinkreuz unter den Tuchmacher-Werkzeugen zu suchen.

Sowohl auf dem Steinkreuz in Neuenbürg als auch am Haus Chaldäergasse 2 in Herborn ist das Werkzeug auf eine Weise wiedergegeben, die seine Funktion im Rahmen der historischen Textiltechnik nicht erkennen läßt. Anders auf dem Siegel der Tuchmacher zu Dillenburg und Breitscheid⁹. Trotz seiner starken Verkleinerung ist die Oberfläche des Arbeitsteils auf dem Siegel – heraldisch links – von ei-

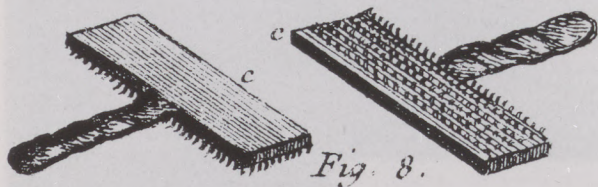
Kardätsche aus Göttingen, Vorderseite.



Tab. III. Der Wollstreicher.



Die Werkzeuge und Geräte des Wollstreichers nach Sprengel, 1776.



Zwei rechteckige Kardätschen nach Diderot, 1763.

ner feinen, dichten Struktur überzogen. Dieselbe feinteilige Struktur zeigt auch ein Werkzeug heraldisch links unten auf dem Siegel der Rottweiler Tuchmacher. Allerdings ist das Arbeitsteil dieses Werkzeugs nicht langgezogen-rechteckig, sondern nahezu quadratisch ausgeführt.

Demnach tritt dieses Werkzeug – soweit man dies

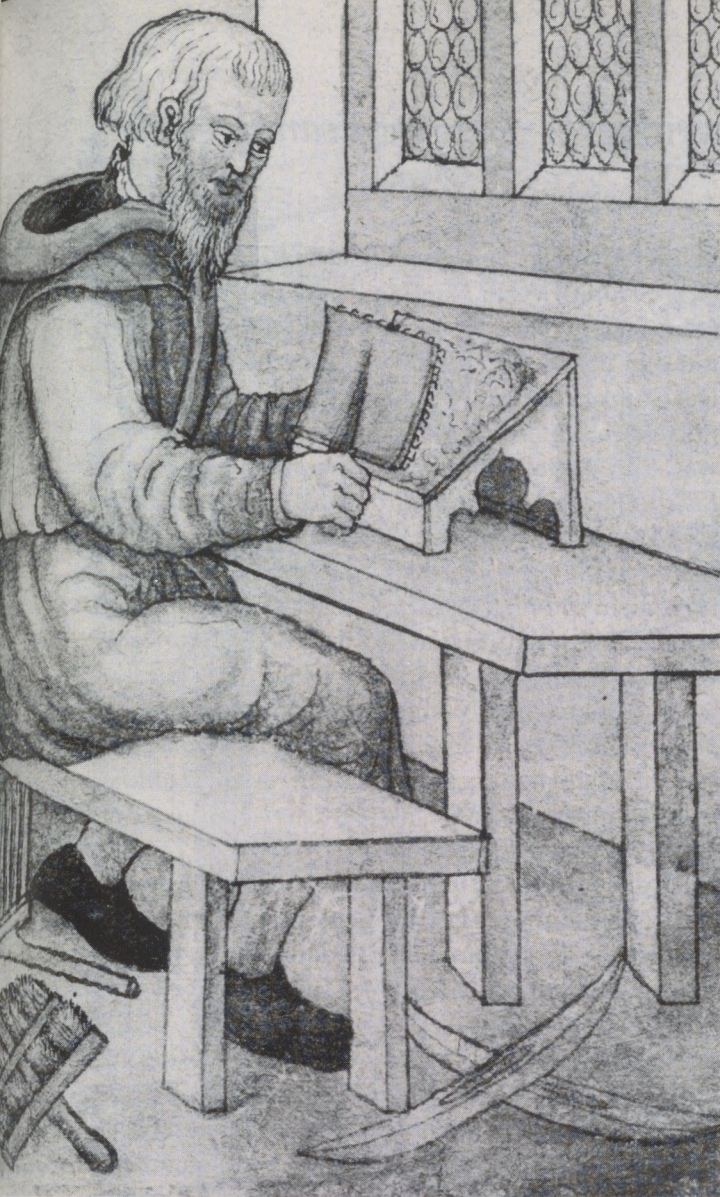
rückschauend verfolgen kann – nebeneinander in zwei Ausführungen auf: Mit einem rechteckigen, aber auch mit einem quadratischen Arbeitsteil. Gemeint sein kann nur eine Wollkratze/Kardätsche/Schrobel, das Werkzeug des Wollstreichers, dessen Arbeit P. N. Sprengel im Jahr 1776 ausführlich beschrieben hat¹⁰.

Nach Sprengel ist die Wollkratze/Kardätsche/Schrobel etwa 1 Fuß lang und halb so breit. Die Kantenlängen des daraus abzuleitenden Rechtecks würden sich demnach zueinander wie 2:1 verhalten. Dies steht im Gegensatz zu seiner Zeichnung in Tabelle III, und darin insbesondere zu den Figuren II bis IV. Diesen skizzierten nahezu quadratischen Kardätschen des Wollstreichers entspricht die im Bild wiedergegebene Göttinger Kardätsche sowie die Kardätsche auf dem Siegel der Rottweiler Tuchmacher. Sprengels Beschreibung mit dem Verhältnis der Kantenlängen von ca. 2:1 trifft hingegen auf das Zeichen des Neuenbürger Steinkreuzes, auf das historische Hauszeichen in Herborn, auf das Zeichen im Siegel der Dillenburgener Tuchmacher sowie auf eine von Diderot¹¹ überlieferte Skizze zu. Leider sind den Autoren bisher in deutschen Museen keine rechteckigen Kardätschen begegnet.

Zum Gedächtnis für einen Wollstreicher

Die älteste uns bekannte Darstellung eines Wollstreichers findet sich im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg¹². Diese Darstellung zeigt den Mesner und Tuchbereiter Bernhardt Peuschel, geboren ca. 1488, gestorben am 8. April 1561. Er sitzt auf einer Bank, vor sich sein Arbeitstisch, worauf er mit einer quadratischen Kardätsche die Wolle streicht. Ein Roß, wie gleichfalls von Sprengel beschrieben, scheint er nicht gekannt zu haben, doch ist ein aus dem späten 17. Jahrhundert stammendes Roß in den Sammlungen des Reichsstadtmuseums von Rothenburg ob der Tauber erhalten, das dem rund hundert Jahre später von Diderot¹³ beschriebenen Roß weitgehend gleicht.

Aufgrund des hier vorgelegten reichen ikonographischen Materials kann das in Neuenbürgs Steinkreuz eingerillte Zeichen weder ein Metzgerbeil noch ein Hammer sein. Es ist vielmehr eine rechteckige Kardätsche, das Werkzeug des Wollstreichers. Darum erinnert dieses Steinkreuz, das in der Albert-Schweitzer-Straße für jeden Interessenten leicht auffindbar ist, an einen Wollstreicher, der einst vor ca. 500 Jahren in jener Gegend gewaltsam umgekommen ist. Zu seinem Seelenheil und zu seinem Gedächtnis wurde das Steinkreuz errichtet.

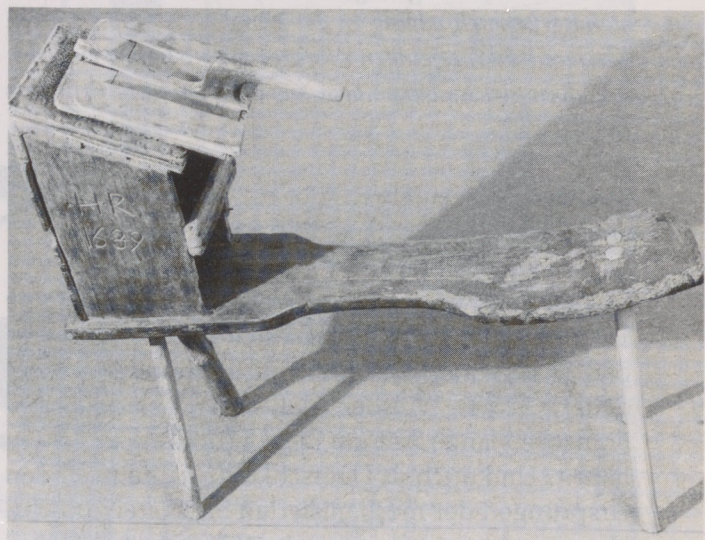


Der Mesner und Tuchbereiter (Wollstreicher) Bernhardt Peuschel, 1554 aus dem Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg.

Anmerkungen

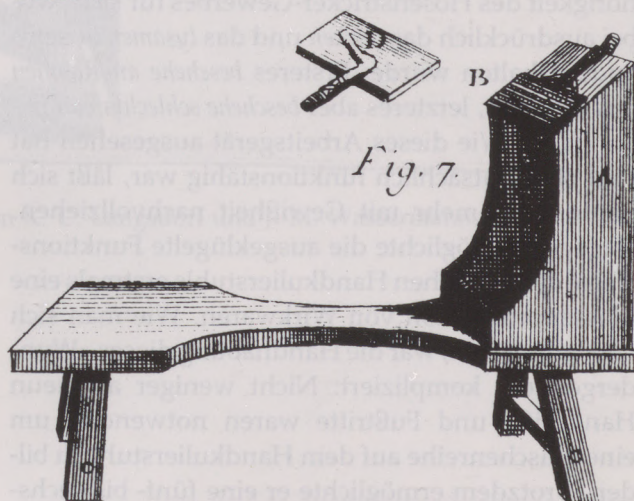
- 1 Eine der seltenen Ausnahmen stellt das Steinkreuz bei Zavelstein am alten Kirchweg nach Calw von 1447 dar. Siehe hierzu Juliane und Friedrich Karl Azzola: Spinnrocken und Handspindel – zwei steinerne Denkmale von 1447. In: Schwäbische Heimat 36 (1985), Heft 1, S. 37–45.
- 2 Beispielhaft wird dies in zwei neueren Publikationen aufgezeigt, und zwar Friedrich Karl Azzola, Heinz Bormuth und Hans Werner Haas: Überregionale Entwicklungszüge historischer Schusterzeichen auf Kleindenkmalen. Zugleich ein Beitrag zur Ikonographie Odenwälder Handwerkszeichen. In: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften III, Breuberg-Neustadt 1980, S. 363–382, und Friedrich Karl Azzola: Handwerkszeichen auf der Grabplatte eines Steinmetzen und Werkmeisters. Eine spätmittelalterliche, inschriftlose Grabplatte in der deutsch-evangelischen Stadtpfarrkirche zu Mühlbach in Siebenbürgen. In: Steinmetz und Bildhauer 99 (1983), Heft 5, S. 372–378.
- 3 E(mil) Göltenboth: Steinmale berichten uns. In: Heimatbuch Neuenbürg, Neuenbürg 1980, S. 229–234 mit der Erwähnung des Steinkreuzes auf S. 234.
- 4 G. Groeber: Oberbronner Hauszeichen. In: Cahiers d'Archéologie et d'Histoire d'Alsace 1939, Sonderdruck mit separater Paginierung.

- 5 Bernhard Losch: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg. Ein Inventar. Stuttgart 1981, im Textteil auf S. 201 unter «Neuweiler III, Ortsteil Oberkollwangen» mit Abbildung 343 im Bildteil auf S. 44.
- 6 Wie Anmerkung 5 im Textteil auf S. 210 unter «Neuenbürg I».
- 7 Friedrich Karl Azzola: Zeugnisse der Herborner Wollweberei. Ein Siegel und ein historisches Hauszeichen mit einer Wollkratze/Kardätsche. In: Hessische Heimat NF 36 (1986), Heft 3 (Sonderheft Herborn), S. 109–113.
- 8 Rüdiger Störkel: Die Tuchmacherei im Dillgebiet. Geschichte eines untergegangenen Gewerbes. In: Wirtschaft, Handwerk, Handel im Wandel, herausgegeben von der Bezirkssparkasse Dillenburg, 1985, S. 17–31.
- 9 Das Siegel wird im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden unter der Signatur Abt. 3006/XVI, 44 verwahrt.
- 10 P. N. Sprengel: Handwerke und Künste in Tabellen. Mit Kupfern. Die Woll- und Seidenfabriken. Fortgesetzt von O. L. Hartwig, vierzehnte Sammlung Berlin 1776, S. 235–241.
- 11 NN (Diderot oder nach Diderot): Draperie. Band 23 einer ungenannten Reihe, ohne Ort und Jahr (wohl späteres 18. Jahrhundert), Figur 8 auf Tafel 2.
- 12 Margarete Wagner: Das alte Nürnberg. Einblick in vier Jahrhunderte Handwerksleben. Hürtgenwald 1980, S. 66 und Abb. 40 auf S. 185.
- 13 Wie Anmerkung 11, Figur 7 auf Tafel 1.



Das «Roß» eines Wollstreichers von 1689 im Reichsstadtmuseum von Rothenburg ob der Tauber.

«Roß» und Kardätsche eines Wollstreichers nach Diderot.



Vor genau 400 Jahren wurde das Handstricken durch eine geniale Erfindung revolutioniert: Der englische Theologe William Lee aus Calverton bei Nottingham trat 1589 nach jahrelangem Tüfteln und Experimentieren mit einer Maschine an die Öffentlichkeit, die das Handstricken mechanisierte. Wahre Lobeshymnen wurden in den Enzyklopädien und Handwerksbüchern des 18. und 19. Jahrhunderts auf den großen erfinderischen Geist gesungen, der diese Maschine ersonnen hatte. So äußerte sich Beckmann 1796 in seiner *Anleitung zur Technologie* mit folgenden Worten über den Handkulierstuhl: *Diesen Strumpfwirkerstuhl ohne viele und große Zeichnungen mit wenigen Worten, verständlich beschreiben wollen – das hieße, beweisen, daß man es nicht kenne. Scharfsinn genug, wenn jemand mit einer vollständigen Beschreibung in der Hand, (. . .) den ganzen Mechanismus desjenigen Werkzeugs vollständig einsieht, was doch gleich vollkommen aus der Hand des Erfinders kam.*¹

Seit vierhundert Jahren gibt es eine Strickmaschine aus 3500 Einzelteilen

In der Tat war der von William Lee erfundene Strumpfwirkerstuhl derart durchdacht konstruiert, daß er in seinen Grundzügen Jahrhunderte überdauerte. Kein Wunder, daß sich Engländer und Franzosen lange Zeit um diese Erfindung gestritten haben. Und auch in Deutschland wurde nach den Ursprüngen der mechanisierten Strickerei gesucht. Hier wurden gar für das Jahr 1535 maschinenähnliche Mechanismen vermutet. Bereits zu dieser Zeit beanspruchten nämlich in Straßburg die beiden Zünfte der Tuchmacher und der Kramer die Zugehörigkeit des Hosenstricker-Gewerbes für sich, wobei ausdrücklich das *wirken* und das *lysamen* auseinandergehalten wurde: Ersteres *beschehe an Rahmen und Gestellen*, letzteres aber *beschehe schlechts von freyer Hand*.² Wie dieses Arbeitsgerät ausgesehen hat und ob es tatsächlich funktionsfähig war, läßt sich heute nicht mehr mit Gewißheit nachvollziehen. Dagegen ermöglichte die ausgeklügelte Funktionsweise des Lee'schen Handkulierstuhls erstmals eine Massenproduktion von Wirkwaren. Wie man sich vorstellen kann, war die Handhabung dieses «Wundergerätes» kompliziert: Nicht weniger als neun Handgriffe und Fußtritte waren notwendig, um eine Maschenreihe auf dem Handkulierstuhl zu bilden. Trotzdem ermöglichte er eine fünf- bis sechs-

mal so schnelle Fertigung wie das Handstricken. Der Strumpfweber konnte Leinen, Baumwolle, feine Schafwolle oder auch Seide auf den Stühlen mit den Feinheitsgraden 0–20 verarbeiten.

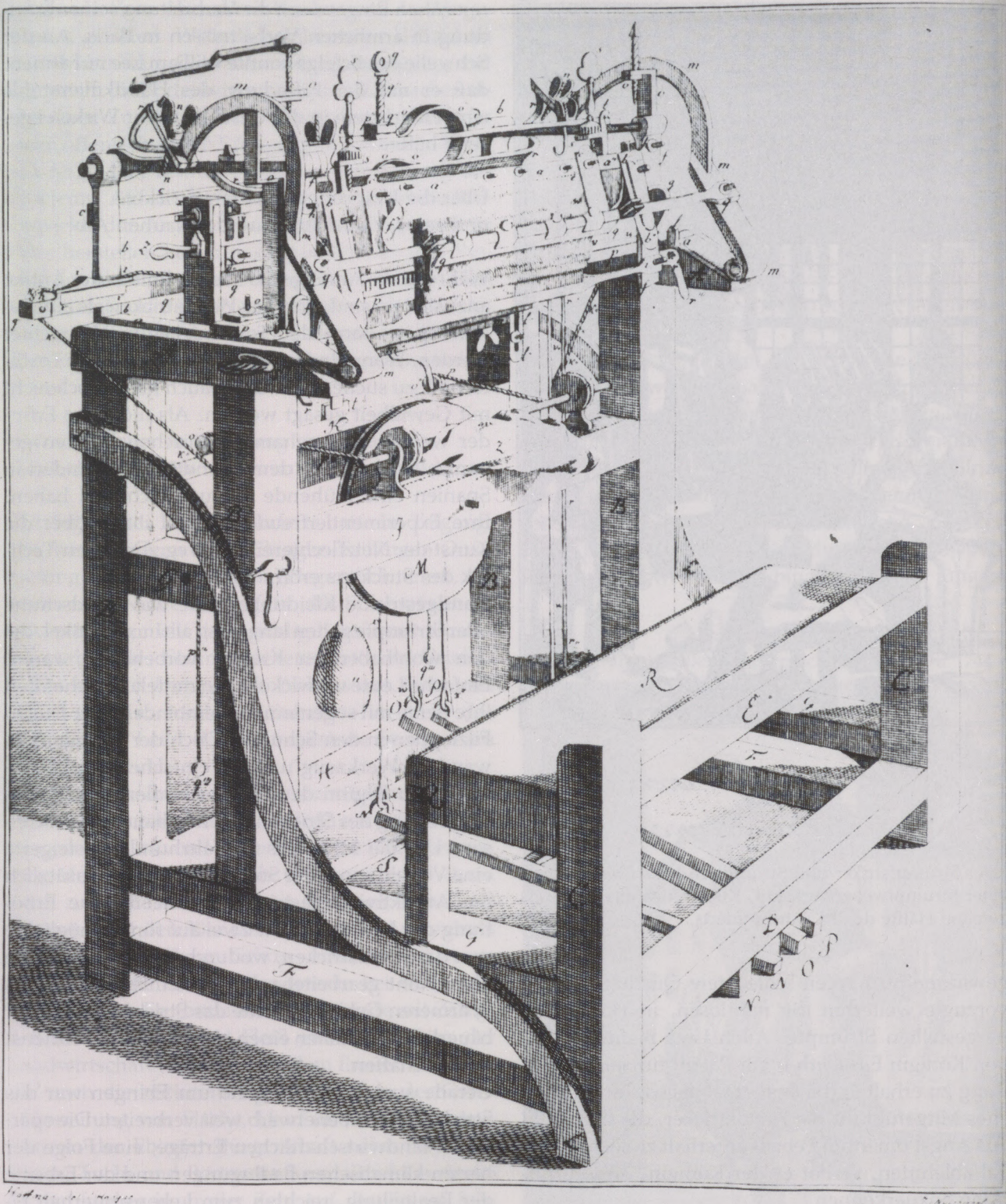
Der Stuhl selbst bestand aus einem Gestell, das aus hölzernen Ständern und Riegeln zusammengesetzt war. Der Metallaufsatz, das sogenannte *Roß* oder *Rößchen*, bestand je nach Größe des Stuhls aus mehr als 3500 Einzelteilen wie Platinen, Unden und Nadeln; das Gewicht des arbeitenden Eisenwerks betrug allein 600 Pfund, so daß tatsächlich *Mannskraft* erforderlich war, um den Stuhl zu bedienen. Dabei war das *Regieren*, wie man das Arbeiten am Handkulierstuhl bezeichnete, eine Kunst für sich: *Auf den Stühlen (. . .) braucht der Arbeiter beide Hände und Füße; als Lehrling wenigstens zwei Jahre Zeit, während welcher er in den ersten sechs Monaten an Materialien, an Arbeit und am Stuhle selbst nicht wenig verdirbt.*³

Doch auch nachdem im Laufe der Jahrhunderte etliche Verbesserungen und Erleichterungen am Handkulierstuhl vorgenommen worden waren, blieben Frauen entsprechend den Zunftbestimmungen vom Strumpfweber-Handwerk ausgeschlossen. Lediglich Meisters-Witwen durften diese Profession für die Dauer ihres Witwenstandes ausüben. Dabei soll William Lee, wenn man den Überlieferungen Glauben schenken darf, seine Erfindung anfänglich dem weiblichen Geschlecht gewidmet haben: Er wollte seiner Frau, die als Handstrickerin die kärglichen Pfarrpfründe ihres Mannes aufbesserte, die Arbeit erleichtern.

Der Erfinder des Strumpfwirkerstuhls, William Lee, stirbt 1610 verarmt in Paris

Obleich der Handkulierstuhl erstmals eine Massenproduktion von Wirkwaren ermöglichte und im Grunde einen neuen Berufszweig begründete, war dem genialen Erfinder zu Lebzeiten kein Erfolg beschert. Die Geschichte der Verbreitung des Strumpfwirkerstuhls liest sich wie ein Roman, dessen Hauptdarsteller das Happy-End nicht erleben darf.

Gestrickte Strümpfe waren in jener Zeit gesuchte und teure Artikel, deren rationelle Herstellung an sich einen preisgekrönten Erfolg erhoffen ließ. Doch wie so manchem großen Erfinder erging es auch William Lee: weder wurde seine Erfindung von den Zeitgenossen beachtet, noch belohnten sie seine Pionierarbeit. Man vermutete hinter den maschinell



Strumpfwirkerstuhl. Illustration aus einer Abhandlung von K. C. Langsdorf und J. M. Wassermann, 1805.



A. Gaultier del.

Der Strumpfstriker und Strumpfwürker.

«Der Strumpfstriker und Strumpfwürker», Darstellung einer Strumpfwerberwerkstatt, Kupferstich aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

gewirkten Strümpfen schlechtere Qualität und bevorzugte weiterhin die nahtlosen, in Handarbeit hergestellten Strümpfe. Auch Lees Bemühungen, von Königin Elisabeth I. ein Patent für seine Erfindung zu erhalten, blieben ergebnislos. Ihr angebliches Mitgefühl für die Handstricker, die den Stuhl aus Angst um ihren Lebensunterhalt zunächst radikal ablehnten, verbot es der Königin, diese Erfindung anzuerkennen.

William Lee flüchtete letztendlich mit seinem Strumpfwirkerstuhl über den Kanal nach Frankreich, wo seiner Arbeit unter der Gunst Heinrichs IV. erstmals eine angemessene Würdigung zuteil wurde. In seinem Wohnort Rouen begann Lee, sich mit der Strumpfwirkerei eine neue Existenz aufzubauen. Doch schon im Jahr 1610, als sein Förderer Heinrich IV. ermordet wurde, hatte auch Lees Schicksalsstunde geschlagen: Er starb nach 21 Jah-

ren zähen Ringens um die Verbreitung seiner Erfindung in ärmlichen Verhältnissen in Paris. An der Schwelle des Erfolgs konnte William Lee nur ahnen, daß er mit der Erfindung des Handkülerstuhls einen Markstein in der Geschichte der Wirkerei gesetzt hatte.

Über die Ursprünge des Handstrickens und seine Verbreitung auf der Rauhen Alb

Während die Anfänge der Webtechnik in der Antike anzusiedeln sind, darf das Handstricken als eine relativ späte Form der Textilherstellung betrachtet werden. Wann und wo die Ursprünge dieser Textiltechnik zu suchen sind, kann auch heute noch nicht mit Gewißheit gesagt werden. Als mögliche Erfinder werden die mohammedanischen Mauren genannt, die zwischen dem 8. und 15. Jahrhundert in Spanien eine blühende Kultur geschaffen haben. Ihre Experimentierfreudigkeit soll ihnen über die Kunst der Netzflecherei den Weg zur neuen Technik des Strickens eröffnet haben.

Handgestrickte Kleidungsstücke wie Handschuhe oder Strümpfe galten lange Zeit als Luxusartikel, die den wohlhabenden Kreisen vorbehalten waren. Einfache Leute umwickelten in mittelalterlicher Zeit ihre Beine mit sogenannten Beinbinden oder trugen Filzlappen in den Schuhen. Doch der geringe Aufwand an Werkzeug und die einfache Technik förderten zu Beginn des 16. Jahrhunderts die rasche Verbreitung des Strickens auch in bäuerlichen Kreisen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts steigerte eine Verfeinerung der Stricktechnik noch zusätzlich die Attraktivität gestrickter Textilien: Eine Erhöhung der Nadelzahl von zwei auf fünf ermöglichte nun das Rundstricken, wodurch erstmals Strümpfe ohne Naht gearbeitet werden konnten. Besonders in ärmeren Gebieten diente das Stricken bald dazu, bäuerlichen Familien einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen.

Gerade auch in der Gegend um Ebingen war das Stricken als Nebenerwerb weit verbreitet. Die spärlichen landwirtschaftlichen Erträge, eine Folge der harten klimatischen Bedingungen und der Erbsitte der Realteilung, reichten zum Lebensunterhalt einer mehrköpfigen Familie kaum aus. So hatten in der Regel auch schon Kinder ihren Beitrag zur Existenzsicherung zu leisten. Für sie war das Fertigen von wollenen Halstüchern, den sogenannten Flören, gut geeignet. Das Flormachen, das die benachbarten Killertäler in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts aufgebracht hatten, wurde etwa zwanzig Jahre später in Ebingen derart lebhaft betrieben, daß die ehrbaren Handwerke der Bortenwirker und der Zeug-

macher in Zorn über diese Konkurrenz der Ungelernten gerieten. Während es letzteren alsbald an *Weibsbildern* zur Garnaufbereitung mangelte, behaupteten die Bortenwirker, daß das Flormachen allein ihrer Zunft zustünde. Stadtpfarrer Volz, der einen offensichtlichen Rückgang der Armut in Ebingen feststellte, bemühte sich um eine Lösung des Problems. Auf seinen Vorschlag hin gaben die Bortenwirker den Armen Arbeit und Brot, indem sie sie Flöre herstellen ließen und anschließend den Vertrieb der Wolltücher übernahmen. Als offensichtlich wurde, daß auf diese Weise nur einem Teil der Armen geholfen werden konnte, wurde das Flormachen durch die württembergische Regierung freigegeben.

Wirtschaftlicher Aufschwung im Talgang durch die Strumpfwirkerei im 18. Jahrhundert

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts hatte im Talgang, wie man die Gemeinden Ebingen-Tailfingen-Onstmettingen auch heute noch gelegentlich nennt, ein weiteres Gewerbe Fuß gefaßt: das Strumpfweben, wie es häufig nicht ganz richtig bezeichnet wurde. Die Arbeit des Strumpfwebens hatte im Grunde nichts mit der Technik des Webens mit Kette und Schuß gemein, sondern beinhaltete vielmehr das Wirken, das heißt das mechanisierte Stricken am Handkulierstuhl.

Mit der Vertreibung der protestantischen Strumpfwirker aus Frankreich im Jahr 1685 nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nahm auch die Verbreitung des Handkulierstuhls in Deutschland ihren Lauf; zunächst in Städten wie Erlangen, Calw und Stuttgart, seit den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts auch im Ebinger Raum. Schon vor dieser Zeit waren im Talgang die textilen Handwerke bei weitem in der Überzahl. Der bitteren Armut wurde mit Zähigkeit und unendlichem Fleiß getrotzt: Neben der Landwirtschaft leisteten vor allem Frauen und Kinder noch die zeitintensiven Vorarbeiten der Garnaufbereitung von Flachs, Hanf und Wolle. So tauchen in der Ebinger Bürgerschaft neben Webern, Zeug-, Tuch- und Bortenmachern alsbald auch die Strumpfwirker in großer Zahl auf. Bereits im Jahr 1796 wurden in Ebingen 81 Strumpfwirkermeister gezählt, die neben 255 Lehrlingen und Gesellen im späteren Balinger Oberamtsbezirk rund 1800 Personen mit Wollaufbereitung und Fertigstellen von Strümpfen Arbeit und Brot gaben. Im gleichen Jahr bemühten sich die Ebinger Strumpfwirker, die bis dahin noch der Balinger Zunft zugeordnet waren, um eine eigene Lade. Diesem Gesuch an die Stuttgarter Regierung wurde im Jahr 1797 stattgegeben.

Bereits Mitte des 18. Jahrhunderts hatte sich das Strumpfwirkerhandwerk im Herzogtum Württemberg zu einem *ehrlichen Handwerk* entwickelt. In der zugehörigen Strumpfwirkerordnung, die am 25. Februar 1750 in Kraft trat, wurde nicht nur die Meisterprüfung, die Qualitätskontrolle der Produkte, die Beschaffung und Verteilung der Rohstoffe und der Arbeit festgelegt, sondern auch die Ausbildung der Lehrlinge und Gesellen. Die Ausbildung zum Strumpfwirkermeister dauerte in aller Regel sieben Jahre, wobei für die Lehrzeit vier Jahre und für die Gesellenzeit nochmals drei Jahre vorgesehen waren.

Um zunächst von einem Meister in die Lehre genommen zu werden, hatte der angehende Handwerker *genugsame Caution und Bürgschaften zu stellen, auch seinen Geburths-Brief, daß er von ehrlichen Eltern erzeugt und geboren, ordentlich beyzubringen.*⁴ Hinzu kamen etliche Gulden an Einschreibgebühren und sonstigen Unkosten, die so manchen Gesellen daran hinderten, seine Ausbildung abzuschließen. Im Jahr 1823 werden in Ebingen zwanzig jüngere

Strumpfwarenhändler, Kupferstich aus dem Jahr 1744.





Johann Friedrich Binder (1796–1865), hier mit seiner zweiten Ehefrau, geb. Daser, betrieb die Strumpfwirkerei in Ebingen mit großem Erfolg bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts.

Männer genannt, die wegen ihrer Armut nicht Meister werden konnten.

Obgleich die Zunftvorschriften u. a. durch eine Begrenzung der Anzahl von Strumpfwirkstühlen bemüht waren, einer zu starken Konkurrenz innerhalb des Gewerbes vorzubeugen, machte sich schon bald eine starke Konzentration der Produktionsmittel bemerkbar: Einige wenige Meister erwarben immer mehr Wirkstühle, auf denen sie dann Arbeit vergaben. 1823 waren in Ebingen von 124 Strumpfwebern nur acht bis zwölf als selbständige Meister tätig; die übrigen, meist arme Leute, arbeiteten als sogenannte Faconmeister in Lohn für diese Verleger.

Zu einer der erfolgreichsten Familien in der Strumpffabrikation gehörte über Generationen hinweg die Familie Binder. Gottlieb Binder und sein Bruder Johann Martin, der viele Jahre als Zunft-Obermeister tätig war, führten zwei der ältesten Strumpfweber-Betriebe in Ebingen. Zwei Söhne des Johann Martin treten als besonders rührig und en-

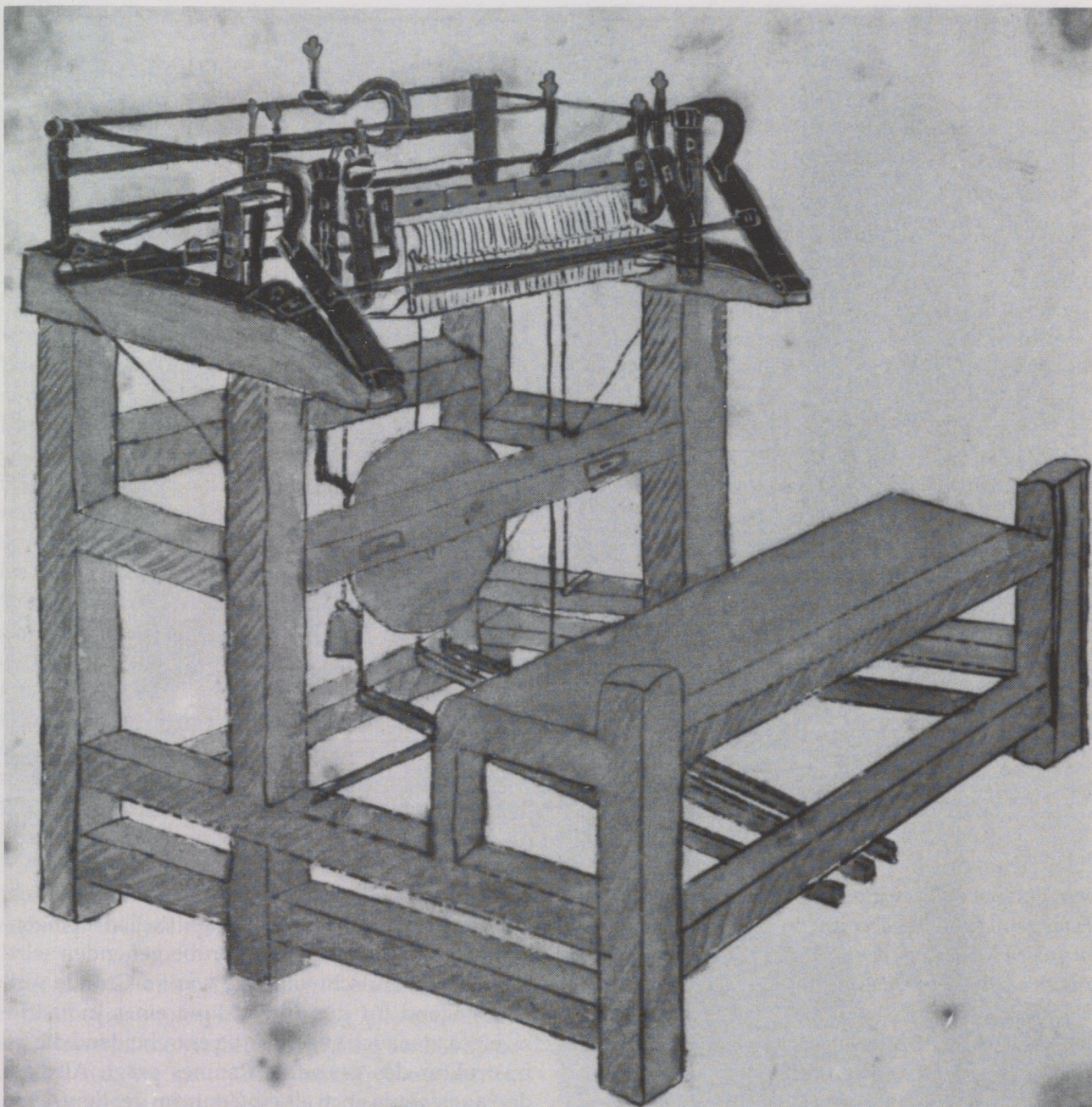
gagiert in Erscheinung. Der eine, Johann Jakob, wird im Jahr 1819 als einer von acht Württembergern genannt, die die Bittschrift der zur Ostermesse in Frankfurt a. M. versammelten deutschen Kaufleute und Fabrikanten um Aufhebung der Zölle und Maute im Innern Deutschlands unterschrieben haben. Auch sein Bruder Johann Friedrich zeigte sich als politisch interessierter Mann. Längere Zeit fungierte er im Bürgerausschuß und wurde schließlich zu Beginn des Jahres 1849 als Vertreter der Ebinger Industrie nach Stuttgart entsandt, wo über die Revision der Gewerbeordnung beraten wurde. Die Gebrüder Binder betrieben ihr Geschäft so erfolgreich, daß sie im Jahr 1841 in Ebingen eine Wollspinnerei eröffnen konnten. Diese wurde drei Jahre später nach Laufen an der Eyach verlegt, wo sie ein Sohn Johann Friedrichs, Friedrich Wilhelm, erfolgreich weiterbetrieb.

Ebinger und Tailfinger Strumpfwirker exportierten zwischen 1800 und 1830 in die ganze Welt

Bevor die Wolle versponnen werden konnte, war eine Vielzahl von Arbeitsgängen notwendig, die der Strumpfw Weberlehrling Carl Gottlieb Friedrich Beck in seinen Lebenserinnerungen detailliert festgehalten hat. *Während meiner Lehrzeit lernte ich auch das Wolle sortieren. Die Schäpen [Bündel Wolle von einem Schaf, Anm. des Verf.] wurden aufgebunden, das ganze Vlies ausgebreitet, die verschiedenen Teile abgesondert in erste Sorte (fein), zweite Sorte (mittel) und dritte Sorte (grob) geteilt. Die Abfälle, die gelben, schwarzen und braunen Teile kamen in ein besonderes Fach, zum späteren Waschen und schwarz färben. Die erste Sorte wurde im Farbhaus in den Kesseln und Gölten gewaschen, hinter dem Haus auf Hürden getrocknet und kam in die Spinnerei nach Laufen an der Eyach, wo sie zu feinem Garn, siebensträngig, d. h. 7 Strang auf ein Pfund verarbeitet wurde.*⁵

Bevor das Garn von den Faconmeistern in Ebingen und Tailfingen zuhause weiterverarbeitet wurde, mußte es noch auf der Zwirnmaschine dubliert werden. Für das Paar Frauenstrümpfe wurde in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts rund sieben Kreuzer bezahlt, was bei einer Tagesleistung von fünf bis sechs Paaren Strümpfen einen recht kärglichen Lohn bedeutete. Die halbfertigen Strümpfe wurden nun wieder bei Verlagsmeister Binder abgeliefert. Da auf dem Handkuliierstuhl nur flache Ware gewirkt werden konnte, mußten die Strümpfe zunächst mit feinem Garn von links zusammengenäht werden und kamen anschließend in die Walke nach Ehestetten.

Die gewalkten Strümpfe wurden dann über hölzerne For-

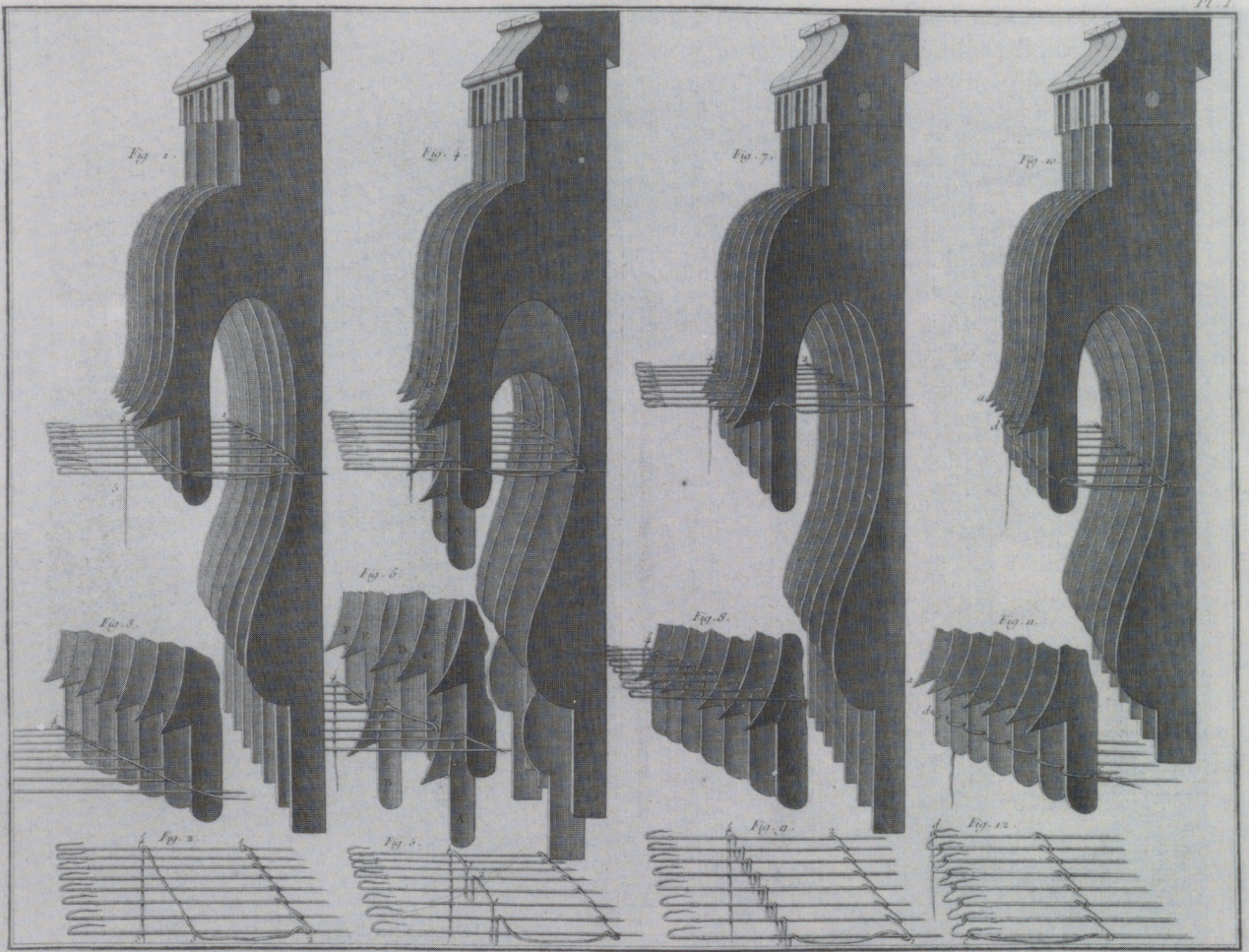


Fortsatzung von Seite 20.

Auf diesem Strumpfweberstuhl habe ich im Jahr 1858/1859 gearbeitet und Strümpfe und Socken darauf gemacht.

«Auf diesem Strumpfweberstuhl habe ich im Jahr 1858/1859 gearbeitet und Strümpfe und Socken darauf gemacht». Zeichnung eines «Röschentuhls» vom Ebinger Strumpfweber Carl Gottlieb Beck, Ebingen 1876.

Auf der nächsten Seite: Platinen, hakenförmige Stahlplättchen, des Strumpfwirkstuhls. Illustration aus der Encyclopédie von Diderot und d'Alembert, 1753.



Travail du Bas au Mâtier

men gezogen und gespannt und an der Sonne hinter dem Haus getrocknet. Nachher von den Frauen abgezogen und in großen Körben von den Ausrüstern abgeholt. Das Ausrüsten bestand darin, daß die Außenseite der Strümpfe mit Handkratzen aufgerissen wurden, und dann ließ man sie noch über die Kratzmaschine, mit Füßen getreten, laufen. Nach dem Ausrüsten wurden die Strümpfe sortiert, gepaart und geheftet, warm gepreßt und in $1\frac{1}{2}$ Dzde in Papier verpackt, mit Nummern, Sorte, Gewicht usw. überschrieben.⁶

Das Produkt-Repertoire von Verlagsmeister Binder umfaßte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich schwarze, blaue, graue wollene Frauenstrümpfe, graue und braune wollene Männerstrümpfe und Socken, ferner baumwollene, weiße, blaue und geflammte Frauenstrümpfe, Pelzstrümpfe, desgleichen rohweiße und violette baumwollene gefütterte Fausthandschuhe und nicht zuletzt hasenhärene Fingerhandschuhe.

In seiner Blütezeit, zwischen 1800 und 1830, exportierte das Ebinger Strumpfwirkergewerbe nahezu in die ganze Welt: Baden, Bayern, Rheinpreußen, Schweiz, Oberitalien, Holland, ja sogar Rußland und Amerika bezogen Wirkwarenprodukte aus

dem Talgang. Die große Erfindung des William Lee, der Handkulierstuhl, brachte der Region Ebingen-Tailfingen nicht nur einen vorübergehenden wirtschaftlichen Aufschwung, sie war im Grunde weichenstellend für die Entwicklung eines Industriezweiges, der auch gegenwärtig entscheidend die Infrastruktur des gesamten Raumes prägt: Albstadt darf auch heute noch als ein Zentrum der deutschen Maschenindustrie gelten.

Anmerkungen

- 1 Beckman zit. nach Krünitz, Johann Georg: Oekonomisch-technologische Encyclopädie oder allg. System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft, und der Kunstgeschichte. Berlin 1782 – 1853, S. 186.
- 2 Irmscher, Felix: Die Strumpfindustrie. Chemnitz – Chemnitzer Kreis. Erschienen bei Textil-Praxis, Verlagsgesellschaft mbH, Berlin 1929, S. 8.
- 3 Krünitz, Johann Georg; wie oben, S. 197.
- 4 Württembergische Strumpfwirerordnung
Aus: A. L. Reyscher: Sammlung der württembergischen Gesetze. Band 14, Tübingen 1843. Hierin: Sammlung der württembergischen Regierungsgesetze von G. Zeller, 3. Teil, 1727 – 1805, S. 338
- 5 Beck, Carl Gottlieb Friedrich: Die Strumpfwirkerei. Ihre Entstehung und Entwicklung bis auf den heutigen Tag, Ebingen 1876. (Handschriftliches Manuskript) S. 19.
- 6 Ebenda, S. 20.

EMCE's Aufstieg und Ende Biografie einer Tailfinger Trikotagenfabrik

Manfred Maul-Ilg

Die altgedienten Angestellten seien alle nacheinander gestorben, als *das Geschäft aus war*; sie seien einfach nicht darüber hinweggekommen – über das Ende «ihrer» Firma. Die Frau, die dies berichtet, will selbst nichts mehr von der Vergangenheit wissen. Aber keine weiß so viel wie sie aus der Geschichte der Firma Martin Conzelmann zu erzählen, die sie von 1928 bis 1970 an der Seite ihres Mannes, eines Enkels von Unternehmensgründer Martin Conzelmann (1835–1912), als Chefin miterlebt hat.

Daß die Firma, mehr als hundert Jahre lang eine der größten in Tailfingen, das an Trikotfabriken wahrlich nicht arm ist, daß EMCE – so kürzte der Volksmund den Firmennamen ab – den Vergleich annehmen mußte, mag auch schwer zu verwinden sein. Der Geschäftsgang war in den Jahren 1976 und 1977 katastrophal schlecht. Zwei Millionen Umsatzrückgang bedeuteten das Aus. Daß nach wie vor *fleißig g'schafft* wurde, half nichts, denn EMCE war *geschäftlich zu alt*, hatte zu lange Wege, zu alte Maschinen, einen zu alten Prokuristen. Ausgerechnet das in den 30er Jahren erbaute Hochhaus, für den Industrieort Tailfingen lange Jahre ein Symbol des Fortschritts, hatte sich als Hemmschuh erwiesen bei dem Versuch, die Arbeitsabläufe zu rationalisieren.

1983 wird der EMCE-Turm gesprengt – mehr als ein Hochhaus ist zusammengestürzt

Sem'r au Traena en d'Auga komma – ond m'r hot des bei viela Alta gsea – mo m'r 's end Luft g'lassa hot, erzählt eine Näherin, die vierzehn Jahre lang bei EMCE gearbeitet hat, wo schon der Vater Trikotweber war und die Mutter Repassiererin. *'s hot eifach wehdoa, m'r hot doch unbeschwert do schaffa kenna*. Der EMCE-Turm wurde am 14. Januar 1983 gesprengt. Heute stehen dort eine Sparkasse und verschiedene Läden. Aber die Näherin geht nie vorbei, ohne daß sie noch das alte Firmengebäude sieht. Mehr als nur ein Hochhaus scheint hier zusammengestürzt zu sein. Dafür ist das Selbstverständnis der Tailfinger wohl zu eng mit den Konjunkturen der Trikotagenindustrie verbunden, die seit hundert Jahren die Lebensgrundlage der Bevölkerung ist.

So löst das Verschwinden eines Stücks alter Arbeitswelt allemal erstaunliche Emotionen aus. Emotionen, die in einem merkwürdigen Kontrast dazu stehen, daß es nur wenigen in den Sinn kommt, die Dinge zu bewahren, die die Geschichte der Industrialisierung erzählen könnten. Dafür sind die Tail-

finger wohl zu sehr mit der industriellen Fertigung verwoben, dafür ist die Welt der Fabrik wohl zu sehr Alltag, Selbstverständlichkeit und somit nicht aufbewahrenswert. Außerdem: Die Arbeitsplätze in der Industrie sind ja von Produktionsfortschritten und Innovationen abhängig, denen das Alte nur im Wege steht. Wenn andererseits aber die Lebensgrundlage Industriearbeit bedroht ist, dann stößt einem die Erinnerung an die großen Zeiten der Trikotagenindustrie nur bitter auf.

Was allein bei EMCE – mit seiner 122jährigen Firmengeschichte – alles achtlos weggeworfen, zerstört und überhaupt als nicht aufbewahrenswert angesehen wurde, das wäre für sich schon eine historische Dokumentation ersten Ranges und ist doch nur

Der Firmengründer Martin Conzelmann (1835–1912), dessen Namen man in Tailfingen EMCE abkürzte.







Ernst und Andreas Conzelmann im Privatkontor.

- ◀ Auf der linken Seite: Sprengung des EMCE-Hochhauses in Tailfingen am 14. Januar 1983.

ein Beispiel für vieles, was verloren ging. Herausgegriffen sei hier ein Fototableau, das ein Lehrer aus den Trümmern von EMCE hervorgezogen hat: die Fotos zur Unkenntlichkeit verblaßt und mit einer Spraydose malträtirt.

In den goldenen Zeiten der Trikotindustrie vor dem Ersten Weltkrieg feierte EMCE schon das 50jährige Bestehen. Um diesen Anlaß gebührend zu begehen, hatte man unter anderem den Fotografen Mauthe aus Balingen kommen lassen. Der nun lichtete die Trikotweber an ihren Rundwirkstühlen ab, die Zuschneider, den Nähsaal und die Dampfmaschine, Magazine, Kontore und Gebäudeansichten; die Chefs im Einzelporträt, die Belegschaft in Gruppen-

aufnahmen. Auch die Damen des Hauses waren – im Automobil – vertreten. Nichts, was zu der kleinen Welt einer Trikotfabrik gehörte, fehlte. Im Gegenteil: Wo ein rauchender Schornstein unbedingt von den gut gehenden Geschäften künden sollte, wurde er eben draufgemalt, und wo die Fotos der Betriebsangehörigen Behaglichkeit ausströmen sollten, wurden Bäume hinzugepinselt.

Abfotografiert war auch der Stolz der Fabrikanten und der Arbeiter auf den steilen Aufstieg der Firma, die aus denkbar kleinsten Anfängen zu einem Großbetrieb angewachsen war. 70 Jahre später interessierte niemand mehr, worauf man 1910 stolz war; und so ist dieses Dokument der Industrialisierungsgeschichte verlorengegangen. Doch nicht ganz: Abzüge im Kleinformat waren an die Betriebsangehörigen verteilt worden, und eine Näherin hatte eines davon aufgehoben. Die Fotos zu diesem Artikel sind daraus reproduziert und vergrößert.

Martin Conzelmann kauft einen Rundwirkstuhl und steigt zum patriarchalischen Unternehmer auf

Martin Conzelmann war Bauer, und er besaß nicht wenig an Äckern in Tailfingen. Doch das will hier nicht viel heißen, wo noch nie jemand in der Landwirtschaft sein Auskommen finden konnte. 's Gardista Marte – er trug diesen Beinamen, weil sein Vater Gardist war – erwarb einen Rundwirkstuhl und versuchte sein Glück im hausindustriellen Nebenerwerb. Der Rundwirkstuhl war zu jener Zeit, um 1860, noch nicht lange erfunden, und M. C. war einer der ersten in Deutschland, die an ihm arbeiteten. Eine Erfindung, die aus Frankreich kam, die von französischen Maschinenbauern wie Honoré Frederic Fouquet und Charles Terrot in Stuttgart gebaut wurde und auf die die württembergische Zentralstelle für Gewerbeförderung große Hoffnungen setzte. Ideal war diese Maschine für die Herstellung von Trikotagen, d. i. gewirkter Unterwäsche, und als diese in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts die gewobene Unterkleidung endgültig verdrängte, war die große Zeit des Rundwirkstuhls und mit ihr die Blütezeit der Trikotagenindustrie auf der südwestlichen Alb angebrochen.

Doch als Martin Conzelmann seinen Rundstuhl *drillte* –, es war tatsächlich eine mühselige Handarbeit – da waren diese Zeiten noch fern. Seine in Tag- und Nachtarbeit hergestellten Schlüpfer packte er in einen *Kratten*, in einen Korb, und machte sich damit auf den Fußmarsch nach Stuttgart, um seine Ware dort auf dem Markt zu verkaufen. So wie er fing später noch so mancher an, denn dieses wenig kapitalintensive, aber sehr arbeitsintensive Gewerbe bot

auch vielen eine Chance, die nicht mehr hatten als eine Stube, um die Maschine aufzustellen, und eine Familie, die die anderen Arbeitsgänge erledigen konnte: Nähen und Knopflochen, letzteres eine Arbeit für Schulkinder. Aus diesen hausindustriellen Verhältnissen wuchs Martin Conzelmann als einer der ersten heraus; und er war auch der erste, der seine Maschinen mit Dampfkraft antrieb – zwar nicht in der Stammfirma, aber in der dazugekauften Fabrik Conzelmann & Bitzer.

Das war im Jahre 1888. Also mehr als 30 Jahre, nachdem der erste Rundwirkstuhl in Tailfingen aufgestellt worden war. Ein beredter Hinweis auf die kleinen Anfänge dieses Industriezweigs. 1910, im Jubiläumsjahr, hatte EMCE schon fast 200 Beschäftigte und Geschäftsverbindungen in alle Welt. Viel an Ware ging in die Bergbauggebiete Englands und Oberschlesiens, vor allem «angerauhte» baumwollene Unterhosen von schwerer Qualität. Neben dem wichtigen englischen Markt waren die Hauptabsatzgebiete Ostpreußen, Schlesien, Berlin und Holland.

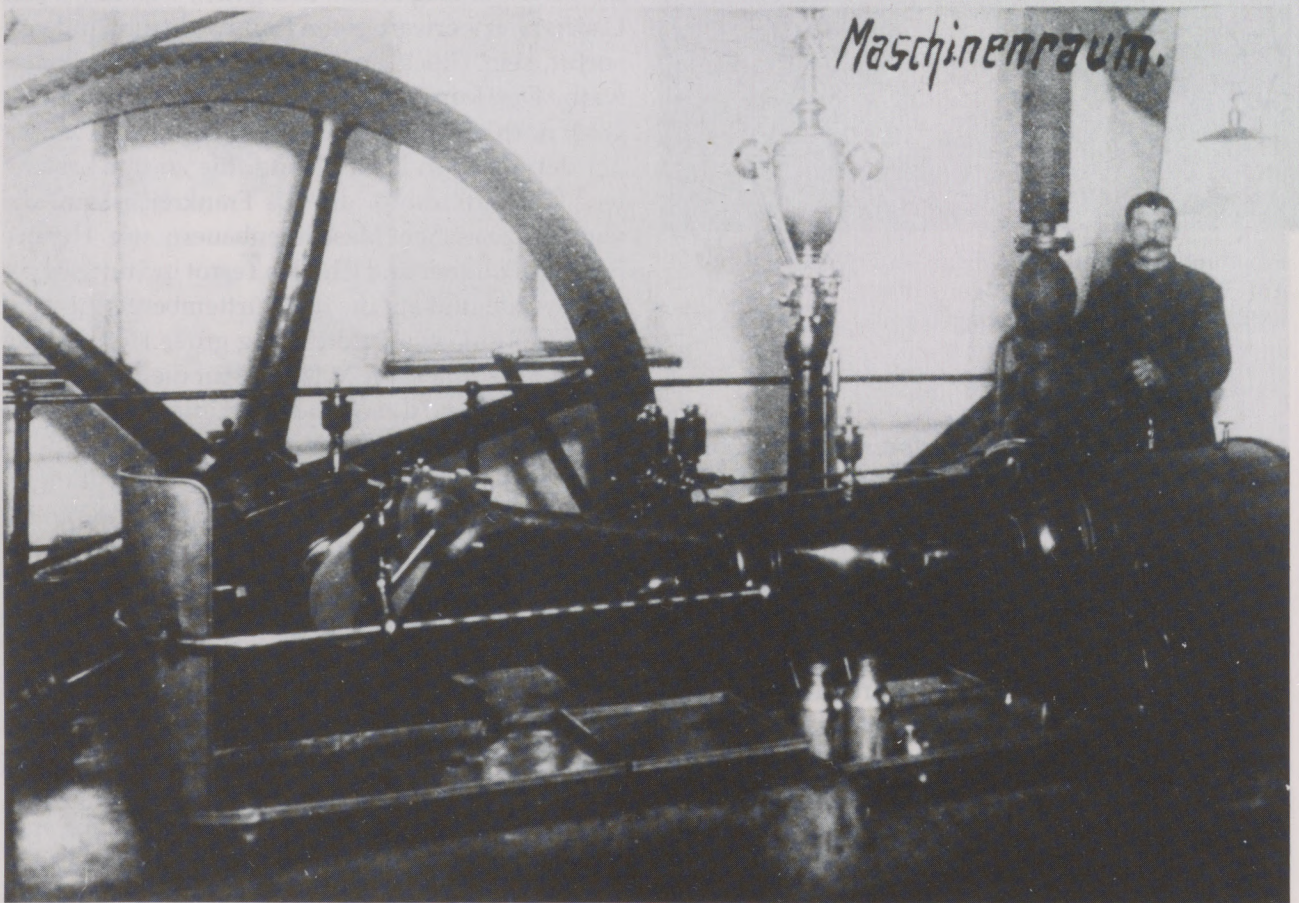
1912 starb Martin Conzelmann. Er war ein umgänglicher Mensch, nur *hot m'r ihm en aellem folga müssa*.

Die Söhne Andreas, für's Werk zuständig, und Ernst, für's Büro, hatten schon vorher EMCE übernommen.

Der dritte Sohn Jakob sollte zusammen mit dem Schwiegersohn Eugen Roller die Firma Conzelmann & Bitzer leiten. Er starb aber schon 1902, und das Geschäft ging ganz an Eugen Roller über.

Die typischen Probleme einer Firma in Familienbesitz verschonten auch EMCE nicht. Ernst Conzelmann war 1916 kinderlos gestorben; von den drei Söhnen des Andreas Conzelmann war einer mit der Betriebsführung nicht zurande gekommen, der zweite war schon vor dem Vater gestorben, der dritte – Walter Conzelmann – war noch zu jung. So mußte Andreas Conzelmann nach einem Mann für seine Tochter Anna suchen, der das Geschäft führen konnte. Dieser Schwiegersohn, ein Herr Kienzle aus Deutsch-Südwestafrika, brachte die Firma mit seinem kolonialen Lebensstil an den Rand des Ruins. Der Betrieb lag erst 1929 wieder in festen Händen, als Walter Conzelmann EMCE übernahm. Er hatte durch seine Heirat mit der Tochter eines Backnanger Lederfabrikanten auch wieder Kapital in die Firma gebracht, so daß im Jahre darauf alle Familienmit-

Zum 50jährigen Bestehen der Tailfinger Trikotagenfabrik EMCE ließ man den Balinger Photographen Mauthe den gesamten Betrieb samt allen Betriebsangehörigen ablichten, vom Maschinenraum bis zum Lager.





glieder – außer dem Bruder Eugen – ausbezahlt werden konnten. Ohne die Mitgift von Erna Conzelmann, die anfangs erwähnte Gesprächspartnerin des Autors, wäre dies nicht möglich gewesen. Die besten Zeiten hatte EMCE wie auch die übrige Textilindustrie in Tailfingen vor dem Ersten und vor dem Zweiten Weltkrieg. 1936 wurde das Hochhaus in Tag- und Nachtarbeit hochgezogen, um die Baulücke zwischen den älteren Firmengebäuden zu schließen. So vergrößerte sich der Betrieb, aber immer noch herrschten patriarchalische Verhältnisse. An Weihnachten bekam jeder sein Päckchen, und Besuche bei kranken Arbeitern waren auch üblich. Auf der anderen Seite änderte erst Walter Conzelmann den militärisch strengen Führungsstil in der Firma. Noch über Jahrzehnte stand EMCE gut da. Doch in den 70er Jahren setzte in der Textilindustrie ein durchgreifender, weltwirtschaftlich begründeter Wandel ein, dem schließlich auch diese Firma zum Opfer fiel.

Vorwiegend Frauenarbeit, Familienbetriebe und textile Monostruktur

An der Geschichte von Martin Conzelmann lassen sich die Besonderheiten aufzeigen, die die Industrialisierung der südwestlichen Alb auszeichnen. Daß die Textilindustrie in diesem Prozeß am Anfang stand, ist nicht ungewöhnlich. Daß sie auch im Mittelpunkt blieb, erklärt sich aus den Standortbedingungen dieses Gebiets, das weder Rohstoffe noch Wasserkraft besitzt, um nur zwei der fehlenden Voraussetzungen für die Entstehung einer Schwerindustrie zu nennen. Ein ausgesprochener Kapitalmangel verzögerte die Entwicklung zudem. Noch 1890, als die Blütezeit der Trikotindustrie schon angebrochen war, hatte ein Betrieb in Tailfingen durchschnittlich gerade vier Arbeiter. Erst in den 80er Jahren war man allmählich zur Mechanisierung übergegangen. Die Industrialisierung vollzog sich aber seit diesem Zeitpunkt in extremem Tempo – praktisch innerhalb einer Generation. 1913 hatte Tailfingen, das sich immer mehr zum Zentrum der Trikotagenfertigung entwickelt hatte, etwa 5600 Einwohner, aber 34 Trikotfabriken und weitere 25 Hauswirkereien, in denen zusammen 3163 Arbeiter beschäftigt waren. Bis heute hat sich diese Monostruktur erhalten; andere Industriezweige, den Textilmaschinenbau ausgenommen, haben sich praktisch nicht angesiedelt. Dabei blieb der Klein- und Mittelbetrieb typisch, genauso wie das persönlich geführte Unternehmen und familiär-patriarchalische Betriebsverhältnisse.

Sind diese gewissermaßen ein Überbleibsel der Hausindustrie, so finden sich selbst noch Reminiszenzen an das alte Verlagssystem. Der schon früh aufgetretene und immer prekärer gewordene Mangel vor allem an weiblichen Arbeitskräften – etwa drei Viertel der Beschäftigten einer Trikotfabrik waren Frauen – wurde selbst durch die enorme Bevölkerungszunahme Tailfingens nicht aufgefangen. Dies zwang zu Betriebsverlegungen und zur Gründung von Filialbetrieben, in die hauptsächlich Näharbeiten ausgelagert wurden. So wurde das Arbeitskräftepotential immer weiter entfernt liegender Dörfer erschlossen, ohne daß die arbeiter-bäuerlichen Strukturen verändert wurden. Deren Vorteile lagen auf der Hand: Standorttreue und Genügsamkeit der Arbeitenden. Sie zwangen aber auch, Arbeiten aus der Fabrik selbst in die Wohnhäuser zurückzuverlagern: Fast jede Frau, die wegen der Kinder nicht mehr in die Fabrik gehen konnte, fand Beschäftigung in der Heimarbeit, die in guten Zeiten ein Arbeitskräftereservoir bildete, in schlechten verhältnismäßig einfach reduziert werden konnte. In diesem Zusammenhang sind auch die Lohnbetriebe anzuführen, Kleinstbetriebe, die nur bestimmte Arbeitsschritte – Wirken, Nähen oder Zuschneiden – für größere Unternehmen eben «im Lohn» ausführen. Die rasante Entwicklung zum Großbetrieb und zur Zentralisierung der Produktion kam durch diese zwangsläufige Gegenbewegung über eine bestimmte Grenze nicht hinaus. Die patriarchalisch-familiären Betriebsverhältnisse wurden bereits angesprochen. Hier läßt sich eine durchgehende Linie ziehen vom Familienbetrieb der Gründerzeit, der praktisch keine Unterscheidung zwischen Unternehmer und Arbeiter kannte, zum heute noch vorherrschenden persönlich geführten Unternehmen in Familienbesitz. Dies trug lange Zeit zur Verminderung sozialer Spannungen und zur Identifizierung der Arbeitenden mit «ihrem» Betrieb bei; heute kommen die Nachteile immer mehr zutage. Über Generationen waren komplizierte Verhältnisse entstanden: durch Heiratsverbindungen untereinander, durch eine Vielzahl von Erben, die oft keine Motivation zu Investitionen hatten. Manchmal war auch der Miteigentümer des einen Unternehmens Geschäftsführer im Konkurrenzbetrieb. So sind es gerade die jüngeren Firmen, die sich behaupten können. Probleme mit mangelnder Flexibilität oder Kapitalentnahme durch «verwandte» Betriebe haben sie nicht.

Diese Fotos von 1910 sind seltene und wertvolle Zeugnisse für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.



Das ehemalige Billiglohnland Württemberg wird von anderen Billiglohnländern bedrängt

Man kann das Ende von altehrwürdigen Firmen wie EMCE mit Wehmut kommentieren und die immer schlechter werdende Geschäftslage der deutschen Maschenindustrie ungerechten Konkurrenzbedingungen anlasten. Die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge sind klar und unerbittlich: Die Konkurrenz der Billiglohnländer ist schwer abzuwehren und nur mit Mitteln, die den meisten hiesigen Firmen nicht zur Verfügung stehen. Nur die neueste Technik, die Rationalisierung des Produktionsablaufs und das schnellstmögliche Reagieren auf die Modetrends kann den Wettbewerbsvorteilen der Billigproduzenten entgegengehalten werden. Die Vorteile sind nicht nur in den niedrigen Löhnen begründet, ihren Konkurrenzvorsprung verdanken die Billigproduzenten vor allem auch den geringen Lohnnebenkosten, der vollständigen Identifizierung der Arbeitenden mit ihrem Betrieb, steuerlichen Vorteilen und staatlicher Unterstützung; auch des Imports der in der Bundesrepublik hergestellten Technik. Beiläufig bemerkt: Auch so manche alte Maschine, die hierzulande nicht mehr produktiv eingesetzt werden kann, ist inzwischen in der Türkei, Bulgarien oder China in Betrieb.

Ironie des Schicksals? Vielleicht, denn es sind die gleichen Gründe, die einst die Tailfinger Maschenindustrie groß gemacht haben und die jetzt ihre Weltmarktstellung zunichte machen. Den Betroffenen kaum bewußt, schließt sich hier ein Kreis: Vor 120 Jahren war Württemberg ein ausgesprochenes Billiglohnland, noch kaum industrialisiert und ent-

setzlich arm. Die Auswanderungswellen um die Mitte und Ausgang des vorigen Jahrhunderts sind ein beredtes Zeugnis, daß es Wirtschaftsflüchtlinge damals sehr wohl auch schon gab. Arbeitskräfte waren trotzdem immer noch mehr als genug vorhanden, Arbeitskräfte, die die Not in die Lehre genommen hatte und deren Fleiß, Treue zum Betrieb und – man könnte fast sagen – Arbeitsfrömmigkeit heute so gern als Volkscharakter gerühmt werden. Die Industrialisierung wurde staatlich gefördert, u. a. mit Zuschüssen zum Kauf von Maschinen und zum Besuch von Ausstellungen. Der Import fortschrittlicher Technik wurde unterstützt, ja diese Technik regelrecht eingekauft: Der Wirkmaschinenhersteller Fouquet bekam 10 000 Gulden für die Verlegung seines Betriebs von Troyes in Frankreich nach Stuttgart.

Als dann der Trikotagenboom einsetzte, belieferte die württembergische Wirkwarenindustrie – und hier Ebingen und Tailfingen an vorderster Stelle – die ganze Welt mit ihrer billigen Massenproduktion – vor allem das hochindustrialisierte England. In Tailfingen gab es Firmen, die ausschließlich für den Export arbeiteten und alle Abschlüsse in englischer oder amerikanischer Währung tätigten.

Die heutige Situation steht unter umgekehrtem Vorzeichen, und diese Entwicklung ist keine zufällige. Auch für EMCE selbst hat sich der Kreis geschlossen. Der Betrieb wird – wieder in kleinem Rahmen – vom Urenkel des Firmengründers, von Eckart Conzelmann, weitergeführt, bei dem der Autor sich für die freundlichen Auskünfte zur Firmengeschichte ebenso bedanken möchte wie bei seiner Mutter, Frau Erna Conzelmann.

«De bloom van Württemberg vereinigt met Oranje»

Irmtraud Betz-Wischnath

Am 19. Juni 1839 fand in Stuttgart die «Hochzeit des Jahres» statt, und schon damals weckte ein solches Ereignis die Neugier der Öffentlichkeit: Die Presse berichtete wiederholt und ausführlich darüber, Kaufleute nutzten die Gunst der Stunde, um mit Andenken Geschäfte zu machen, und «das Volk» umjubelte das Brautpaar. Es waren Prinzessin Sophie von Württemberg, Tochter von König Wilhelm I. und seiner zweiten Gemahlin, Katharina Pawlowna, und Erbprinz Wilhelm von Oranien, die sich im großen Marmorsaal des Neuen Schlosses das Jawort gaben.

Der König hatte die Verbindung eingeleitet, um seiner damals 21jährigen Lieblingstochter eine glänzende Zukunft zu sichern, denn durch diese Heirat war ihr die Königskrone gewiß. Obwohl die Prinzessin andere Neigungen verspürte – sie fühlte sich zu der Zeit eher zu Prinz Napoleon oder zum Herzog von Braunschweig hingezogen –, ging sie auf den Wunsch ihres Vaters ein. Wilhelm und Sophie waren über ihre Mütter Vetter und Cousine, aber König Wilhelm erteilte kraft seiner bischöflichen Gewalt den erforderlichen Dispens. Außerdem stattete

er seine Tochter mit einer ansehnlichen Aussteuer aus: Allein das Verzeichnis der Garderobe, zu der auch Stoffe und Spitzen und sogar vier kostbare Schürzen gehörten, füllte 46 engbeschriebene Seiten; ein Reisebett mit zwölf Garnituren Bettwäsche vervollständigte die Ausstattung. Auch mit Schmuck versorgte der Monarch seine Tochter gut. Die Hochzeit wurde mit aller Sorgfalt vorbereitet. Bereits seit Januar 1839 waren zahlreiche Beamte und Bedienstete damit beschäftigt, das Fest zu organisieren, das sich mit Feierlichkeiten an verschiedenen Schauplätzen über fünf Tage hinziehen sollte. Bis ins kleinste ausgearbeitete Beschreibungen zeigten auf, wie das Zeremoniell im großen Marmorsaal, in der Neuen Reitschule und im königlichen Hoftheater abzulaufen hatte; Zeichnungen und Pläne ergänzten dabei die schriftlichen Anweisungen. Von allen Höfen Europas, vom Papst, vom deutschen und insbesondere vom württembergischen Adel sowie von Ministern, hohen Beamten und von Stadträten trafen Gratulations- und Glückwunschschriften in Stuttgart ein. Den Vorschlag des Bischofs von Rottenburg, Johann Baptist v. Keller, je-

Neues Schloß in Stuttgart, Stadtflügel: Weißer oder Marmorsaal, erbaut 1754, vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg aufgenommen. Hier wurde Sophie von Württemberg mit Wilhelm von Oranien getraut.



doch, anlässlich der Hochzeit eine Feier in der katholischen Kirche zu veranstalten, lehnte König Wilhelm ab, nicht ohne dem Bischof für die auch bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegten guten und wohlgemeinten Absicht Höchst Ihren verbindlichen Dank (zu)bezeigen.

Sophienwalzer, Sophienbier
und großherzige Geschenke

Schon einige Tage vor der Hochzeit berichteten der *Schwäbische Merkur* und die *Allgemeine Zeitung* über das bevorstehende Ereignis. Die Ankunft des Bräutigams und der Gäste, wie etwa des Markgrafen von Baden mit seiner Gemahlin oder des Vaters des Bräutigams, meldeten die Blätter ebenso, wie sie über die letzten Festvorbereitungen berichteten und die Geschenke aufzählten, die König und Prinzessin austeilten und erhielten. Wie die *Allgemeine Zeitung* am 16. Juni bemerkte, hatte Prinzessin Sophie durch die Anmuth ihres Geistes, welche sie mit einer seltenen Schönheit verbindet, sich alle Herzen so sehr gewonnen, daß die Theilnahme an dem Familienfeste, welches die königliche Familie feiert, eine allgemeine ist. Wilhelm Kühner, Kapellmeister der Königlich württembergischen ersten Infanterie-Brigade, hatte einen «Sophienwalzer» komponiert, der nun in den Buch-

Stuttgart. Daß so berühmt gewordene sogenannte Sophienbier bei Stübner fließt nun wieder; dies zur Nachricht allen Denen, welche dasselbe wieder kosten wollen. Ein Freund von gutem Bier.

Stuttgart. [Lithographien.] So eben sind fertig geworden und am 19 Juni bei Autenrieth und Ebner dahier, so wie in allen Kunsthandlungen Württemberg zu haben:

Porträt Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Sophie von Württemberg. gr. Fol. Auf Chines. Papier 2 fl., auf weißem Papier 1 fl. 45 kr.

Porträt Seiner Königl. Hoheit des Erbprinzen Wilhelm von Oranien. gr. Fol. Auf Chines. Papier 2 fl., auf weißem Papier 1 fl. 45 kr.

Diese, von dem Unterzeichneten mit allerhöchster Erlaubnis Ihrer Königl. Hoheiten lithographirt und herausgegebenen, Bildnisse können nur eine höchst willkommene Erscheinung seyn.

handlungen angeboten wurde. Deutsche und niederländische Gedichte erschienen, Lithographien mit den Portraits des Brautpaares konnte man kaufen, und ein geschäftstüchtiger Gastwirt schenkte «Sophienbier» aus. All dies zeigt, wie beliebt die Prinzessin beim Volk gewesen sein muß, denn sonst hätten solche Dinge kaum Absatz gefunden.

Alle, die mit den Festvorbereitungen zu tun gehabt hatten, wurden beschenkt. Vom Kopisten, der 22 Gulden erhielt, über Bauinspektor Gabriel, der für die Gestaltung der Festsäle und die Einrichtungen bei der Illumination vom König einen Brillantring mit Chiffre im Wert von 198 Gulden bekam, bis hin zu Hofprediger v. Grüneisen, der für den Vollzug der Trauung mit einer mit Chiffre und Brillanten besetzten goldenen Dose im Wert von 583 Gulden belohnt wurde. Das größte Geschenk des Königs ging allerdings an die Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins: Er stellte dem Verein aus seiner Privatschatulle 4000 Gulden zur Verfügung, von denen tausend den Armen der Residenz zugute kommen sollten, tausend für die bedürftigsten Anstalten für verwahrloste Kinder und zweitausend für die Armen des Landes bestimmt waren. In dieser Gabe sah der Verein vor allem auch ein Zeichen dafür, wie ernst dem König sein Versprechen war, ihn auch nach dem Tod seiner Stifterin, der Königin Katharina, zu unterstützen. Der Zentralleitung war dies jetzt um so wichtiger, als sie die Trennung von der erhabenen Tochter der hohen Stifterin unseres Vereins, die schon so manche Beweise Ihrer wohlwollenden Theilnahme an den Zwecken dieses Vereins gegeben hat und bey längerem Verweilen in unserer Mitte gewiß noch ferner gegeben haben würde, zutiefst bedauerte.

Der Verein handelte ganz dem Auftrag des Königs gemäß und gab tausend Gulden an die Kindererretungsanstalten in Ellwangen, Kirchheim, Korntal mit Schlotwiese¹ und Wilhelmsdorf, Lichtenstern, Ludwigsburg, Stammheim, Tuttingen und Winnenden sowie an die Taubstummenanstalten in Dennach und Tübingen und an den Israelitischen Waisenverein. Die zweitausend Gulden verteilte er an 87 bedürftige Gemeinden, die erweislich nicht im Stande sind, oder bey welchen es wenigstens zweifelhaft ist, ob sie im Stande seyen, ohne Beiträge von außen die ihnen angehörigen Armen nothdürftig selbst zu unterstützen. Insgesamt 1742 alte, gebrechliche oder erwerbsunfähige Menschen wurden dabei mit Beträgen zwischen zehn Kreuzern und zehn Gulden bedacht. Ein Rest von 47 Gulden wurde zur Unterbringung verwahrloster Kinder in Oberschwaben zurückgelegt.

Aber nicht nur Geld, silberne Leuchter, Ringe und goldene Uhren teilten König und Prinzessin freigiebig aus. König Wilhelm nahm die Hochzeit auch zum Anlaß für einen hohen Gnadenakt: er begnadigte

Sophie Friederike Wilhelmine, Prinzessin von Württemberg, Tochter König Wilhelms I. Lithographie von Ch. Billoin nach einem Gemälde von De Keyser, ohne Jahresangabe.



alle Unteroffiziere, die noch von der *Koseritz'schen Geschichte*² her im Zuchthaus saßen.

Geschenke an die Braut kamen aus Stuttgart und aus dem ganzen Königreich. König Wilhelm hatte nämlich von den Ständen keine Aussteuer gefordert und es ihnen damit – nach der *Allgemeinen Zeitung* – erspart, 100 000 Gulden aufbringen zu müssen. So zeigte sich das Land um so spendabler. Fünfundzig Stuttgarter Bürgerstöchter beispielsweise überreichten der Braut einen Fußteppich, Beamtentöchter brachten selbstgestickte Sofa- und Sesselüberzüge, und alle erhielten dafür eine goldene Brosche oder einen Ring mit dem Namenszug der Prinzessin. Die Stadt Heilbronn schenkte ein kostbares Silberservice, die Stadt Münsingen schickte feinste Leinwand, und die Cannstatter Bürger ließen Sophie als *Erinnerung an die schönste Gegend Ihres Vaterlandes* ein Album mit vier Ansichten von Cannstatt durch einen Fackelzug zu Pferde überbringen. Das großartigste Geschenk war jedoch das der Stuttgarter, die eine festliche Illumination ihrer Stadt vorbereitet hatten. Nach Auskunft der *Allgemeinen Zeitung* wurde diese Veranstaltung auf den Abend nach dem Hochzeitstag gelegt, da die Prinzessin Braut zu ergriffen ist, um derartige Eindrücke in Masse auf Einmal ertragen zu können.

Die Trauung im Stuttgarter Neuen Schloß:
«eine ergreifende Familienszene»

Zur Trauung im großen Marmorsaal des Neuen Schlosses in Stuttgart waren nur ausgesuchte Gäste geladen. Auch den Hochzeitszug konnten die Stuttgarter nicht bewundern, denn er bewegte sich lediglich innerhalb des Schlosses von den Gemächern der Königin zum Marmorsaal. Den Zeitpunkt des Ringwechsels zeigten allerdings Glockengeläut und 25 Kanonenschüsse an. Von Grüneisens Predigt erschien später auf Wunsch des Bräutigams im Druck; aber um nicht den Anschein zu erwecken, er habe dies selbst veranlaßt, bat der Hofprediger, in die Titelseite *Auf höchsten Befehl* aufzunehmen. Der Korrespondent der *Allgemeinen Zeitung* berichtete: *Die Trauung (. . .) war eine ergreifende Familienszene. Die königlichen Eltern, wie die von Schönheit und Diamanten strahlende Braut konnten ihre Gefühle nicht unterdrücken; sie schlossen sich inbrünstig in die Arme, und Thränen traten in mehr als ein Auge.*

Hatte sich der eigentliche Hochzeitstag im Kreise der königlichen Familie, des diplomatischen Korps und der höchsten Beamten abgespielt, so konnten an den folgenden vier Tagen auch die Bürger der Stadt und der Umgebung an der allgemeinen Festfreude teilnehmen.

Die Heerschau in Cannstatt, bei der König Wilhelm selbst mit seinem Generalstab voranritt, zog eine Menge Zuschauer an. Für das abendliche «Freitheater» im königlichen Hoftheater hatten zahlreiche Beamte nebst Ehefrauen, Töchtern oder Nichten Freikarten erhalten. Allerdings waren für die erste Galerie nur Herren mit Uniform oder Hofrock zugelassen. Der Korrespondent der *Allgemeinen Zeitung* fand, daß *der Überblick gar hübsch war, da auch im Parterre das schöne Geschlecht in Weiß gekleidet, meistens mit natürlichen Blumen im Haar, sich einfand.* Über das Theaterstück *Der Gott und die Bajadere* verlor er indes kein Wort.

Der Höhepunkt dieses Tages war jedoch die nächtliche Illumination der Stadt, die einer gründlichen Vorbereitung bedurft hatte. Bereits am 13. Juni 1839 berichtete die *Allgemeine Zeitung*: *Was die Beleuchtung betrifft, so sind seit acht Tagen alle hiesigen Architekten und sonstige Verständige zum Zeichnen von Illuminationsrissen, Aufstellung von Gerüsten u.s.w. thätig. Jede andere Arbeit wird vor der Hand ausgesetzt. Man darf sich über diese Thätigkeit umso weniger wundern, als die hiesige Bürgerschaft etwas will, was ihre Liebe und Anhänglichkeit ausspreche. Fand doch seit der Geburt des Kronprinzen [1823] keine allgemeine Illumination mehr statt, und wie sehr hat sich Stuttgart verändert, sowohl was Größe als Schönheit der Stadt betrifft!*

Nicht nur die ganze Stadt, sondern auch viele Menschen aus der Provinz feierten in dieser Nacht in Stuttgarts Straßen. Der Korrespondent der *Allgemeinen Zeitung* schilderte die nächtliche Veranstaltung voller Begeisterung: *Die Beleuchtung gestern Abend war eine der brillantesten, die ich gesehen. (. . .) Die ganze Stadt flackerte und funkelte in den buntesten Lichtern: bengalische Flammen von allen Farben, Pyramiden, eine 70 Fuß hohe Säule mit gewundenen Feuerzügen, Portale von guirlandengeschmückten Säulen getragen, lodrende Altäre und Candelaber, ganze Colonnaden mit Feuerkugeln über den Säulencapitälén, griechische Tempel, allegorische Figuren und Embleme jeder Art, Trophäen, Sinnsprüche, Verse und Prosa in Scherz und Ernst, württembergische und Oranien-Fahnen und Wappen vereint, verschlungene Namenszüge in Brillantfeuer. (. . .) Den oranischen Fürstensohn begrüßten auch holländische Sinnsprüche, z. B. Eentracht maakt macht; und De bloom van Württemberg vereenigt met Oranje belooft een eeuw van Heil an Neerland en Germanje.* In einem langen Wagenzug fuhr die königliche Familie durch die Straßen, um das Hochzeitsgeschenk der Stuttgarter in Augenschein zu nehmen. Bei all dem Glanz entging dem Hof jedoch – wie der Korrespondent etwas kritisch anmerkte – *die große Freude und Bereitwilligkeit, mit welcher auch die kleineren Seitenstraßen erhellt waren, die Wohnungen der Unbemittelten.*

FEESTTOONEN

BIJ HET

HOOGHE HUWELIJK

VAN

HUNNE KONINKLIJKE HOOGHEDEN,

WILLEM ALEXANDER PAUL FREDRIK LODEWIJK,

ERFPRINS VAN ORANJE-NASSAU;

EN

SOPHIA FREDERIKA MATHILDE,

PRINSES VAN WURTEMBERG;

coltrokken te Stuttgart, den 18. van Zomermaand, 1839.



DOOR

H. VAN OVERVEST KUP.



1839.

Königlicher Dank für «Zeichen der Anhänglichkeit und Liebe der Einwohner von Stuttgart»

König Wilhelm war vom Engagement der Residenzstadt sehr angetan und empfing zwei Tage später eine Deputation der Stadträte, um in den gnädigsten Ausdrücken seinen Dank und seine Freude für jenes Zeichen der Anhänglichkeit und Liebe der Einwohner von Stuttgart zu erkennen zu geben. Auch Stadtdirektor Gärtner äußerte sich zufrieden, denn obwohl die wogende Menge bis in die Morgenstunden durch die Straßen gezogen war, war auch nicht die mindeste Unordnung, nicht der geringste Policyexceß vorgekommen. Dieses Ereignis war das eigentliche Fest des Volkes unter den zahlreichen Hochzeitsfeierlichkeiten; und es scheint noch einige Zeit die Gemüter bewegt zu haben: Anfang Juli bot der Buchhandel das Gedicht *Der Bauer bei der Illumination* an.

Am Tag nach diesem Spektakel war ein «Déjeuner dansant» auf dem Rosenstein, wieder mit Kleidervorschrift für die Herren, die bei diesem Anlaß im Civil-Frak, mit weißen Halsbinden und das Band unter dem Rok zu erscheinen hatten. Die heutige Fête (. . .) war bloß Hoffête, aber äußerst zahlreich und brillant, bemerkte der Korrespondent. In langen Zügen bewegten sich die elegantesten Equipagen, meist vierspännig, durch die schon im schönsten Rosenflore stehenden Anlagen. Der König war äußerst heiter und nahm selbst an dem Tanze teil.

Stuttgart. Theater-Anzeige.
Freitag den 21 Juni, zur hohen Vermählungsfeier Seiner Königl. Hoheit des Hrn. Erbprinzen Wilhelm von Oranien mit Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Sophie von Württemberg: Große musikalische Akademie im Königl. Reithause. Anfang 8 Uhr.
Intendant der K. Schauspiele.

Stuttgart. [Maskengarderobe und Domino-Empfehlung.] Auf der vorstehende Frei-Redoute im Königl. Hoftheater empfehle ich meine Maskengarderobe für Herren und Damen, nebst einer großen Auswahl farbiger und schwarzer Dominos.
Christian Frisch, Holzstraße Nr. 1 über eine Stiege.

Anzeigen aus dem «Schwäbischen Merkur» des Jahrgangs 1839.

Am 21. Juni 1839 setzten sich die Festlichkeiten in der Neuen Reitschule mit einer *Musikalischen Akademie* fort. Hofkapellmeister Peter Joseph Lindpaintner hatte eigens dafür eine Festhymne komponiert, und der Stuttgarter Liederkranz führte Händels Oratorium *Das Alexanderfest* auf. Die Reitschule war

nach den Plänen von Hofmarschall v. Seckendorff so eingerichtet worden, daß königliche Familie und Hofstaat vom Publikum abgesondert das Geschehen verfolgen konnten. Dieses Musikfest durfte der Liederkranz zu seiner großen Freude für seine eigenen Zwecke später wiederholen.

Der Maskenball am fünften und letzten Festtag lockte noch einmal alles, was Rang und Namen hatte, in das königliche Hoftheater. Auch dazu hatten wieder das gesamte diplomatische Korps und höhere Beamte Freikarten erhalten. Falls die Gäste das Angebot der Stuttgarter Geschäftsleute rege genutzt haben, waren in der illustren Gesellschaft viele bunte und schwarzweiße Dominos und Bajuten anzutreffen.

Am 26. Juni morgens haben dann Ihre königlichen Hoheiten, der Erbprinz und die Frau Erbprinzessin v. Oranien, nach dem zärtlichsten Abschiede von der königlichen Familie und begleitet von den Segenswünschen der in großer Anzahl um das königliche Schloß versammelten Einwohner Stuttgarts die hiesige Stadt verlassen. Das bürgerliche Schützenkorps bildete im Schloßhof Spalier, die Bürgergarde zu Pferd gab das Geleit bis an die Stadtgrenze. König Wilhelm begleitete das junge Paar noch bis Ludwigsburg. In Heilbronn und in einigen württembergischen Dörfern empfing die Bevölkerung die Durchreisenden mit Ehrenpforten, Musik und Blumen.

In Stuttgart kehrte nun wieder der Alltag ein: Bald wird bei uns Alles in das gewohnte Stilleben zurückgekehrt seyn, schrieb der Korrespondent der *Allgemeinen Zeitung* am 29. Juni. Er lenkte dann den Blick wieder auf ernstere Gegenstände, denn die Hoffeste hatten die Aufmerksamkeit auf den Landtag in den Hintergrund gedrängt. Jetzt war es vor allem der *Schwäbische Merkur*, der über die Reise berichtete, bis Wilhelm und Sophie in Haag angekommen waren.

Ankunft in den Niederlanden:
der «schlimmste Augenblick» im Leben

Die erste Station auf der Reise war Mainz. Hier verabschiedete sich der württembergische Hofstaat, und das niederländische Personal stellte sich vor. Anschließend verbrachten die Neuvermählten einige Tage am verwandten Hof der Herzöge von Nassau in Biebrich, um dann nach Frankfurt weiterzureisen, wo sie sich ebenfalls einige Tage aufhielten. Am Abend vor der Abreise gab Prinz Wilhelm eine glänzende Soirée für das diplomatische Korps am Sitz des Deutschen Bundes und für die «Notabilitäten» der Stadt. Nach einer Zwischenstation in Ems, von wo aus sie mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen Schloß Stolzenfels und den Ehrenbreitstein



Nach der Natur gezeichnet von Frid. Keller.

Gest. v. Grünwald u. Cooke.

Königliches Hof Theater.

Das Königliche Hoftheater, wo anlässlich der Vermählung von Prinzessin Sophie mit dem niederländischen Thronfolger zum Abschluß der Feierlichkeiten ein Maskenball stattfand. Anstelle des Hoftheaters, das 1902 abbrannte, steht heute neben dem Neuen Schloß das Kunstgebäude.

bei Koblenz besucht hatten, bestiegen Wilhelm und Sophie am 11. Juli in Koblenz die prächtige niederländische Dampfyacht *de Zeeuw* und fuhren unter Kanonendonner nach Holland ab.

Fünf Tage später bereiteten ihnen die Bevölkerung der Niederlande und die königliche Familie in Huis ten Bosch einen herzlichen Empfang. Für den Abend nach dem feierlichen Einzug des Paares in Haag war ebenfalls eine festliche Illumination der Residenzstadt vorbereitet. Die weiteren Feiern zogen sich noch bis zum 23. Juli hin.

Bei all diesem äußeren Glanz und den nicht enden wollenden Festen war Prinzessin Sophie nicht glücklich. Bereits vor der Hochzeit war ihr klar, daß sie Prinz Wilhelm nie würde lieben können. Den Tag ihrer Ankunft in den Niederlanden bezeichnete sie rückblickend als den schlimmsten Augenblick ihres Lebens. Ihre Ehe wurde allmählich so unerträglich, daß Wilhelm und Sophie 1855 in einem ge-

heimen Privatvertrag die Trennung von Tisch und Bett vereinbarten. Um so enger blieb sie mit ihrer Heimat verbunden, nicht nur durch einen regen Briefwechsel, vor allem mit ihrem Vater, sondern auch durch jährliche mehrmonatige Aufenthalte in Stuttgart.

Quellen und Literatur

Hauptstaatsarchiv Stuttgart: E 14 Bü 53; E 55 Bü VIIa/3
Schwäbischer Merkur auf das Jahr 1839, 2 Bde. Stuttgart 1839.
Allgemeine Zeitung für das Jahr 1839. Stuttgart und Augsburg 1839.
Tamse, C. A.: Eine württembergische Prinzessin auf dem niederländischen Thron. Königin Sophie der Niederlande (1818–1877). In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 39 (1980) S. 165–205.

Anmerkungen:

- 1 Aufgegangen in Zuffenhausen, Stadtkreis Stuttgart
- 2 Nach der Auflösung des Landtags 1833 hatte Oberleutnant Koseritz in Ludwigsburg eine Verschwörung angezettelt, die aber rasch niedergeschlagen wurde. Die damals gefällten Todesurteile wurden nicht vollzogen.



Aufsatz Tisch von Johannes Klinckerfuß, Stuttgart um 1809. Kiefer, Eiche, Mahagoni, vergoldete Bronze, 169 x 155 x 75. Schloß Ludwigsburg, Sommerarbeitszimmer der Königin.

Johannes Klinckerfuß – Möbel für den König von Württemberg

Wolfgang Wiese

Einer der bedeutendsten süddeutschen Kunstschreiner des 19. Jahrhunderts war der Ebenist Johannes Klinckerfuß aus Stuttgart. Mit dem Begriff Ebenist wurde schon im 18. Jahrhundert ein Kunstschreiner bezeichnet, der ursprünglich das kostbare Ebenholz verarbeitete, später aber auch prunkvoll furnierte Luxusmöbel aus anderen Hölzern anfertigte. Viele der Möbel von Klinckerfuß schmückten einst die württembergischen Residenzschlösser, die dem König und der Königin von Württemberg einen Rahmen für Staatsempfänge und für private Hofhaltungen lieferten. Als kostbare Kunstobjekte des Landes wurden sie stets gepflegt und vor den Vernichtungen vergangener Zeiten bewahrt. So kann ein Teil von ihnen heute noch in den Schlössern und Museen besichtigt und bewundert werden.

Daß ihr Verfertiger bisher unbekannt war, hat mehrere Gründe. Die kunstgeschichtliche Qualität der Stücke wurde meist unterschätzt, und eine umfassende Aufarbeitung des württembergischen Kunstschreinerhandwerks sowie der königlichen Möbelbestände hat man versäumt. Deshalb ist der Name Klinckerfuß bis auf wenige Ausnahmen in der landesgeschichtlichen Literatur nicht zu finden. Erst die vom Verfasser 1986 an der Universität Tübingen abgeschlossene Dissertation¹ wies auf das umfangreiche Schaffen und auf die noch erhaltenen Arbeiten dieses Kunstschreiners hin. Während der intensiven Beschäftigung mit dem württembergischen Kunstgewerbe gelang es dem Autor, in Klinckerfuß den Begründer der modernen Stuttgarter Möbelproduktion zu erkennen. Um so mehr gebührt dem unbekannten Ebenisten unsere Aufmerksamkeit, denn ein vergleichbares künstlerisches Talent findet man unter den Stuttgarter Schreibern des frühen 19. Jahrhunderts nicht.

Der gebürtige Hesse wird in Württemberg
«Herzoglicher Kabinettebenist»

Johannes Klinckerfuß wurde am 8. Juni 1770 in Bad Nauheim/Hessen geboren. Nach seiner Lehrzeit beim Vater trat er 1789 in die Werkstätte des berühmten deutschen Ebenisten David Roentgen² in Neuwied am Rhein ein. Roentgen besaß eine große Werkstätte, welche die europäischen Königs- und Kaiserhöfe mit Prunkmöbeln versorgte. Ludwig XVI. von Frankreich, König Friedrich Wilhelm von

Preußen oder Kaiserin Katharina II. von Rußland gehörten zu seinen Kunden. Sie entlohnten den Meister reichlich und ehrten ihn mit Titeln. In renommierten Museen der Welt sind seine Stücke zu bewundern, die durch ein klares Design, durch handwerkliche Qualität und durch kostbare Materialien hervortreten. Zur Zeit von Klinckerfuß herrschte in Neuwied ein strenger klassizistischer Stil vor, der nachhaltig auf den Schüler wirkte.

1793 gelangte Klinckerfuß an den Hof der Herzogin Dorothee Sophie von Württemberg in Bayreuth. Bis 1797 war er dort als leitender Hofschreiner mit der Möblierung des Schlosses Fantaisie betraut. Nach dem Tod der Herzogin trat er 1798 in die Dienste von Herzog Friedrich II. von Württemberg, dem späteren ersten König dieses Landes, der ihm ein Jahr später den Titel *Herzoglicher Kabinettebenist* verlieh. Als Leiter der königlichen Kabinettschreinerei heiratete Johannes Klinckerfuß die Tochter des vermögenden Hofschreiners Jakob Friedrich Schweickle (1747–1812), welcher die gröberen Schreinerarbeiten in den Schlössern ausführte. Aus der Bayreuther Zeit sind nur wenige Zeichnungen von seiner Hand bekannt. Die ersten faßbaren Möbel von Klinckerfuß entstanden während der Neueinrichtung der Residenzen Stuttgart und Ludwigsburg 1798–1805. Sie erinnern noch sehr an den klassizistischen Stil des Ebenisten Roentgen.

Gegen 1806 veränderte der Kabinettebenist wohl auf Geheiß König Friedrichs von Württemberg sein Design völlig, und von nun an war der unter Napoleon am französischen Hof entstandene repräsentative Empirestil für die Möbelproduktion maßgebend. Vorlagezeichnungen aus Paris dienten als Anregung, wobei einzelne Stilelemente von Roentgen nicht völlig verschwanden. Aus französischem und deutschem Design entwickelte Klinckerfuß das württembergische Empiremöbel. Es diente dem neuen König als «Herrschaftssymbol» und hatte für die Repräsentation von monumentaler, wuchtiger Gestalt zu sein. Seine Erscheinung wurde im wesentlichen durch das rötliche Mahagoniholz mit vergoldeten Bronzebeschlägen bestimmt. Majestätisch mag es auf den Besucher der königlichen Räume gewirkt haben.

Die Modernisierung des königlichen Inventars beanspruchte Klinckerfuß sehr, zumal immer neue Stücke gefordert wurden. 1809 vergrößerte Obereschloßhauptmann von Kniestedt auf Geheiß des Königs die Kabinettschreinerei und begann ihren Ge-

schäftsbetrieb umzuformen. Der Kunstschreiner, der bisher den Betrieb selbständig geführt hatte, verlor wichtige Kompetenzen; er reichte deshalb 1812 seine Entlassung aus dem Hofdienst ein.

Daß die Werkstätte unter der Führung von Johannes Klinckerfuß eine enorme produktive Kraft besaß, zeigen die Inventurakten von 1811. Elf Gesellen, fünf Arbeiter und Tagelöhner waren in vier großen Arbeitszimmern mit dem Zuschneiden, mit der Fertigung, der Montage und der Oberflächenbehandlung beschäftigt. Nur Manufakturen hatten eine derartig umfangreiche Belegschaft. Metall-, Stein- und Drechslerarbeiten lieferten mehrere selbständige Betriebe aus Stuttgart. Die Beschläge kamen auf Bestellung aus Paris.

In der eigenen Werkstatt entstehen
seit 1812 Spätempire- und Biedermeiermöbel

Nach seiner Entlassung aus dem Hofdienst und der Übergabe der Geschäfte an den Hofschreiner Georg Conradt aus Ludwigsburg begann Klinckerfuß 1812 in der Kanzleistraße 18, heute Willi-Bleicher-Straße, eine eigene Werkstätte aufzubauen. Ihre Anfänge liegen im Dunkeln, da schriftliche Quellen über sie fehlen. Erst 1817, nachdem König Wilhelm I. den Hofstaat seines Vaters aufgelöst und die hofeigene Kabinettschreinerei aufgehoben hatte, erhielt der Ebenist wieder offizielle Hofaufträge, die in den Akten verzeichnet sind. Zwischen 1818 und 1831 arbeitete Klinckerfuß an den Ausstattungen der Stuttgarter Schlösser Neues Schloß und Rosenstein, Weil bei Esslingen und Friedrichshafen. Gerade die Einrichtung Rosenstein wurde der krönende Abschluß seines Berufslebens. Von 1827 bis zu seinem Tode am 21. Oktober 1831 lieferte Johannes Klinckerfuß über vierhundert Möbel in das Schloß. Die Werkstätte in der Kanzleistraße hatte sich zum größten Betrieb in Stuttgart entwickelt; es entstanden Spätempire- und Biedermeiermöbel von feinsten Qualität. Design und Verarbeitung gehörten zum besten, was das deutsche Kunsthandwerk in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorbrachte. Da unter König Wilhelm I. die pompöse Ausformung des Inventars an modischem Reiz verloren hatte, bevorzugte man kleinteilige, funktionelle Stücke. Viele der ehemals geschätzten Prunkstücke wanderten in Nebenräume, erhielten Angehörige der Regentenfamilie oder wurden veräußert.

Auch die hier erstmals vorgestellten Möbel hatten schon in königlicher Zeit ihre angestammten Plätze verlassen und waren in Vergessenheit geraten. Nach über hundertjähriger Abwesenheit tauchten sie vor kurzem im Kunsthandel auf und wurden als

qualitätsvolle Kunstwerke aus Württemberg angeboten. Eine erste Begutachtung der Stücke bestätigte die vermutete Provenienz und regte zu einer intensiveren Erforschung der Herkunft, der Entstehungszeit und des Herstellers an. Archivalische Studien und die Durchsicht der Inventare führten zu einem interessanten Ergebnis.

Der schöne, fein polierte und reich mit vergoldeten Bronzen verzierte Tisch mit dreiteiligem Aufsatz ist ohne Zweifel ein Möbel des Ebenisten Klinckerfuß. Er wurde um 1809 in der königlichen Kabinettschreinerei Stuttgart nach einer Zeichnung des Kunstschreiners, die heute noch existiert, gefertigt. Auftraggeber war König Friedrich von Württemberg, der den noch unvollendeten linken Schloßgartenflügel des Neuen Schlosses ausbauen ließ.

Das Schloß wurde als Zentrum des neuen Königreiches für repräsentative Empfänge kaiserlicher und königlicher Gäste benützt. So gelangte der Prunktisch in das «Reiche Zimmer» der Bel Etage des linken Flügels gegen den Ehrenhof. Es schloß sich an das «Gobelinzimmer» links neben dem mittleren Treppenhaus an. Heute sind diese Räume nicht mehr zu finden; ein schmerzlicher Verlust, den uns die jüngste Geschichte bescherte. Klinckerfuß' Werk entging der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg, da es den gewandelten Modevorstellungen nicht mehr entsprach und veräußert worden war.

Königlicher Mahagoni-Schreibschrank wandert
in die Vereinigten Staaten und zurück

Im Krongut-Inventar von 1823 wird das Möbel bezeichnet als *Mahagoni-Schreibtisch auf 8 viereckigen Füßen mit ausgeschweiften Bodenplatte, mit drei Schubladen und einem Mahagoni-Aufsatz mit zwei Türen, in der Mitte eine Uhr, reich mit vergoldeter Bronze garniert, mit einem Flötenwerk mit vier Walzen*. Leider ist das Flötenwerk samt Uhr nicht mehr vorhanden, an seine Stelle trat ein Barometer. Deutlich kann aber die Platzierung des Werkes auf dem herausziehbaren Boden des Aufsatzkastens nachgewiesen werden, da noch die Schraublöcher der alten Einrichtung zu erkennen sind. Nicht nur die aus Klinckerfuß' Besitz stammende Zeichnung, sondern auch die qualitätsvolle Verarbeitung und die solide Konstruktion ordnen das Möbel diesem Ebenisten zu. Das von ihm bevorzugte Eichenholz als Trägermaterial und die Schichtverleimung, die gelungene Zusammensetzung

Schreibschrank von Johannes Klinckerfuß, Stuttgart um 1808. Kiefer, Eiche, Mahagoni, gefärbtes Wurzelholz, vergoldete Bronze, 170 x 111 x 51. Schloß Ludwigsburg, Altes Schreibzimmer des Königs. ►



zung der Furniere und die gekonnte Auswahl der Beschläge sind die typischen Merkmale seiner Empiremöbel.

Diese Kennzeichen besitzt ebenfalls der große Schreibschrank. Er wurde um 1808 für König Friedrich gefertigt und im «Neuen Schreibzimmer» des Ludwigsburger Schlosses aufgestellt. Zusammen mit drei weiteren Schreibschränken – zwei Exemplare befinden sich noch im «Alten Schreibzimmer des Königs» – bildete er hier ein prachtvolles Ensemble, das in den Inventaren von 1812 bis 1823 verzeichnet ist. 1823 gelangte das Möbel in das Schloß Weil bei Esslingen, das Wilhelm I. kurz zuvor erbauen ließ. Der zweite König Württembergs scheint es dann seinem Vetter, dem «Dichtergrafen» Alexander von Württemberg, für die Einrichtung seines Schloßchens Serach bei Esslingen geschenkt zu haben. Serach befindet sich unweit von Schloß Weil auf der gegenüberliegenden Neckarseite. In diesem Schloß bzw. Gutshaus, einem Treffpunkt württembergischer Literaten und Künstler wie Kerner, Lenau und Uhland, stand der Schreibschrank bis 1886, dem Todesjahr der Gemahlin des Grafen, Helene Gräfin von Festetics-Tolna. Die Erben verkauften das Gut samt der Ausstattung an den Enkel des Verlegers Johann Friedrich Cotta, Karl Julius Freiherr von Serach. Dessen Sohn Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf heiratete 1894 in Stuttgart Eleanor Vincent Crotty. Durch sie gelangte dieses württembergische Kronmöbel nach Amerika, von wo es letztes Jahr die Rückreise in seine alte Heimat antrat.

Für die Hand des Ebenisten Klinckerfuß sprechen mehrere Argumente. Als Hofebenisist unterstand Klinckerfuß direkt König Friedrich, der den Schrei-

ner aus seiner Schatulle bezahlte. Da es sich bei dem Schreibschrank um ein Privatmöbel handelt, das in die königlichen Inventare eingetragen ist und das die typischen Merkmale des württembergischen Empirestiles aufweist, wie zum Beispiel die großen, glatten Körperflächen, die Blockbauweise, die kantigen Eckausformungen, die fein ziselierten Goldbronzeeappliken und das reich gemaserte Furnier, kann sein Verfertiger nur der *erste Ebenist* des Landes gewesen sein. Vergleicht man die Mobilität mit den im «Alten Schreibzimmer» des Ludwigsburger Schlosses verbliebenen Stücken, die ebenfalls Klinckerfuß zugewiesen sind, so unterscheidet sie sich nicht grundlegend von diesen. Die typische Stehpultlade mit schräg herunterfallender Platte oder die innere Säulengliederung vor den Spiegeltüren sind fast identisch, und die Rautenmarketerien der Schreibklappen stimmen überein. Die gegenständigen Löwen aus vergoldeter Bronze sind bei Klinckerfuß-Möbeln der Empirezeit häufig zu finden.

Ausstellung «Königliche Möbel in Schloß Ludwigsburg»

Man hat also wirklich einen der zwei fehlenden Ludwigsburger Schreibschränke vor sich. Das schöne und kostbare Möbel aus der Stuttgarter Kabinettschreinerei gehört ohne Übertreibung zu den feinsten Kunstgewerbe-Erzeugnissen in Deutschland. Deshalb lag der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten in Baden-Württemberg daran, auch dieses Werk sowie den zuvor genannten Aufsatztisch auf ihrer Ausstellung «Königliche Möbel in Schloß Ludwigsburg» einem breiten Publikum vorzuführen.

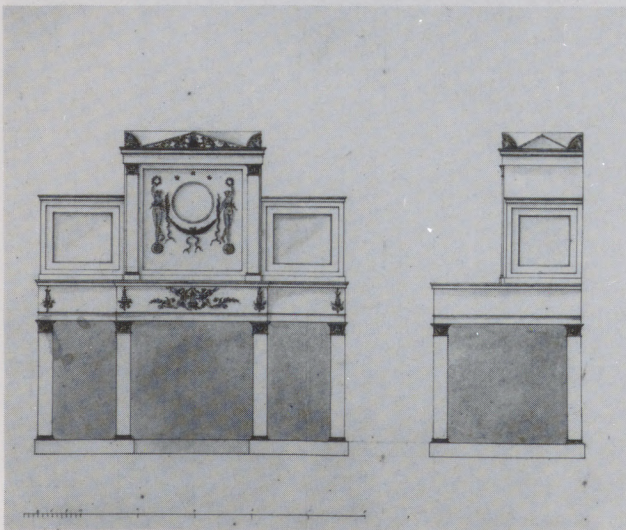
Die Ausstellung bietet interessante Einblicke in das Schaffen des Stuttgarter Kunstschreiners Johannes Klinckerfuß und einiger seiner Kollegen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Viele der Exponate waren noch nie zu sehen, da sie unzugänglichen Sammlungen angehören. So ist die Veranstaltung eine besondere kulturelle Attraktion, die wohl in der dargebotenen Zusammenfassung nicht wiederholt werden kann.

Die Ausstellung ist am 20. April 1989 eröffnet worden und dauert bis zum 25. Juni 1989. Sie findet in der Bildergalerie des Schlosses Ludwigsburg statt.

Anmerkungen:

- 1 Wolfgang Wiese: Johannes Klinckerfuß. Ein württembergischer Ebenist. Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988
- 2 Josef Maria Greber: Abraham und David Roentgen. Möbel für Europa, Bd. 1 und 2. Josef Keller Verlag Starnberg 1980

Aufsatztisch, Stuttgart um 1809, Tusche, Aquarell.
Entwurf von Johannes Klinckerfuß.





Dieser Fachwerkbau aus dem 17. Jahrhundert auf massivem Untergeschoß beherbergt seit fünfzig Jahren das Langenauer Heimatmuseum, dessen Bestände in ihrer Präsentation nahezu unverändert geblieben sind.

Museen des Landes Nr. 10: Das Heimatmuseum Langenau

Raimund Waibel

Heimatismuseen haben unter den nunmehr fast tausend baden-württembergischen Museen immer einen besonderen Platz eingenommen. Oft in kleineren Orten gelegen, widmen sie sich hauptsächlich der Sammlung und Pflege von Kulturgut aus einem geographisch relativ kleinen Raum, eben aus der engeren Heimat. Gründung und Einrichtung von Museen war im letzten Jahrhundert weitgehend eine Angelegenheit des akademisch gebildeten und wohlhabenden städtischen Bürgertums. Erst später erreichte der Gedanke auch die kleineren Orte und die Dörfer. Wenn man so will, stellt das Museum auf dem Land ein «gesunkenes Kulturgut» dar.

Auf Grund ihres besonderen Charakters konnten das Kleinstadt- und Dorfmuseum in den seltensten Fällen auf die Gunst vermögender Mäzene rechnen, die große Stiftungen machten oder an ihrem Lebensende die Früchte jahrzehntelanger Sammeltä-

tigkeit dem Museum überließen. «Spiritus rector» eines Heimatmuseums war nicht selten der Lehrer oder Pfarrer des Ortes, der in mühevoller Kleinarbeit die Bauern «seiner» Gemeinde – aus der er ja in den meisten Fällen gar nicht stammte – dazu überredete, diesen oder jenen Gegenstand an das Museum zu geben. In ihrer personellen und finanziellen Schwäche lag aber – im nachhinein betrachtet – auch eine Stärke der Heimatmuseen. Da sie sich «große» Kunstwerke gar nicht leisten konnten und da solche zudem ja in den allermeisten Fällen an Ort und Stelle gar nicht existierten, waren diese Heimatmuseen darauf angewiesen, sich auf Kulturgut aus der näheren Umgebung zu beschränken. So kommt es, daß gerade die Heimatmuseen reich sind an jenen Dingen des täglichen Gebrauchs, die so viel vermitteln können von den Mühen und Nöten des Alltags in früheren Zeiten, aber auch von den kleinen Freuden und geheimen Wünschen unserer Vorfahren.

August Heckels Museumskonzeption von 1939 hat fünf Jahrzehnte fast unverändert überdauert

Auch in Langenau bei Ulm geht das Heimatmuseum auf die Initiative eines örtlichen Lehrers zurück. Als dort 1932 alemannische Bodenfunde gemacht wurden, nutzte Hauptlehrer August Heckel die Gelegenheit, der Gemeinde die Einrichtung eines Museums vorzuschlagen. Mit der Unterstützung von Bürgermeister und Gemeinderat konnte er alsbald seine Sammeltätigkeit beginnen, die er nicht zuletzt über seine Schüler, die in ihren Familien und bei der Verwandtschaft nach musealen Gegenständen forschten, zu organisieren wußte. August Heckels Initiative hatte um so mehr Erfolg, als sie zu einer Zeit unternommen wurde, als der Lehrer auf dem Land noch als Autorität galt. In den 30er Jahren waren zudem vielmals herkömmliche Werkzeuge und alte Möbel noch im Gebrauch oder waren zumindest noch nicht als veraltet weggeworfen. Auch war die Konkurrenz der Antiquitätenjäger noch gering, die heutzutage jeden Holzrechen und jedes Wagenrad zu vermarkten wissen, da solche Gegenstände angeblich die Qualität bürgerlichen Wohnens ganz wesentlich verbessern.

Die Bestände wuchsen rasch. Da die zunächst als Ausstellungsort genutzte Fünfstückwohnung bald aus allen Nähten platzte, stellte die Gemeinde 1938 einen schönen Fachwerkbau aus dem 17. Jahrhundert für das Museum zur Verfügung. Im sogenannten *Helferhaus*, benannt nach dem früher dort residierenden *Helfer*, dem zweiten evangelischen Geistlichen neben dem Pfarrer, das seit 1811 die Gemeindeschule beherbergt hatte und das die Gemeinde für das Museum umbauen und restaurieren ließ, wurde im Januar 1939 das «Heimatomuseum Langenau» eröffnet.

August Heckels Museumskonzeption konnte Ende der 30er Jahre als vorbildlich gelten. Sie hob sich damals wohltuend ab von anderen Heimatmuseen, die eher den Eindruck von Rumpelkammern denn von durchdachter Didaktik machten. Der Vorzeigecharakter des Langenauer Heimatmuseums Ende der 30er Jahre soll jedoch nicht bedeuten, dieses Museum wäre vorbildlich im Sinne der braunen Blut- und Bodenideologie gewesen. Trotzdem darf man nicht vergessen, daß Aufbau und Förderung solcher Museen durch die Nazis nicht wertfrei geschahen, sondern stets auch einen ideologischen Hintergrund hatten. Doch der ausgestellte Gegenstand selbst ist «unschuldig», ebenso das im Museum rekonstruierte Ensemble, sofern es die historische Wirklichkeit nicht verfälscht. So behalten die Sammlungen der 30er Jahre bis heute ihren Wert.

August Heckels Museum des Jahres 1938/39 hat die Jahrzehnte überdauert. Es darf schon fast als Kuriosum gelten, daß sich das Museum heute noch genauso präsentiert, wie es vor nun genau fünfzig Jahren eingerichtet worden ist. In den vergangenen fünf Jahrzehnten wurde im Langenauer Museum nichts Wesentliches verändert. Zwar vermehrten sich die Bestände laufend, und man fügte die Neuerwerbungen einfach in die Ausstellung ein, hängte hier noch etwas zusätzlich an die Wand und stellte dort noch etwas auf den Tisch, doch entfernt wurde nichts. August Heckel hat sich zeitlebens dagegen gewehrt zu magazinieren. Erstens fehle dem Museum dazu der Raum. Wichtiger aber noch: Der Spender wolle «seinen» Gegenstand auch ausgestellt sehen. Und so sammelte sich im Laufe der Zeit eben einiges an: Kaum ein Quadratmeter – auch nicht an den Wänden –, den August Heckel und seine Nachfolger freigelassen hätten. Der «horror vacui» des Langenauer Museums hat etwas Faszinierendes an sich: Ein museales Sammelsurium zwar, doch was für ein Sammelsurium!

Webstuhl und Gemeindegebärstuhl – vom Leben der Langenauer Bauern und Handwerker

Inzwischen sind die Bestände auf fast 5000 Exponate angewachsen. Unter ihnen befinden sich so voluminöse Stücke wie ein Webstuhl von der Schwäbischen Alb, der allein schon mehrere Quadratmeter

An der Wand ein Fußnetkasten, Langenau 1819, der ursprünglich am Fuß, am Ende des Betts stand. Der Gebärstuhl aus dem 19. Jahrhundert wurde auf dem Rathaus bereitgehalten und bis 1905 benutzt.





«Prospect des grossen Ulmischen Marckt- und Ober-Amts Flecken Langenau, von Nordwest gegen Südost anzusehen.» Aquarell von Christof Nikolaus Kleemann aus dem Jahr 1782. Heimatmuseum Langenau.

einnimmt. Geradezu als Gegensatz dazu – kleiner, filigraner und vom Besucher mehr Konzentration erfordernd – wollen die einst von der Landbevölkerung getragenen Schmuckstücke erscheinen: Ketten, Uhren, Broschen, Ringe und Bänder – fein säuberlich getrennt nach dem Geschlecht der Träger. Die Sammlung des Langenauer Heimatmuseums umspannt die gesamte Bandbreite bäuerlichen und handwerklichen Lebens von der Geburt bis zum Tod. Zu den von heutigen Zeitgenossen als skurril empfundenen und sozialgeschichtlich doch höchst interessanten Ausstellungsstücken gehört der Gemeindegebärstuhl, der früher auf dem Rathaus aufbewahrt und im Bedarfsfalle von der Hebamme ausgeliehen wurde, und der Gemeindesarg, in dem arme Gemeindemitglieder früher von der Kirche bis ans Grab getragen wurden, um dort, nur in ein Leichentuch gewickelt, in die Grube gesenkt zu werden. Beispiele alter Grabkreuze, wie sie früher auf allen Kirchhöfen standen, bevor sie von den modernen Grabsteinen verdrängt wurden, schließen sich an.

Wie sich das Leben auch auf dem Land verändert hat, wird nicht zuletzt in den in Langenau gut dokumentierten Bereichen «Wohnen» und «Arbeiten» deutlich. So wie die Tracht, von der das Museum schöne Exemplare besitzt, nicht mehr getragen wird, so ist auch das bäuerliche Wohnen einem tief-

greifenden Wandel unterworfen. Die im Heimatmuseum rekonstruierten bäuerlichen Wohn- und Schlafstuben gehören längst der Vergangenheit an. Einst aßen das Gesinde und die älteren Kinder getrennt vom Bauer und seiner Bäuerin am Tisch in der Stube, der Bauer und seine Frau hingegen im sogenannten – leider nicht dargestellten – *Unterschlag*, einem durch Bretter vom Wohnraum abgetrennten Raum, in dem bei wohlhabenderen Bauern auch das Kanapee oder das Ledersofa seinen Platz hatte. Die in der Wohnstube aufgestellten Schränke sind allerdings «standortfremd». Da sich sonst nirgends Platz für die großen Stücke fand, sah man sich gezwungen, in diesem Falle einmal vom Prinzip, nur historische Ensembles zu zeigen, abzuweichen.

In jenem Bereich, wo sich Wohnen und Arbeiten überschneiden, nämlich bei der Herstellung von Möbeln, kommt dem Langenauer Heimatmuseum überregionale Bedeutung zu. Schränke vor allem besitzt das Museum von so großer Qualität und in so großer Anzahl – nunmehr sind es über zwanzig Stück –, daß man mehrere Exemplare sogar als Leihgaben zur Ausstellung in verschiedenen Geschäften geben konnte. Die Langenauer Schreiner waren berühmt für ihre Auslegearbeiten: Verzierungen, die Einlegearbeiten ähneln, die auf den Möbeln angebracht, nicht aber ins Holz eingelassen sind. Im Dekor der Möbel spiegelt sich die konfessionelle Ge-

mengelage der Gegend wider, wo dicht an dicht rein katholische, rein evangelische und gemischt-konfessionelle Orte liegen: Aus katholischen Gemeinden stammen die mit Kreuzen, Herzen und Schwertern (Mariensymbolik!) oder mit Früchten und dem Lebensbaum verzierten Schränke. Protestanten haben andere Motive bevorzugt, beispielsweise Sterne.

Nicht nur in der bäuerlichen Wohnstube ist der Stubencharakter, wie er für die frühen Heimatmuseen typisch ist, bewahrt. Auch die beiden Schlafstuben präsentieren sich als historische Ensembles. Vielleicht könnte man einwenden, hier werde – mehr noch als in der Wohnstube – bäuerliches Wohnen des 17. und 18. Jahrhunderts idealisiert. So sauber und hell wird es wohl in den meisten Schlafstuben nicht gewesen sein, und meist werden die Bettladen – darunter in Langenau zwei Himmelbetten – sparsamer verziert und einfacher gehalten gewesen sein. Der «Herrgottswinkel» aber, der kleine Hausaltar mit Kruzifix, Kerzenleuchter und allerlei Heiligenfiguren und Heiligenbildchen, so wie er in der Ecke einer Schlafstube steht, fehlte in katholischen Gegenden weder in den Stuben der Herrschaft noch in den Kammern der Mägde und Knechte.

Weniger idyllisch geht es in der bäuerlichen Küche zu: Der Herd unter dem rußgeschwärzten Abzug, auf dem in einer Mulde ohne Rost über offenem Feuer gekocht wurde, ein derber Tisch, einfaches Geschirr. Wer sich genau umsieht, der kann ungemein vieles erfahren über die Ernährung, aber auch über die Mühen der Hausfrau in früheren Zeiten: Wie mühsam muß es allein schon gewesen sein, die schwere Pfanne, in der der *schwarze Brei*, ein Mus aus geschrotetem und geröstetem Dinkel, bereitet wurde, über die Feuerstelle zu heben! Auf einer *Schanz*, dem Geschirr-Regal, stehen die Gughupfmodel, der Spatzenseiher, Schüsseln, Teller und Krüge. Der Zuckerbrecher und die Nudelmaschine waren wohl nur in wohlhabenderen Haushalten zu finden.

Marktflecken und Stadt Langenau spiegeln die bürgerliche Kultur Ulms

Langenau war beileibe keine rein ländliche Gemeinde. Der Ort – im 14. Jahrhundert für kurze Zeit mit Stadtrecht ausgestattet – gehörte seit 1377 zum Territorium der Reichsstadt Ulm. Von dorthin strahlte bürgerliche Kultur auch nach Langenau aus. Von König Wilhelm I. von Württemberg wurde Langenau dann 1848 erneut zur Stadt erhoben. Hier hatten im vorigen Jahrhundert die Zünfte der Umgegend bis zu ihrer Aufhebung 1862 ihre Lade, also

den Sitz der Zunftmeister. Noch heute zeugen viele der alten Häuser in der Stadt von einem gewissen Wohlstand unter den örtlichen Handwerkern. Nicht allen wird es aber wirtschaftlich so gut gegangen sein wie dem Konditormeister Eduard Renz, dessen Möbel im Museum teilweise als Beispiele bürgerlicher Wohnkultur des Biedermeier ausgestellt sind. Der kunstvoll furnierte Rollsekretär und das Clavicord etwa sind Arbeiten von großer Qualität. Sie sind aber nicht in Langenau hergestellt worden, sondern stammen von außerhalb, vielleicht aus Ulm.

Eduard Renz war unternehmend und wohlhabend. Er lieferte seine handbemalten Springerle beispielsweise bis in die Gegend von Augsburg, und er stellte einen Springerlesmodel sogar selbst her. Sein Namenszug auf den Modeln verrät, daß er sie eigenhändig «gestochen» hat. Der Konditormeister besaß künstlerisches Talent. Außer seinem Stecherwerkzeug stammen übrigens noch eine ganze Reihe Konditorei-Utensilien und anderes aus seinem Besitz. Das meiste davon wurde wie auch der kleine Kaufladen für Kinder von einem seiner Nachfolger dem Museum überlassen.

Doch wie gesagt, so wohlhabend wie der Konditor Renz waren nur wenige Gewerbetreibende in Langenau. Nicht ohne Grund zählten die Konditoren im 19. Jahrhundert zu den Kaufleuten und nicht zu den Handwerkern. Die Masse der «Professionalisten», wie man die Handwerker früher auch nannte, fristete ihr Dasein in einfacheren Verhält-

Wismut-Kästchen. Beide Laden stammen aus dem 16./17. Jahrhundert, der Schmuck aus dem vorigen Jahrhundert.



nissen. In Langenau lebten, wie in anderen Orten der Schwäbischen Alb auch, viele von der Herstellung und Verarbeitung von Textilien. Reich wurde dabei selten jemand. Wenn es früher sprichwörtlich hieß *Er raucht kalt wie ein Langenauer Weber*, so spricht dies Bände. Der Textilherstellung ist im Museum ein relativ breiter Raum eingeräumt. Dazu gehörten nicht nur der bereits erwähnte Webstuhl, sondern auch die Werkzeuge zur Aufbereitung des Flachses und die Spinnräder. Ebenso die Färbermodel zur Musterung des Tuches und schließlich die fertigen Produkte: Die Trachten, die Leinenhemden und nicht zuletzt auch die bedruckten *Korasäck*, die Kornsäcke, von denen das Museum eine so bedeutende Sammlung sein eigen nennt, daß sie schon Anlaß einer Spezialausstellung war.

Werkzeuge und teilweise ganze Werkstatteinrichtungen stehen für weitere Handwerksberufe: für Schuhmacher, Dreher, Büchsenmacher, Schlosser, Schreiner, Bader und andere. Viel Platz ist schließlich unter dem Dach des Langenauer Heimatmuseums den Geräten der Bauern gewidmet. Dort finden sich unzählige Holzrechen, Sensen, teilweise mit dem *Bögle* zum Legen der Garben, Holzeggen, Dreschflegel, Pferde- und Ochseneschirre, Spaten zum Torfstechen im Donauried und sogar eine ganze Sammlung schöner Garbenbänder. Besonders hervorzuheben sind die altertümlichen Holzpflüge, deren ältester sogar noch ein hölzernes Streichbrett hat.

Nicht kunstvolle Einzelstücke, sondern alltägliche Massenware wird präsentiert

August Heckel hat vor fünfzig Jahren den Schwerpunkt des Museums bewußt auf das Alltagsleben, auf die Bereiche «Wohnen» und «Arbeiten» gelegt. Wer in Langenau große Kunstwerke erwartet, der wird enttäuscht werden. Wer aber Augen und Sinn hat für die kleinen Dinge des Lebens und für die Kunstwerke des kleinen Mannes, der kann in diesem Heimatmuseum Außergewöhnliches entdecken.

Mit an erster Stelle sind die sogenannten Wismut-Kästchen zu nennen. Hölzerne Kästchen, die auf eine ganz besondere Art und Weise bemalt wurden und die im 16. und 17. Jahrhundert eine beliebte «Liebesgabe» an die Braut vor oder zur Hochzeit waren. In einem ersten Arbeitsgang wurde auf das Holz eine Kreideschicht aufgetragen. Durch die darauf erfolgte Aufpolierung mit Wismutpulver, einem Edelmetall, entstand eine metall-glänzende Oberfläche, die die Grundlage bildete für eine Bemalung mit lasierenden, also durchscheinenden Farben.



Oben links: Faltbrief mit Liebensprüchen von 1831, oben rechts: Hochzeitsgruß, unten links: Liebesgruß, beide um 1850, Deckfarben auf Stramingrund.

Unten: Wahrsagepuppe. Aufgeschlagen: «Das schönste Loos zieh' ich auf Erden, willst Schätzchen Du mein Weibchen werden.»



Auf diese Weise erhielten die Farben eine besondere Leuchtkraft. *Das schönste Loos zieh ich auf Erden, willst Schätzchen Du mein Weibchen werden.*

Fast ein Kuriosum, auf alle Fälle aber ein Stück mit besonderem Seltenheitswert ist das «Wahrsage-Püppchen». In ganz Deutschland existiert heute kaum ein Dutzend solcher Puppen; zudem sind die allerwenigsten in Deutschland hergestellt. Im Fall des Langenauer Püppchens handelt es sich wohl um keine professionelle, sondern um eine private Arbeit. Ein gekaufter Puppenkopf, wie man ihn früher für Kinderpuppen leicht erstehen konnte, wurde auf eine zusammengerollte Landkarte geklebt und die «Puppe» dann angekleidet. Ihr Faltenrock besteht aus rautenförmigen Papierstreifen, die von den Teilnehmern des Wahrsage-Spieles, denn um ein solches handelte es sich, mit einem spitzen Gegenstand angestupft und dann ausgefaltet wurden. Die meisten der «Orakel» haben Belangloses oder Lustiges zum Inhalt. Nur ein einziger Spruch ist ernster und läßt die Fachleute das Püppchen in die Zeit des Vormärz datieren: *Der Freiheit Morgen steigt herauf, und unaufhaltsam ist ihr Lauf.*

Vieles noch wäre erwähnenswert aus der schier unerschöpflichen Schatztruhe des Langenauer Heimatmuseums. Die ledernen Feuereimer etwa, die einst jeder Bräutigam bei der Hochzeit zu stellen hatte. Oder das Bläserhorn der Feuerwehr, das offensichtlich als Beutestück aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 seinen Weg nach Langenau fand.

Es kann durchaus vorkommen, daß sich der Besucher nach dem Gang durch das Langenauer Museum von der wahrhaft unübersehbaren Fülle der ausgestellten Gegenstände wie erschlagen fühlt. Alles erfassen zu wollen, hieße sich selbst überfordern. Die Häufung der Gegenstände, auch der einfacheren Werkzeuge, hat Methode: Zeugnisse der Vergangenheit werden nicht als Einzelstücke mit Kunstcharakter präsentiert, sondern als alltägliche

Massenware, als ein Stück Realität vergangener Zeiten. Der Besucher, der sich in diesem Sinne von der Vielfalt der Exponate, aber auch von der Kunstfertigkeit einzelner handwerklicher Arbeiten berühren und sich von ihnen wie berauscht von Raum zu Raum und von Objekt zu Objekt tragen läßt, der wird das *Helferhaus* mit Gewinn verlassen.

Derzeit ist in Langenau eine Inventarisierung im Gange, die Grundlage einer möglichen Neukonzeption sein könnte. Eine bessere Beschriftung der Ausstellungsstücke ist dringend erforderlich, und sehr wünschenswert wäre es auch, die «Perlen des Museums», die Wismutkästchen etwa, für den Besucher mehr in den Vordergrund zu rücken. Wenn aber in das Langenauer Heimatmuseum je einmal verändernd eingegriffen werden sollte, so ist zu hoffen, daß am Charakter der ursprünglichen Konzeption von August Heckel, die sich so wohltuend von der (post-)modernen Kargheit mancher neuerer Museen unterscheidet, nicht oder nur wenig verändert wird. Heute ist das Langenauer Heimatmuseum in gewisser Weise einzigartig. Es sollte nicht zu einem Heimatmuseum unter anderen werden. Das Schönste überhaupt in Langenau ist vielleicht dies: Es ist ein Museum des Heimatmuseums.

Heimatmuseum 7909 Langenau, Kirchgasse 4,
in der Nähe der Martinskirche
Telefon (0 73 45) 81 75 oder 81 76

Museumsleiter: Hans Pflüger,
Telefon (0 73 45) 68 73

Geöffnet von April bis Oktober jeden
1. und 3. Sonntag von 14.00 bis 17.00 Uhr
und nach Vereinbarung mit dem Museumsleiter

Eintritt frei. Kostenlose Führungen auch
unter der Woche nach Vereinbarung

Die keltischen Viereckschanzen – vielleicht doch Viehgehege?

SCHWÄBISCHE HEIMAT 1988/2 bzw. 1988/4

Die Veröffentlichung von Dr. Julis Beeser über keltische Viereckschanzen (siehe SCHWÄBISCHE HEIMAT 1988/2 Seite 134 ff.) hat Dr. Siegwalt Schiek einer meines Erachtens zu polemischen Kritik unterzogen (siehe SCHWÄBISCHE HEIMAT 1988/4 Seite 356 ff.). Ich kann dazu nur bemerken, daß nichts absolut ist und daß dieser Kernsatz zumindest vorerst auch für die archäologischen Probleme um die keltischen Viereckschanzen gilt. Meines Erachtens sollte man deshalb die Veröffentlichung Beesers «ohne Zorn und Eifer» betrachten und die Kritik an seiner Meinung auch in entsprechender Form anbringen. Beeser hat die Theorie von den Viehgehegen, die seit Eberl im Jahre 1932 nicht mehr vertreten wurde, erstmals mit zusammengefaßten Argumenten und unter Berücksichtigung der Gegenargumente verfochten – meines Erachtens durchaus plausibel. Es kann der Sache wenig dienen nun über einzelne Mutmaßungen, Deutungsversuche oder Ungereimtheiten im kleinen zu streiten.

Schiek verlangt für die von Beeser vertretene Theorie *einen einwandfrei geführten Beweis*. Dem halte ich entgegen: Er ist für die Theorie der «heiligen Bezirke» in dieser Form bisher ebenso wenig geführt worden. Die Theorie von den Viehgehegen jedenfalls scheint ein nicht unerhebliches Maß an Wahrscheinlichkeit zu haben.

Und weil ich das so sehe, meine ich, man sollte sich mit den Beeser'schen Argumenten wissenschaftlich befassen, um sie mit den modernen Methoden der Bodenforschung näher zu untersuchen. Sie zu widerlegen oder zu bestätigen, scheint mir jedenfalls angemessener zu sein als beispielsweise Beeser vorzuwerfen, ihm seinen *offensichtlich die Möglichkeiten eines eventuell an einem Ort haftenden Toten- oder Heroenkults verborgen geblieben*. Ist es Schiek verborgen geblieben, daß Beeser sehr wohl diese einst von Gössler vertretene Theorie erwähnt (siehe Seite 137)?

Schiek macht sich stark, den Lesern der «SCHWÄBISCHEN HEIMAT» die Gewißheit zu geben, daß sie auch weiterhin unsere keltischen Viereckschanzen – bis zu einem einwandfrei geführten Beweis, daß es sich um etwas anderes gehandelt habe – als keltische *temena oder nemeta* betrachten zu können. – Ich betrachte Schieks «Gewißheit», die den falschen, zumindest verfrühten Anschein eines gesicherten Beweises erweckt, als wissenschaftlich nicht fundiert.

Dr. Ernst Fraas,
7100 Heilbronn

Archäologische Denkmalpflege kontra Geschichte?

Es geht um den Artikel *Denkmalpflege, eine Selbstverständlichkeit* des Konservators im Landesdenkmalamt Rainer Hussendörfer im Heft 1989/1 der Zeitschrift «SCHWÄBISCHE HEIMAT».

Es geht um einen Angriff des Stuttgarter Landeshistorikers Otto Borst gegen die Denkmalpflege im Heft 1988/1 der Zeitschrift «Die alte Stadt».

Es geht um eine Ansprache des Präsidenten des Landesdenkmalamts August Gebeßler, abgedruckt im Heft 1987/1 der Zeitschrift «Denkmalpflege in Baden-Württemberg».

Worum geht es tatsächlich? Um einen tiefgreifenden Konflikt in den Zielen von archäologischer Denkmalpflege und Geschichtswissenschaft; und es geht um das Verhältnis beider Fächer zueinander.

Wer den Konflikt anhand der öffentlichen Äußerungen verfolgt hat, der weiß, daß mit harten Bandagen gekämpft wird, und daß beide Seiten der anderen Dinge unterstellen, die die andere nicht behauptet hat, um die eigene Seite mit Argumenten scheinbar besser absichern zu können. Dialog findet nicht statt.

Gebeßler nimmt in seiner oben genannten Stellungnahme das sprachliche Bild von *Geschichtsarchiv im Boden* auf, ein plastisches und – wie Borst zurecht anmerkt – werbewirksames Bild; aber eben nicht mehr. Egon Schallmayer wird da schon konkreter (an der selben Stelle wie Gebeßler, S. 14), wenn er Baumaßnahmen innerhalb historischer Stadtkerne mit einem Brand im Archiv vergleicht. Dies deshalb, weil im Boden verborgene Gegenstände historische Quellen sind, die ihre Aussagekraft und Interpretierbarkeit durch die Ausgrabung verlieren. Dieser Verlust an Aussagekraft selbst bei wissenschaftlicher Auswertung – wer weiß, vielleicht hat man in einigen Jahrzehnten sehr viel bessere Methoden zur Auswertung dieser Quellen! – führt zu der Forderung, *möglichst viele, um nicht zu sagen alle Bodeneingriffe in diesen historischen Arealen zu verhindern* (ebd.).

Diese Maximalforderung ärgert nun wiederum den Historiker, und Otto Borst malt im oben genannten Artikel das Bild einer Stadt aus, die sich nicht verändern darf, um die archäologischen Hinterlassenschaften im Boden nicht zu gefährden. Borst übersieht dabei, daß die Maximalforderung des archäologischen Denkmalpflegers in dem Bewußtsein erhoben wird, daß sie ohnehin nicht durchführbar ist. Und daß sie in dem Bewußtsein erhoben wird, finanzielle Lage und personelle Ausstattung der archäologischen Denkmalpflege in drastischer Weise als zu gering charakterisieren zu können.

Aber nicht nur das ärgert den Historiker. Ihn ärgert auch das Bild vom *Archiv im Boden*. Und er stellt wissenschaftlich penibel richtig: Dinge im Archiv sind nicht gleich Dinge im Boden. Erstere sind schriftliche Quellen, letztere heißen seit Johann Gunter Droysen Überreste. Beide

Dinge sind dabei historische Quellen, aus denen man Kenntnis über die Vergangenheit gewinnen kann.

Das aber ärgert ganz besonders den Konservator Rainer Hussendörfer, der von Borst darüber hinaus im selben Aufsatz sehr rüde kritisiert worden war. Empört stellt Hussendörfer fest, daß Dinge im Boden keine Überreste seien: denn Überreste, das assoziiert Hussendörfer mit *Esensreste, Abfall, wertlos, unbrauchbar*. Und läßt in seinem Zitat der Borst'schen Äußerung sinnentstellend dessen Hinweis auf den ehrwürdigen Droysen als Vater des Fachterminus «Überreste» weg, nicht ohne mit dem Satz *von einem Historiker hätte man hier Vollständigkeit erwarten dürfen* Borsts Hieb unter die archäologische Gürtellinie in einem ebensolchen Schlag zu erwidern.

Dialog findet also nicht statt.

Dabei gehören beide Fachrichtungen im Bewußtsein des Bürgers doch zusammen, und gerade um die Form der Zusammengehörigkeit geht es in dem beschriebenen Konflikt tatsächlich. Dabei verlaufen die Konfliktlinien auf drei Ebenen. Alle drei Ebenen sind im Grunde angesiedelt im Bereich der Wissenschaftstheorie und der Methodologie.

1. Erkenntnisobjekt der Geschichtswissenschaft ist die Vergangenheit; Erkenntnisse über die Vergangenheit sind nur möglich durch die Auswertung von Quellen; Erkenntnisse werden um so detaillierter und umfassender sein, je mehr Quellen zur Verfügung stehen. Das Streben des Historikers geht deshalb danach, auch die Überreste im Boden vollständig zu erschließen – gerade das will der archäologische Denkmalschützer verhindern.

2. Quellen liefern – ganz allgemein – nicht unmittelbar Erkenntnis über die Vergangenheit. Sie müssen vielmehr der Quellenkritik unterworfen und interpretiert werden, gleichgültig, welche methodologische Struktur der historischen Forschung zugrunde gelegt wird. Im Bereich der Überreste im Boden ist der Historiker dabei auf die archäologische Quellenkritik angewiesen, im Bereich der Quellenerschließung ist die Archäologie lediglich historische Hilfswissenschaft, vergleichbar mit Paläographie, Heraldik, Numismatik etc. Das geht jedoch gegen das traditionelle Selbstverständnis der Archäologie wie gegen den Ehrgeiz heutiger Archäologen – wer möchte «nur» Hilfswissenschaft betreiben (was verdächtig nach Hiwi klingt)?

3. Gerade das traditionelle Selbstverständnis der Archäologie deutet auf die dritte Konfliktlinie – nämlich die Ziele beider Fächer. Während das Erkenntnisziel der Geschichtswissenschaft immer auf die Gegenwart des einzelnen bezogen bleibt – was für Gegenwartsbezüge auch immer je nach politischer wie wissenschaftstheoretischer Grundhaltung hergestellt werden –, bleibt gerade die traditionelle Archäologie einem *Ästhetizismus, als unverbindliches Gefallen an der grauen, nicht mehr vorstellbaren und deshalb doppelt faszinierenden Vorzeit* (Borst a. a. O., S. 14) verhaftet.

Allerdings: dieser Vorwurf gegen die Archäologie trifft die baden-württembergische Landesarchäologie nur bedingt, die sich in vielen Veröffentlichungen eben auch um Gegenwartsbezüge und «Lernziele», die über die Kenntnis von Vergangenheit hinausgehen, bemüht.

Letztere Feststellung bietet auch Lösungsansätze für den unerquicklichen Streit: so es archäologischen Denkmalpflegern wie Historikern um Lernen aus und an Geschichte geht. Das sollte eine pragmatisch lösbare Aufgabe sein, bei der der Grundwiderspruch alles bewahren versus alles erforschen von Fall zu Fall aufgehoben werden kann.

Peter Wanner

Hauptstraße 114, 6900 Heidelberg

Johann Adam Riediger und der älteste Grundrißplan von Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT 89/1 Seite 11 ff.

Ich freue mich, daß mein Aufsatz über den Kartographen Riediger nun erschienen ist! Leider ist trotz Ihrer Mühe eine Panne insofern passiert, als durch Abänderungen meiner Bildunterschriften Fehler hineingebracht wurden. Auf Seite 16 und 21 müssen die Worte «erschieden» und «gedruckt» gestrichen werden; beide Karten wurden damals nicht veröffentlicht, sondern nur als Unikate gefertigt, wie aus meinem Aufsatz hervorgeht.

Dr. Jügen Hagel,

7015 Korntal-Münchingen

Museen des Landes, Nr. 9:

Das Hällisch-Fränkische Museum in Schwäbisch Hall

SCHWÄBISCHE HEIMAT 89/1, Seite 36 ff.

Die Idee von Museumsleiter Dr. Harald Siebenmorgen, in seinem Museum den meist recht alten Ausstellungsstücken auch Werke moderner Künstler gegenüberzustellen, ist ein glücklicher Einfall. Hoffentlich ist er dabei gegen das Mißgeschick gefeit, daß auf Seite 39 des letzten Heftes der SCHWÄBISCHEN HEIMAT ein für allemal festgehalten ist: Die eindrucksvolle Tafel von Thomas Lenk aus Schwäbisch Hall mit dem Verhörprotokoll des Landknechts Hans vom Kupferberg, genannt Großvogel, und den Blättern mit dem Kreuzeszeichen als Symbol seines Martyriums, diese Tafel steht auf dem Kopf. Zugegeben, oft weiß der Betrachter von Werken zeitgenössischer Künstler nicht, wo oben und unten, wo rechts und links ist. Doch hier hätten Redakteur und Drucker sich an den Schriftzügen aus dem 16. Jahrhundert orientieren können.

Veit Erdmann,

7416 Trochtelfingen

Die Amphibien und Reptilien Baden-Württembergs. Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Band 41. Zusammengestellt von Jochen Hölzinger und Günter Schmid. Herausgegeben von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe 1987. 500 Seiten mit 98 farbigen und 198 schwarz-weißen Abbildungen sowie 73 Tabellen. Kartonierte DM 39,-

Endlich erschien auch für Baden-Württemberg eine Übersicht über die Verbreitung einheimischer Amphibien- und Reptilienarten zusammen mit einer Sammlung von Veröffentlichungen verschiedener regionaler Untersuchungen über Artenzusammensetzungen in einzelnen Gewässern bzw. Feuchtgebieten und Trockenbiotopen. Für andere Bundesländer existiert dies bereits seit mehreren Jahren. Das unter dem Titel *Die Amphibien und Reptilien Baden-Württembergs* erschienene Beihefte der Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg gibt außerdem Aufschluß über die Biologie unserer Lurche und Kriechtiere und berichtet über Ursachen ihrer Gefährdung und mögliche Schutzmaßnahmen.

Im ersten Teil des 500 Seiten starken Bandes werden dem Leser die einzelnen Arten anhand sehr schöner Farbfotos vorgestellt. Im folgenden berichtet die «Arbeitsgemeinschaft Amphibien- und Reptilienkartierung Baden-Württemberg» über die Ergebnisse ihrer jahrelangen Arbeit, wobei für jede im Land vorkommende Art eine Verbreitungskarte erstellt worden ist. Der zweite Teil enthält Arbeiten, die sich mit den Gefährdungsursachen und möglichen Schutzmaßnahmen befassen, darunter auch eine Auflistung bedrohter Arten in der sogenannten «Roten Liste». Elf verschiedene Autoren präsentieren im dritten und vierten Teil des Buches ihre Untersuchungen über die Amphibien- und Reptilienbestände eng umgrenzter Gebiete, wie z. B. von Teichen im Naturschutzgebiet Mindelsee oder des Kreises Tübingen, sowie über das Vorkommen und Wanderverhalten einzelner Arten. Mit welch gegensätzlichen Lebensräumen – Feuchtgebiete auf der einen und trockene Weinberge auf der anderen Seite – sich die Autoren auch befassen: Die negativen Auswirkungen anthropogener, also vom Mensch verursachter Maßnahmen auf unsere einheimischen Lurche und Kriechtiere und deren Lebensräume kommen leider in jedem Beitrag deutlich zum Ausdruck. Fast jeder Autor macht deshalb Vorschläge zu ihrem Schutze, genau abgestimmt auf das jeweilige Untersuchungsgebiet. Diese reichen von einer Reduzierung der Düngintensität und vom Verzicht auf Pestizid- und Fungizideinsatz über das Errichten von Amphibienschutzzäunen und -tunneln an stark befahrenen Straßen bis hin zur Unterschutzstellung wertvoller Laichgewässer und dem Neuanlegen von Feucht- bzw. Trockenbiotopen. Zum Schluß werden Methoden und Modelle zur Ermittlung der Überlebenschancen wandernder Amphibien beim Überqueren von Stra-

ßen und zur Altersbestimmung von Kreuz- und Wechselkröten vorgestellt. Eine leichte Bettlektüre ist der vorliegende Band zwar nicht, aber als ein wertvoller Beitrag zum Artenschutz in Baden-Württemberg ist er für jeden am Naturschutz interessierten Leser empfehlenswert, der sich eingehender mit den Problemen des Amphibien- und Reptilienschutzes befassen will.

Astrid Waibel

ROLAND PRINZINGER und RUDOLF ORTLIEB: **Stillgewässer-Kataster des Landkreises Ravensburg** mit Luftbildern von Lothar Zier (Ökologie der Vögel, Band 10) 1988. 136 Seiten mit 107 Abbildungen. Kartonierte DM 24,- (zu beziehen über Kuratorium für avifaunistische Forschung in Baden-Württemberg, Auf der Schanz 23/2, 7140 Ludwigsburg).

Die Schönheit der oberschwäbischen Landschaft ist durch zahlreiche meist kultur- und kunstgeschichtliche Publikationen wohl hinlänglich bekannt. Dabei treten jedoch die besonderen landschaftlichen Charakteristika, die zahllosen Riedlandschaften, Weiher, Seen und Teiche oft etwas in den Hintergrund. Gerade sie aber bilden wichtige Refugien für viele, ebenso landschaftstypische Tier- und Pflanzenarten. Nun ist unsere Landschaft heutzutage oft menschlichen Eingriffen und sehr raschen Veränderungen unterworfen, was natürlich auch für die dort lebende Fauna Konsequenzen nach sich zieht. Das vorliegende Buch liefert für eben diese Zusammenhänge eine wissenschaftlich fundierte Untersuchung innerhalb eines großen Naturraumes.

Bedenkt man, daß allein der für die Untersuchung herangezogene Kreis Ravensburg ca. tausend Stillgewässer umfaßt, so wird deutlich, welch aufwendiger Arbeit sich die Autoren unterworfen haben und wie eng vertraut sie mit der Landschaft sein müssen. Das Ergebnis ist denn auch ein mit ebensoviel Akribie wie Engagement erstellter Forschungsbericht zur Avifauna und Geomorphologie der Gewässer im Kreis Ravensburg. Neben Erläuterungen zur Problemstellung und Methodik birgt vor allem der zweite Teil des Buches interessante Einblicke in die Entstehungsgrundlagen der Weiher und Seen, werden die untersuchten Gewässer charakterisiert, beschrieben und eingeordnet und ausgewählte Vogelarten in Verbreitung, Bestand und Bestandsentwicklung erfaßt. Fachleute, engagierte Naturschützer und Naturfreunde sowie Ortskundige und interessierte Laien finden hier gleichermaßen vielfältige Informationen. Überdies muß dieser, zugegeben eher wissenschaftlich nüchtern wirkende Textteil zugleich aber auch als dringlicher Appell für den Schutz und die Erhaltung der beschriebenen Landschaft und ihrer Fauna verstanden werden.

Überaus augenscheinlich wird dieser Appell speziell durch den dritten Komplex des Buches, 80 hervorragende Luftbildaufnahmen, die von der Vielfalt und Schönheit der Weiher und Seen im Kreis Ravensburg künden. Dieser von Lothar Zier gestaltete Bildteil ergänzt ausgezeich-

net das im Text Dargelegte. Beides zusammen aber führt die Notwendigkeit der Bewahrung dieser herrlichen Landschaft, dieses Lebensraums vieler bedrohter Tierarten – und nicht zuletzt auch des Menschen – eindringlich vor Augen und ist damit beispielgebend auch für andere Regionen.

Uwe Kraus

HEINFRIED WISCHERMANN: **Romanik in Baden-Württemberg.** Fotos von Joachim Feist und Peter Fuchs. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 340 Seiten mit 195 Tafeln, davon 22 in Farbe, und 57 Abbildungen im Text. Leinen DM 98,-

In diesem Band wird der Begriff Romanik weit gefaßt. *Eigentlich unzulässig*, formuliert der Autor selbst, beschreibt er doch nicht nur die Kunstzeugnisse der «romanischen» Zeit von etwa 1000 bis etwa 1250, sondern berücksichtigt auch die vorromanische Kunst seit der Merowingerzeit. Seine Einführung skizziert die historischen Hintergründe, in denen die Denkmäler entstanden sind, und schildert die Entwicklung der Kunst, vornehmlich der Kirchenarchitektur. Der Autor unterscheidet fünf durchweg an ehemaligen Herrscherdynastien orientierte Epochen: die merowingische (Ende 5. bis Mitte 8. Jahrhundert), die karolingische (Mitte 8. bis Anfang 10. Jahrhundert), die ottonische (Anfang 10. Jahrhundert bis 1024), die salische (1024 bis 1125) und die staufische (1125 bis 1268). Sind solche Einteilungen nach Herrscherhäusern selbst für Historiker nur Hilfslinien, lassen sich doch gesellschaftliche, soziale oder geistige Entwicklungen nicht aufs Jahr genau eingrenzen, so werden sie doch zunehmend auch von den Kunsthistorikern zur Einteilung der Kunstentwicklung verwendet: ein nicht ganz unumstrittenes Unterfangen, ließen sich doch die Künstler, Architekten, Maler oder Bildhauer noch nie von solch «künstlichen» Zeitgrenzen beeinflussen und wirkten oft noch lange nach dem Aussterben einer Herrscherfamilie weiter.

Der Einleitung folgt der Tafelteil als Höhepunkt des Bandes. In hervorragender Qualität illustrieren die Fotos etwa 70 früh- und hochmittelalterliche Monumente – meist Baudenkmäler, doch auch Ausstattungstücke, Wandmalereien und Reste von Kirchenschätzen –, die im dritten Teil des Bandes beschrieben und in ihrer kunsthistorischen Bedeutung gewürdigt werden. Überraschend beherbergt dieser Katalogteil auch einige inzwischen vollständig abgegangene Monumente wie etwa die romanische Klosterkirche in Wiblingen bei Ulm, an deren Stelle sich heute eine Barockkirche erhebt. Andererseits kann und will der Katalogteil wohl auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, finden sich doch in zahlreichen gotischen Kirchen des Landes Spolien von Vorgängerbauten – mitunter sogar recht eindrucksvolle wie etwa die an der Tübinger Stiftskirche –, die im Band nicht berücksichtigt wurden. Dem Katalogteil, in dem erfreulicherweise zu jedem Bauwerk spezielle Literatur angegeben wird, folgt ein weiterführendes Literaturverzeichnis. Ein Glossar mit den wichtigsten Fachausdrücken beschließt den Band.

Sibylle Wrobbel

MANFRED WETZEL: **Vom Mummelsee zur Weibertreu. Die schönsten Sagen aus Baden-Württemberg.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 418 Seiten. Kunstleinen DM 34,-.

Mehr als 200 Sagen aus allen Teilen Baden-Württembergs hat der Autor zusammengetragen und nach einzelnen Regionen geordnet, denn bestimmte Sagen gehören nun mal ganz spezifisch zu bestimmten Orten und Gebieten. Andererseits sind es aber immer wieder verwandte, wenn nicht dieselben Grundmotive, die über alle Grenzen hinaus die Sagenwelt in sich verbinden. Stets spiegeln sie den Menschen, seine Lebensumstände, Fantasien, Ängste und Sehnsüchte wider, oft aber auch den Humor und Weitblick oder die Bauernschläue des leider nur allzu oft als «tumb» dargestellten einfachen Mannes. Sagen setzen gleichermaßen den naiven Glauben an das Unerklärbare, wie die Fantasie zu dessen Deutung voraus. Oft sind sie Abbilder und Spiegel historischer Ereignisse bzw. der Lebens- und Denkweisen vergangener Epochen, somit also auch eine volkstümliche Form kulturhistorischer Zeugnisse.

Unser Autor ist nun bemüht, in einer Erzählform zu berichten, die dem Genre der Sage und unserem heutigen Sprachgefühl gleichermaßen gerecht wird. 48 Federzeichnungen von Joachim Burzik, angelehnt an die romantisierenden Bilder des 19. Jahrhunderts oder alter Märchenbücher, illustrieren die einzelnen Kapitel. Beides zusammen, Text und Bild, ergibt ein richtig schönes Buch voller Sagen, «zusammengetragen und nacherzählt. . .» – und damit hat's sich dann auch schon. Hausmannskost aus der süddeutschen Sagenküche, schon in ähnlichen, zuhauf existierenden Werken mehrfach aufgewärmt. So auch im vorliegenden Buch: zwar in neuer Garnierung und Menüfolge, aber eben nur ein weiteres Mal auf den Tisch gebracht, ohne neue, würzende Zutaten.

Mit der Zuordnung einzelner Sagen zu bestimmten Landschaften ist es einfach nicht mehr getan, denn wie schreibt der Autor in seinem Vorwort doch so weitsichtig: *Es wäre sicher reizvoll, zu untersuchen, durch welche charakteristischen Merkmale sich die Texte unterscheiden, je nachdem ob sie im schwäbischen, alemannischen oder fränkischen Teil Baden-Württembergs beheimatet sind.* Wäre er doch nicht beim Konjunktiv hängengeblieben, sondern dem Reiz gefolgt, die Texte auf regionalcharakteristische Merkmale und verbindende Gemeinsamkeiten hin abzuklopfen und die Motive und Wurzeln der lediglich nacherzählten Sagen tiefer zu ergründen. Mit Sicherheit hätten sich Einblicke in die «Volksseele» vergangener Epochen aufgetan, die das Buch von anderen reinen Nacherzählungen positiv abgehoben hätten. Aber so?

Das Ergebnis: eine zwar nett zu lesende Sagensammlung, ein weiteres Elaborat nach dem Strickmuster *Die schönsten Sagen aus*. Und eine weitere verpaßte Chance, einmal in populärwissenschaftlicher Form in den tiefgründigen Mummelsee der vielfältigen süddeutschen Sagenwelt hinabzutauchen und interessante Hintergrund- und Motivschätze zu heben. Schade!

Uwe Kraus

ALFONS ZETTLER: **Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan.** Mit einem Beitrag von Helmut Schlichtherle. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988. 396 Seiten mit 46 Textabbildungen und 54 Abbildungen, darunter eine farbige. Leinen DM 138,–

Im Jahre 724 von Bischof Pirmin gegründet, entwickelte es sich während des 8. Jahrhunderts zu einer Kulturstätte ersten Ranges im Fränkischen Reich. Ausgestattet mit einer berühmten Bibliothek und einer weithin bekannten Schule, zählt es zu den herausragenden Zentren im frühmittelalterlichen Europa, so charakterisiert Alfons Zettler das Kloster Reichenau, dessen Baugeschichte er von den Anfängen bis ins 11. Jahrhundert rekonstruiert hat. Die wichtigste Grundlage dafür waren die Ausgrabungen von 1970–84, die der Autor an Teilabschnitten mitgeleitet, sonst beobachtet hat. Eine weitere Quelle bilden die Grabungen und Bauaufnahmen des Münsters von 1929–41. Daneben wurden eine Vielzahl schriftlicher Quellen untersucht, vor allem der St. Galler Klosterplan, das einzigartige Dokument karolingischer Klosteranlagen.

Nach dem Bericht über die Quellenlage und den Stand der Forschung beschreibt Zettler zunächst die Klosteranlage historisch-topographisch. Einen Schwerpunkt bilden dabei die auf dem Klostergelände gelegenen Begräbnisstätten, denen wegen ihres Quellenwertes besondere Bedeutung zukommt: der Mönchsfriedhof, die Grabstätten der Reichenauer Äbte, kirchlicher und weltlicher Würdenträger. Berühmte Bischöfe, Grafen, Herzöge und auch Kaiser Karl III. fanden hier ihre letzte Ruhestätte. Einen besonderen Platz nehmen die Untersuchungen des Klausurums des Inselklosters ein. Hier findet Zettler besonders viel Übereinstimmung mit dem St. Galler Klosterplan. Auch in der Entwicklung der Heizanlagen und besonders des Wärmeraumes sieht er vielfache Parallelen zu diesem nie so ausgeführten Musterplan. Anhand der bei den letzten Grabungen erforschten früheren klösterlichen Schiffslände zeigt Zettler zudem, welche *vitale Bedeutung See und Schifffahrt für Wirtschaft und Verkehr der frühmittelalterlichen Reichenau* hatten. In einer anschließenden Zusammenfassung wird die Klosteranlage der Reichenau mit anderen frühen karolingischen Klöstern verglichen und werden dabei die Gemeinsamkeiten und Besonderheiten erarbeitet. Leider sind die zahlreichen lateinischen Zitate nie übersetzt und damit nicht jedem Leser zugänglich. Ein Anhang mit Dokumentationen der Grabungen im Münster der Jahre 1929–41 und der archäologischen Beobachtungen und Forschungen der Jahre 1970–84 sowie ein Aufsatz über die vorgeschichtliche Besiedlung des Klosterplatzes von Helmut Schlichtherle schließt sich an. Er wird ergänzt durch ein sehr ausführliches Quellen- und Schrifttum-Verzeichnis sowie ein Personen- und Ortsregister. So vermittelt dieses Buch wesentliche Erkenntnisse der modernen Mittelalterarchäologie und gibt einen faszinierenden Einblick in den Alltag frühmittelalterlichen Klosterlebens.

Sibylle Wrobbel

GERHARD RAFF: **Hie gut Württemberg allewege. Das Haus Württemberg von Graf Ulrich dem Stifter bis Herzog Ludwig.** Mit einer Einleitung von Hansmartin Decker-Hauff. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1988. 576 Seiten mit ca. 60 Abbildungen. Gebunden DM 98,–

Die Genealogie gehört zu den ältesten Zweigen der Geschichtswissenschaft. Wie einst im Auftrag des Adels wird sie heute von Bürgern und Laien mit großem Eifer, aber auch oft dilettantisch und zu phantasievoll betrieben. Doch wenn ihr mit Akribie und Aufrichtigkeit nachgegangen wird, wozu neben unermüdlichem Fleiß auch der Mut zum Eingeständnis gehört, daß gewisse Lücken (noch) nicht zu füllen sind und daß manche Abstammung nicht unbedingt in einen gutbürgerlichen Sittenkodex paßt, dann kann die Genealogie auch im Zeitalter der Sozial- und Mentalitätsgeschichte wichtige Beiträge zur Erhellung historischer Vorgänge bieten. So lieferte Hansmartin Decker-Hauff jüngst mit einer von ihm entdeckten und zur Diskussion gestellten Abstammung Ulrich des Stifters aus einem mit Hilfe der Staufer entmachteten und dann verarmten Tiroler Geschlecht – eine These, die der Altmeister der württembergischen Familienforschung für die Einleitung zum vorliegenden Handbuch seines Schülers Raff übrigens erneut überarbeitet und erweitert hat – eine durchaus plausible Erklärung für den bisher ungeklärten angeblichen Verrat Ulrichs 1246 in der Schlacht von Frankfurt, wo er durch den Übertritt seines Heeres in das Lager des Gegenkönigs Heinrich Raspe maßgeblichen Anteil am Untergang der Staufer nicht nur in Süddeutschland hatte. Auch für das Haus Württemberg gilt, daß die genealogische Forschung oftmals von Irrtümern und Widersprüchlichkeiten gekennzeichnet ist. Man denke nur an die «Forscher» der Barockzeit, die sich nicht scheuten, sogar die merowingischen Ahnen der Dynastie nachzuweisen. Im 19. und 20. Jahrhundert ist zwar in der «vaterländischen», also württembergischen Geschichte manche Lücke geschlossen, sind aber auch so manche Legende und viele Fehler von Werk zu Werk tradiert worden. Hansmartin Decker-Hauff bezeichnet es als beschämend und auf alle Fälle sehr hinderlich, daß sich auch heute noch selbst in renommierten Handbüchern widersprüchliche Nachrichten finden.

Gerhard Ruffs voluminöse Dissertation schafft nun Licht im Dickicht. Mit Ulrich dem Stifter (gest. 1265) einsetzend hat der Autor über zwölf Generationen bis zu Herzog Ludwig (1554–1593) alle in Primärquellen und in der Sekundärliteratur verfügbaren Informationen gesammelt, übersichtlich zusammengestellt und auf ihren Wahrheitsgehalt respektive ihre Wahrscheinlichkeit hinterfragt. Wobei das Interesse nicht nur den Herrschern selbst, sondern auch deren bisher weitgehend vernachlässigten Ehefrauen, Kindern – auch den früh verstorbenen – sowie den Nebenlinien Württemberg-Urach und Mömpelgard gilt. Die Dissertation ist zudem keineswegs nur auf die üblichen genealogischen und biographischen, also persönlichen Daten – Eltern, Kinder, Angaben zu Ort, Zeit und Umstände von Geburt, Taufe, Vermählung und Tod, Regierungszeit, Beinamen und Devisen – der Fürsten und ihrer Familien beschränkt. Breit gefächert werden auch

Testamente, Tauf-, Hochzeits- und Leichenpredigten, Grabmäler und Standbilder für das Handbuch ausgewertet und in Text oder Bild wiedergegeben. Schließlich verfolgt Gerhard Raff die Geschichtsschreibung über die württembergischen Herrscher durch die Jahrhunderte und damit den Wandel des historischen Urteils; wieder mit zahlreichen und ausführlichen Zitaten, die die Dissertation auf fast 600 Druckseiten anschwellen lassen. Quellen und Stellen aus der Sekundärliteratur – auch die fehlerhaften – werden ausführlich zitiert. So ist dem Benutzer des Handbuches Gelegenheit gegeben, selbst zu einem Urteil zu gelangen, Ruffs Ergebnisse zu übernehmen oder zu verwerfen.

Wie gesagt, eine Bresche ist in das Dickicht geschlagen. Doch noch herrscht für die Zeit nach Herzog Ludwig die geschilderte genealogische Finsternis. Gerhard Raff kündigt mit der Vorlage seiner Dissertation einen zweiten Band des Werkes an – dann mit einem ausführlichen Namens- und Ortsregister. Die Quellensammlung dafür soll bis auf die Auswertung der sich noch im Privatbesitz der Dynastie befindlichen Teile des ehemaligen königlichen Hausarchivs abgeschlossen sein. Wenn dann also in absehbarer Zeit das ungewöhnlich profunde und materialreiche Handbuch zur Genealogie des Hauses Württemberg geschlossen vorliegt, wird der Landesgeschichte für viele Jahre ein lang entbehrtes Arbeitsmittel an die Hand gegeben sein. Soviel läßt sich auch in einer schnelllebigen Zeit prophezeien.

Raimund Waibel

KLAUS GRAF: Exemplarische Geschichten. Thomas Lirers «Schwäbische Chronik» und die «Gmünder Kaiserchronik». Wilhelm Fink Verlag München 1987. 287 Seiten. Kartoniert DM 38,-

Ein ebenso bekanntes wie umstrittenes, um nicht zu sagen «verruhenes» Werk der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung hat der Verfasser als primäre Textgrundlage seiner Dissertation bei Professor Hansmartin Decker-Hauff gewählt. Es handelt sich um ein zweiteiliges Werk aus der Frühdruckzeit: um die *Schwäbische Chronik* eines Autors mit dem Pseudonym Thomas Lirer und um ein damit erstmals vereinigt Kompendium der Reichsgeschichte, die man inzwischen als *Gmünder Kaiserchronik* bezeichnet. Dieses zweiteilige Textkorpus wurde in den Jahren 1485 und 1486 von dem Ulmer Drucker Conrad Dinckmut in drei Auflagen herausgegeben, illustriert mit für ihre Zeit hervorragenden Holzschnitten. Eine vierte Auflage besorgte 1499/1500 der Drucker Bartholomäus Kistler in Straßburg.

Wer von dem Titel *Exemplarische Geschichten* eine inhaltsorientierte Ausbeutung im Sinne einer Ereignisgeschichte oder einer Strukturgeschichte oder gar einer literarischen Motivgeschichte erwartet, der wird freilich enttäuscht werden. Bereits die historisch versierten Zeitgenossen des späten 15. und des 16. Jahrhunderts hatten das Werk kritisiert und von erdichteten Fabeln gesprochen.

Nicht einen erneuten Versuch der historischen Wertung des Inhalts dieser Doppelchronik will Graf veranstalten. Es geht ihm auch nicht allein darum, aus dem wirren

Knäuel der Überlieferung den roten Faden der Textgeschichte freizulegen und herauszuspulen. Dem Verfasser geht es weit mehr darum, am Fallbeispiel von Lirer/Gmünder Kaiserchronik den Bedeutungszusammenhang eines historiographischen Werkes, seine Funktion in der «Gebrauchssituation» von Autor, Publikum, Rezipienten und Überlieferungsträger aufzuschließen. Graf setzt sich das Ziel einer *historischen Textpragmatik, mit der die Verständigungsleistungen spätmittelalterlicher Historien so präzise wie möglich aufgewiesen werden können*. Methodisch erfordert das den von ihm angestrebten Brückenschlag zwischen den Textwissenschaften, vor allem zwischen der Germanistik, der Landesgeschichte und der volkskundlichen Erzählforschung. Deshalb spannt der Autor der eigentlichen Textuntersuchung eine wissenschaftstheoretisch fundierte Einleitung voran.

Die Gliederung von Grafts Arbeit ergibt sich aus dem Untersuchungsgegenstand. Der erste Hauptteil ist der Überlieferungseinheit der beiden genannten Chroniken als Textgemeinschaft gewidmet. Die obligatorische Vorstellung und Beschreibung der vier Inkunabeln ist exakt, präzise und umfassend. Relativ kurz besprochen werden dagegen die Holzschnitte. Die Interpretation des Dinckmut'schen Inhaltsverzeichnisses ergibt nach Graf ein Angebot verschiedener miteinander vernetzter Diskurse: das Buch als christliches Werk, als schwäbische Landeschronik, als Unterweisungsliteratur für junge Adelige, als kaiser- und papstgeschichtliches Werk. Diese Offenheit entspricht aber wohl auch den Absichten von Verleger/Autor, ein inhomogenes, d. h. ein breites Publikum anzusprechen.

Der zweite Hauptteil ist mit mehr als hundert Seiten der umfangreichste. Er behandelt speziell die *Schwäbische Chronik* des sich Thomas Lirer nennenden unbekannten Autors. Nach der kritischen Darstellung der Rezeptionsgeschichte analysiert und durchleuchtet Graf den Text u. a. besonders in Hinsicht auf seine Erzähltechnik und auf die Organisation des in der bisherigen Forschung oft als unklar und verwirrend beurteilten Handlungsablaufes. Er gelangt zu der Einsicht, daß die Lirer-Chronik zu Unrecht so wenig Interesse bei der historischen und germanistischen Wissenschaft gefunden hat. Der Autor gliedert die *Schwäbische Chronik* erstmals in ihre Handlungsabschnitte und grenzt siebzehn Erzählungen voneinander ab. Der Text erweist sich als eine Verschränkung von Reichsgeschichte, schwäbischer Landesgeschichte und Familiengeschichte der Grafen von Montfort, von Werdenberg und von Heiligenberg. Die ungeordnet scheinende Erzählweise weist Graf als Bemühung des Autors um eine Verschachtelung der Episoden durch personale Verknüpfungen nach.

Bei der Untersuchung der Quellen, von denen bisher die frühmittelhochdeutsche Kaiserchronik bekannt war, gelingt Graf der Nachweis einer weiteren, bisher unbekannten Quellenvorlage Lirers, einer Prosaauflösung der Kreuzauffindungslegende des Verslegendars *Buch der Märtyrer* aus dem 13. Jahrhundert. Neben einer weiteren Heiligenlegende haben noch verschiedene geschichtliche Fakten und mündliche Traditionen in Lirers Chronik ihren Niederschlag gefunden. Um ein besonders interes-

santes Beispiel anzuführen: Die Herkunftsgeschichte des Turiner Grabtuchs Christi im 14. Handlungsabschnitt als Geschenk der Kaiserin von China bietet nicht nur eine Erklärungssage der seit etwa 1460 am Hof der Grafen und Herzöge von Savoyen aufbewahrten Reliquie, sondern zugleich eine Datierungsmöglichkeit – genauer: einen terminus post-quem für die Entstehungszeit von Lirers Chronik.

Die *Schwäbische Chronik* ist der Untersuchung Grafs zufolge weniger ein gelehrt-humanistisches Werk als eine Propagierung des aristokratischen Bildungsprogramms. Nur beiläufig gibt Graf in einer Fußnote zu den Schlußbemerkungen in diesem Teil seiner Arbeit an, wo der wahrscheinlich niederadelige Verfasser wohl altfreier Herkunft zu suchen sein könnte: im Umkreis des Hauses Montfort-Tettnang.

Der dritte Hauptteil befaßt sich mit der sogenannten *Gmünder Kaiserchronik*. Graf breitet hierin wieder ausgedehnte und exakte quellenkundliche Forschungen aus und erschließt aus den Textzeugen ein Stemma in drei Stufen. Eine der bedeutendsten Entdeckungen für die überlieferungsgeschichtlichen Zusammenhänge der in vielen Varianten vertretenen *Gmünder Kaiserchronik* ist der Nachweis ihrer lateinischen Hauptquelle: ein gelehrter Kommentar zur Chronik des Hugo Spechtshart von Reutlingen (um 1350), der bald nach der Vorlage erstellt wurde. Wichtiger als solche Entdeckungen ist für Graf aber auch hier wie sonst die Frage nach Funktion und Träger dieser historiographischen Inhalte und ihrer Tendenz. Als ein Hauptergebnis gilt ihm die Deutung des Textes als eines Kreuzungspunkts reichsgeschichtlicher Chronistik und exemplarischer Erzählung.

Der vierte Hauptteil begründet sich aus einer Reihe von vornehmlich württembergischen Interpolationen und einer bis zum Jahr 1462 (Schlacht von Seckenheim) reichenden Fortsetzung der *Gmünder Kaiserchronik* in den Dinckmut-Drucken. Auch hier gelingen Graf bemerkenswerte Ergebnisse. So kann er die Spuren bis zu den im Stift Stuttgart ursprünglich aufgezeichneten liturgischen Memoria für die Mitglieder des Hauses Württemberg zurückverfolgen.

Graf beschließt seine Arbeit mit einem eindringlichen Appell für interdisziplinäre Kooperation zwischen den Textwissenschaften. Seine Arbeit stellt selbst ein «exemplum» für fruchtbares Zusammengehen der Methoden, Ziele und Aspekte unterschiedlicher Disziplinen an einem zunächst wenig verheißungsvollen historiographischen Untersuchungsgegenstand dar.

Das Buch von Klaus Graf ist keine leicht lesbare Lektüre, das sei nicht verschwiegen. Die in wissenschaftstheoretischen Bereichen angesiedelten Hauptinteressen des Verfassers korrespondieren mit einer an Abstrakta angereicherten Sprache, die darüber hinaus mitunter zum Präzedenzfall neigt. Der Autor zwingt seine Leser zum genauen Mitüberprüfen seiner Argumente, zur Kenntnisnahme der ausgiebigsten Details. Mit seinen forschungsbezogenen Postulaten stellt er sich nicht selten gegen herkömmliche Forschungsrichtungen und -methoden. Eine ausgeprägte kritische Einstellung und hohes

methodisches Anspruchsdenken durchziehen als Grundhaltungen Grafs Werk. Wer sich hindurchgearbeitet hat, der findet einen dichten Knäuel dunklen Geflechtes spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Geschichtsschreibung in Südwestdeutschland zu einem großen Teil klar entwirrt und unter dem Aspekt der Frage nach den Funktionen und Gebrauchszusammenhängen der Texte durchleuchtet.

Karl Kempf

CARLHEINZ GRÄTER: **Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 282 Seiten mit 61 Abbildungen. Leinen DM 34,–

Der fünfhundertste Geburtstag Ulrichs von Hutten war mehrfach Anlaß, an diesen *goldenen Ritter* und *wortgewaltigen Redner*, wie auf seinem Grabstein auf der Insel Ufnau im Zürichsee zu lesen ist, zu erinnern. Ausstellungen fanden im hessischen Schlüchtern, nahe seinem Geburtsort Burg Steckelberg gelegen, in Frankfurt an der Oder und in Zürich statt. Zudem machen neue Veröffentlichungen auf Leben und Werk dieses Mannes aufmerksam.

Ulrich von Hutten entstammte einer reichsritterschaftlichen Familie und wurde in eine Zeit geboren, in der gerade die Reichsritterschaft von einer starken Umwälzung betroffen war. Ihr Stand hatte seine Rolle im politischen Kräftefeld längst ausgespielt: das Schießpulver und die Kanonen machten die Edelleute militärisch weitgehend überflüssig, und die wirtschaftliche Macht lag überwiegend bei den handeltreibenden Familien bürgerlicher Herkunft. Der Ausweg, den viele Adelige in dieser Lage sahen – die Sicherung der Existenzgrundlage durch ein kirchliches Amt und die damit verbundene Pfründe –, er wurde auch für den jungen Ulrich angestrebt. Er widersetzte sich aber dieser Absicht und blieb sein ganzes, nur 35 Jahre währendes Leben ein kritischer, unabhängiger Geist, der sich mit seiner ganzen intellektuellen Kraft gegen den römischen Klerus richtete, sich der Reformation Martin Luthers zuwandte und zu einem so entschiedenen Parteigänger des Reformators auf dem Reichstag zu Worms wurde, daß ein kursächsischer Rat während dieser Tage notierte: *Von Luther ist hier viel die Rede, aber des kommt jetzt ein Herr von Hutten mit vielen seltsamen Schriften hervor. Er ist noch böser und die Anhänger Roms sind ihm noch feindlicher gesonnen als Luther. Die Gelehrten sagten mir, er schreibe Wunderdinge.*

Das Interesse am Leben Ulrichs von Hutten, der eine reiche literarische Produktion hinterließ, hat die Jahrhunderte überdauert, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven. Zuletzt war es David Friedrich Strauß, der 1858 eine monumentale Biographie vorlegte und den Humanisten darin in erster Linie als einen politischen Menschen, als einen Vorkämpfer für die nationale Einheit zeichnete; eine Sicht, die erstmals bei Herder 1776 im *Teutschen Merkur* zum Ausdruck kam.

Carlheinz Gräter zieht in seiner Darstellung die Summe der Quellen und Literatur über Ulrich von Hutten und zeichnet ein differenziertes Bild dieses Renaissancemenschen mit dem Mut zur Individualität. Für den an der württembergischen Geschichte Interessierten ist das Le-

ben Ulrichs von Hutten auch deshalb von Bedeutung, weil er einer der Widersacher des württembergischen Herzogs Ulrich war. Der von diesem an Hans von Hutten begangene Mord erhielt durch die fünf im Druck erschienenen Reden Ulrichs von Hutten eine große Publizität, die ihre Wirkung auch auf den Kaiser nicht verfehlte und schließlich zur Verhängung der Reichsacht gegen Herzog Ulrich beitrug. Auch im Feldzug des Schwäbischen Bundes gegen Württemberg im Jahr 1519 marschierte Ulrich von Hutten an vorderster Front mit.

Werner Frasch

ULRICH HÖFLACHER: **Johann Nepomuk Holzhey. Ein ober-schwäbischer Orgelbauer.** Oberschwäbische Verlagsanstalt Ravensburg 1987. 372 Seiten mit 40 meist farbigen Abbildungen. Leinen DM 87,-

Neben Josef Gabler ist wohl unbestritten Johann Nepomuk Holzhey der zweite herausragende Meister des ober-schwäbischen Orgelbaus im 18. Jahrhundert. Außer einer Vielzahl von kleineren Instrumenten sind es vor allem seine großen, weit über Oberschwaben hinaus berühmten Orgeln in Neresheim, Obermarchtal, Rot an der Rot und Weißenau, die dem Meister seinen Ruf eingetragen haben. Umso mehr verwundert es daher, daß es bisher nur relativ wenige Arbeiten zu seinem umfangreichen Werk gegeben hat. Das vorliegende Buch, die Dissertation eines jungen Musikwissenschaftlers, schließt nunmehr die große Lücke mit einer notwendigen, ausführlichen Studie zu Holzhey samt der Würdigung seines Werks.

Der Autor selbst ist als Organist an der ehemaligen Klosterkirche in Weißenau seit fast zwei Jahrzehnten mit einem der großartigen Holzhey-Instrumente besonders vertraut. Er berichtet in seiner Arbeit über den Forschungsstand zu und liefert die Biographie von Holzhey, erstellt ein umfangreiches Werkverzeichnis, stellt die Baugeschichte der Orgeln dar und geht ausführlich auf die Bauweise und den Klangcharakter der einzelnen Instrumente ein. Sehr aufschlußreich sind dabei die ergänzenden Bilder und Skizzen zu Planung, Bau und Innenleben der Orgeln. Hervorzuheben sind auch der vielseitige Anhang von Quellen zum Leben und Schaffen Holzheys sowie die Mensurtabellen und Vergleichsdispositionen zu den verschiedenen Orgeln, wobei speziell letzteres vor allem für Fachleute großen Aussagewert besitzt. Das Buch ist deswegen jedoch nicht nur Orgelexperten zugänglich, sondern spricht durch seine übersichtliche Gestaltung und den gut lesbaren Text ebenso auch den musikwissenschaftlich und historisch Interessierten an.

Die Oberschwäbische Verlagsanstalt hat die Publikation dieser für die Musikwissenschaft wie die ober-schwäbische Kunstgeschichte gleichermaßen wichtigen Untersuchung durch Aufnahme in ihre neue Reihe «Heimat Oberschwaben» ermöglicht. Ziel dieser Reihe ist es, die Verbundenheit mit der Region Oberschwaben neu zu wecken bzw. diese dem Leser näherzubringen, vor allem durch Beiträge von Autoren aus der Region selbst. Diese Zielsetzung darf mit dem vorliegenden Werk nicht nur als erfüllt gelten; mehr noch, sie weist damit über die Region hinaus, spricht genauso interessierte Nicht-Oberschwaben

an, indem das Buch Leben und Werk eines Großen der süddeutschen Musik- und Kunstgeschichte in ein neues, viel bisher Verborgenes erhellendes Licht rückt.

Uwe Kraus

HANSJÖRG ZIEGLER: **Mundraub. Annäherung an Georg Herwegh.** Wilfried Melchior Verlag Vaihingen/Enz 1987. 141 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 24,-

Georg Herwegh gehörte zu den Menschen, in die zeitlebens große Hoffnungen gesetzt wurde, die aber fast nur Enttäuschungen ausgelöst haben. Seine Familie, allen voran die ehrgeizige Mutter, wollte aus dem begabten Sprößling «etwas Besseres» machen. Den dafür vorgezeichneten Weg – das Theologiestudium – mußte dieser aber nach kurzer Zeit abbrechen: Wegen *unehrbietigen und beleidigenden Benehmens* wurde Herwegh, kaum daß er ein Jahr dort war, 1836 aus dem Tübinger Stift entlassen. Württemberg verließ er schließlich, nachdem er es auch mit dem Studium der Jurisprudenz vergeblich versucht hatte, weil er sich dem Militärdienst entziehen wollte. Als Deserteur war ihm die Rückkehr ins Vaterland zunächst verwehrt.

Doch Herwegh kehrte auf höchst wirkungsvolle Weise nicht nur nach Württemberg, sondern nach ganz Deutschland zurück. Bürger des Schweizer Kantons Baselland und Redakteur der von deutschen Emigranten herausgegebenen liberalen Zeitschrift *Deutsche Volkshalle* geworden, avancierte Herwegh bald zum besonderen Schützling des Emigrantenkreises um August Follen in Zürich. Die Sammlung *Gedichte eines Lebendigen*, 1841 erschienen, wurde zum lyrischen Bestseller des deutschen Vormärz. Nichts von biedermeierlicher Idylle und Genügsamkeit findet sich hier. Herwegh trifft den Ton des kämpferischen Teils des Liberalismus, und dieser erkennt sich in den Gedichten wieder: *Wir haben lang genug geliebt, / Und wollen endlich hassen.*

Diese Gedichte öffneten dem 25jährigen das Tor zu einer triumphalen «Deutschlandtournee», die in alle wichtigen Städte führte und den jungen Dichter mit literarischen und politischen Größen zusammenbrachte. Die Audienz beim preußischen König, die Herwegh zunächst den Jubel seiner Freunde einbrachte, endete für den Dichter eher peinlich; und Heinrich Heine – ohnehin auf Distanz zu Herwegh – goß über *das große Schwabenkind, das seinen Diener machte*, Spott aus.

Enttäuschung über Herwegh stellte sich auch bei den politischen Aktiven der Märzrevolution des Jahres 1848 ein, denn das Korps von 5000 Mann, das der Poet in Paris zur Unterstützung von Hecker und Struve im Kampf gegen die württembergischen Regierungstruppen gebildet hatte, kam zu spät und wurde nahe der Schweizer Grenze bei Niederdossenbach zersprengt. Der Dichter hatte sich als Feldherr nicht bewährt. Für Herwegh und seine kämpferische Frau blieben wiederum nur Hohn und Spott; die «Spritzledergeschichte» – Herwegh habe sich unter dem Spritzleder des von seiner Frau kutschierten Bauernwägelchens versteckt und sei auf diese Weise feige geflüchtet – wurde noch lange kolportiert.

Auch das «Salonleben», der Umgang mit Aristokraten und dem Großbürgertum – das Geld der Emma Herwegh ermöglichte ein angenehmes Dasein –, ließ den gefeierten Dichter, der seinem Erstling nur zögernd einen weiteren Band folgen ließ, manchem eher suspekt erscheinen. Und jetzt auch Enttäuschung über sein frühpoetisches Werk, das bei seinen Zeitgenossen so großen Wiederhall fand? *Mundraub* nennt Hansjörg Ziegler seine *Annäherung an Georg Herwegh*, die er auf höchst eigenwillige und eindrucksvolle Art und Weise vollzieht. Dichterische Anleihen habe er genommen, literarischen *Mundraub* – immerhin keinen Diebstahl – bei Arndt, Rückert, Körner, Schenkendorf und natürlich bei Schiller. Selbst für das für den *Allgemeinen Deutschen Arbeiter Verein* 1863 geschriebene «Bundeslied» – *Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will* – holte er sich die Inspiration von einem englischen Vorbild. In seinem zeitkritischen Rundumschlag habe er alles aufgegriffen, was er sich durch Lektüre und Lebenserfahrung an Bildern, Reimen und Rhythmen zu eigen machen konnte.

Allerdings bleibt die in diesem Buch beabsichtigte kritische Würdigung der literarischen Bedeutung Herweghs verhältnismäßig unentschieden und beschränkt sich im wesentlichen auf die Gegenüberstellung der literarischen Anregungen und Vorbilder mit Herweghs eigenen Texten. Origineller und anschaulicher sind die Szenen des Buches, durch die der Autor den Leser daran teilnehmen läßt, wie die Herweghschen Gönner und Förderer im Hause des literarischen Entdeckers Follen Gedichte des Jung-Emigranten begutachten, hin- und herwenden und «redigieren». Eindrucksvoll auch die Schilderungen, welche persönlichen Krisen Herwegh nach dem Scheitern der Revolution erlitten hat, und welche Gedanken ihm nach dem für Ferdinand Lassalle tödlichen Ausgang eines Duells durch den Kopf gegangen sein mögen.

Werner Frasch

CAROLA LIPP (Hg): **Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49.** Elster-Verlag Baden-Baden 1986. 432 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. Kartonierte DM 36,-

In dieser Zeit, wo Alles um uns her vorwärts drängt und vorwärts kämpft, dürfen wir nicht allein zurückbleiben, heißt es in einem Aufruf, der – adressiert An freie, gleichgesinnte Frauen und Jungfrauen! – noch im Oktober 1850, also zu einem Zeitpunkt, als die Revolution bereits niedergeschlagen war, in der Eßlinger Schnellpost zur Bildung eines demokratischen Unterstützungs-Vereins aufforderte. Wir wollen auch unseren Theil fordern – aber zuerst verdienen – an der großen Welterlösung, welche der ganzen Menschheit, deren eine Hälfte wir sind, Glück, Einheit, Freiheit und Gleichheit bringen soll.

Wie dieser Anspruch von Frauen im Vormärz und während der 1848er Revolution umzusetzen versucht wurde, an welche Grenzen er stieß, wieweit in ihn weibliche Lebenserfahrungen einfließen und wie er wiederum die weiblichen Lebenswelten veränderte und dabei Formen der politischen Partizipation von Frauen schuf, wird in neunzehn exemplarischen Einzelbeiträgen untersucht. Es

sind allesamt sorgsam gearbeitete Mikrostudien, hervorgegangen aus einem Frauenforschungsseminar des Tübinger Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft. Die großzügige Ausstattung mit Karikaturen, Flugblättern, Portraits und Abbildungen aus zeitgenössischen Zeitschriften lädt zum Blättern und Sehen ein.

Die Frage nach dem Anteil der Frauen am revolutionären Geschehen verlangte von den Autorinnen «den anderen Blick». Frauen, weibliche Lebenserfahrungen, zumal die von Unterschichtsfrauen, tauchen in der offiziellen Geschichtsschreibung der Revolution, die die Haupt- und Staatsaktionen in den Blick zu nehmen pflegt, nicht auf. Wohl nicht zuletzt, weil die Welt der Frauen vor allem der häusliche Alltag war. Aber, so die Herausgeberin in ihrem lesenswerten Vorwort: *Jede revolutionäre Bewegung ist eingebettet in die Strukturen des Alltags.* Und diese zu verbessern, war nicht zuletzt das Anliegen der Frauen. So beteiligten sich Ulmer und Stuttgarter Frauen 1847 aktiv an den «Brotkrawallen», riefen Stuttgarterinnen 1849 zu einem Milchboykott auf, betrieben Tübinger Frauen Politik mit dem Einkaufskorb. Es waren ungewohnte, oft unbeholfen erscheinende Mittel, mit denen sie ihre Anliegen zum Ausdruck brachten, waren sie doch bisher weitgehend aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen gewesen. So verschafften sie ihrem Ärger und Protest durch Schreien und Lärmen Resonanz, veranstalteten Katzenmusiken, griffen aber auch zu Steinen. Allmählich fanden sie – von Abstimmungen und Wahlen weiterhin ausgeschlossen – zu einer eigenen Stimme, wie ein Vorfall in Zimmern ob Rottweil zeigt, wo die demokratische Schultheißenfrau unter verwandten Frauen und Freundinnen eine Frauenunterschriftenliste zusammenbrachte, um die Männer zur Teilnahme an der zentralen Cannstätter Volksversammlung zur Einführung der Republik zu bewegen.

Die sozialen Unterschiede bestimmten das politische Verhalten auch während der Revolution. Während Unterschichtsfrauen Katzenmusiken und Straßenkrawalle auf die Beine stellten, stickten nationalbegeisterte Bürgerinnen die Fahnen der neu gebildeten Bürgerwehren. Für dieses patriotische Stickwerk öffneten sich den eigens dazu einberufenen Frauenversammlungen sogar die Rathäuser und andere sonst verschlossene Räume der männlichen Öffentlichkeit. Der Revolutionsdiskurs bestimmte zwar die Beziehung der Geschlechter neu: Frauen wurden zu «Gefährtinnen» der Männer in der gemeinsamen nationalen Sache. Doch im Gesellschaftsentwurf der demokratischen Bewegung war die polare Definition der Geschlechtercharaktere – weibliche Ehre und «Werke der Liebe», männlicher Schutz und Kriegsdienst – nicht aufgehoben. Die Forderung nach Gleichberechtigung hatten die württembergischen Frauenvereine des Vormärz oder der 48er Revolution nie erhoben. Statt der Frauen der Französischen Revolution erhoben sie mythische Frauengestalten eines kriegerischen Germanenkultes zum Ideal, wandten die Aggressionen nach außen, nicht gegen den inneren Unterdrücker. Erst als auf die kurze Zeit des politischen Umbruchs die Reaktion folgte, erwies sich, daß die gemeinsam umkämpfte Freiheit keineswegs auch die Freiheit der Frauen umfaßte. Benigna Schönhagen

ANNETTE DREES: **Die Ärzte auf dem Weg zu Prestige und Wohlstand. Sozialgeschichte der württembergischen Ärzte im 19. Jahrhundert.** F. Coppenrath Verlag Münster 1988. 360 Seiten, zahlreiche Tabellen. Gebunden DM 44,-
Der Arztberuf gehört heute zu den Berufen mit dem höchsten sozialen Prestige und den größten Einkommensmöglichkeiten. Daß diese Entwicklung vor kaum einhundert Jahren eingesetzt, dann aber einen sehr raschen Verlauf genommen hat, zeigt diese Veröffentlichung, die auf einer Dissertation an der Universität Münster beruht.

Der «Professionalisierungsprozeß» im Arztberuf setzte ein, nachdem die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sich abzeichnende Krise der geisteswissenschaftlich-spekulativen Medizin überwunden und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die auf eine naturwissenschaftlich-experimentelle Basis gestellte Neuorientierung die traditionellen Problemlösungsversuche abgelöst hatte. Damit war der Tätigkeit von handwerklich ausgebildeten Wundärzten und Laienheilern weitgehend die Grundlage entzogen, wenngleich sie den akademisch ausgebildeten Ärzten fachlich nicht immer unterlegen waren.

Durch die medizinische Entwicklung und das neue Sozialprestige der Medizin als Fach wurde der Arztberuf im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend für Söhne aus dem Besitzbürgertum interessant. In diese Zeit fallen auch verstärkte Bemühungen um die Bildung einer ärztlichen Standesvertretung; bereits 1875 wurde sie von staatlicher Seite anerkannt und an der Gesundheitspolitik beteiligt. Öffentliche Krankenhäuser und eine staatliche Krankenversicherung verbesserten die «Absatzchancen für ärztliche Dienste» entscheidend, verringerten die Abhängigkeit des Praktikers vom einzelnen Kunden und trugen somit entscheidend zu dem Wandel des Arzt-Patient-Verhältnisses bei. Die Folge war ein beschleunigtes Ansteigen der Ärztedichte, der man durch Regulierung des Berufszugangs, Erschwerung der Studien- und Prüfungsbedingungen sowie durch eine Verlängerung des Studiums begegnen wollte. Die dadurch ausgelöste Verteuerung des Studiums erwies sich durchaus als wirkungsvoller Selektionsmechanismus, wodurch die württembergische Ärzteschaft relativ einheitlich und elitär blieb.

Werner Frasch

REGINA SCHMID: **Verlorene Heimat. Gailingen. Ein Dorf und seine jüdische Gemeinde in der Weimarer Zeit.** (= Schriftenreihe des Arbeitskreises für Regionalgeschichte Konstanz e. V.). Eigenverlag des Arbeitskreises Konstanz 1988. 223 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 23,-
Verlorene Heimat? Eigentlich ist es kaum vorstellbar, daß sich die Überlebenden des Holocaust der Gemeinde und der Mitbürger, vor denen sie einst flohen und die ihre Verwandten und Freunde diskriminierten und schließlich in den Vernichtungslagern ermordeten, als einer verlorenen

Heimat erinnern. Doch immer wieder taucht in den Erzählungen und Lebenserinnerungen jüdischer Emigranten die alte Heimat als Ort glücklicher Kindheitstage und ehemaliger Geborgenheit auf.

Gailingen war eines der sogenannten Judendörfer, das noch in der Weimarer Republik einen jüdischen Bevölkerungsanteil von etwa 25 % aufwies. Das Dorf am Hochrhein mit seinem regen jüdischen Kulturleben bildet somit den idealen Rahmen einer in dieser Form einmaligen Untersuchung. Regina Schmid fragt nach dem – in der Rückschau von Christen und Juden oft gleichermaßen verklärten – tatsächlichen Zusammenleben von Juden und Christen in den Jahren zwischen 1918 und 1933. Die sorgfältige Recherche der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten vermittelt ein zunächst wenig überraschendes Bild: Während auf christlicher Seite in Gailingen vorwiegend Bauern und in zweiter Linie Handwerker lebten, dominierte auf jüdischer Seite der Handelssektor. Aber unter den «Kaufleuten» waren nicht nur reiche, sondern auch viele arme Juden.

Aus dieser speziellen sozialen Struktur ergaben sich unterschiedliche politische und gesellschaftliche Verhaltensformen. Waren die Christen oft an die Scholle gebunden, konservativ und neuerungsfeindlich, so galten die Juden als weltoffen, fortschrittlich und selbstbewußt, ja eigentlich «städtisch». Bis in die Kleidung hinein läßt sich diese Differenzierung verfolgen. Auch in der Kommunalpolitik verhielten sich die jüdischen Gailinger anders als die christlichen Dorfbewohner. Sie standen Neuerungen eher offen gegenüber, waren stark sozial engagiert, waren «politischer».

Aus diesen Differenzen resultierte jedoch nicht etwa die Ablehnung der Juden im Sinne der nationalsozialistischen Rassenideologie. Doch obgleich man friedlich zusammenlebte, sich kannte, miteinander sprach, Handel trieb und die Kinder miteinander spielten: Ein Rest von Ressentiment blieb. Etwa gegen den überproportionalen Anteil der Juden im Gemeinderat und im Bürgerausschuß. Zudem gab es auch unter den Gailingern Antisemiten – bis hin zu aktiven Nazis. Nicht jede Provokation kam von außen, wie man dies heute im Dorf gerne glaubt. Jene auffallende Passivität auch der Gailinger Christen gegenüber den Naziprovokationen, die schon in den 20er Jahren und dann immer stärker die Eintracht im Dorfe störten, erklärt sich aus der von Regina Schmid belegten sozialen Trennung und den antisemitischen Vorbehalten. Einzig der mutige katholische Bürgermeister verteidigte offen die jüdischen Mitbürger – und mußte sich dafür nicht selten von den vorgesetzten Behörden maßregeln lassen. Und dies nicht etwa erst nach 1933, sondern schon Ende der 20er Jahre!

Es waren zwei verschiedene Welten, die in Gailingen angeblich miteinander-, in Wirklichkeit aber nebeneinanderlebten. Die jüdische Gemeinde war im Dorf toleriert, ihre Existenz akzeptiert, aber integrierter Bestandteil der traditionellen Dorfgemeinschaft war sie nicht. Dem Druck nach 1933 konnte diese angebliche Idylle nicht lange Stand halten.

Raimund Waibel

In einem Satz . . .

HERMANN BAUSINGER (Hg): **Ludwig Uhland. Dichter, Politiker, Gelehrter.** Attempto-Verlag Tübingen 1988. 251 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartonierte DM 24,80
In den zehn Beiträgen dieses Buches wird deutlich, daß Ludwig Uhland *nach wie vor der populärste aller schwäbischer Dichter* ist – sofern man von Schiller und Hölderlin abieht? –, zu seiner Zeit aber auch ein einflußreicher Gelehrter, vor allem aber *in der Epoche des Vormärz mit ihrer enormen Spannweite zwischen revolutionär und reaktionärer Formierung* ein standhafter Politiker war.

BERNHARD KIRCHGÄSSNER und WOLFRAM BAER (Hg): **Stadt und Bischof.** 24. Arbeitstagung in Augsburg 1985. (Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung. Band 14). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988. 190 Seiten mit einer Ausschlagnkarte und drei Zeichnungen. Kartonierte DM 44,–
Die sechs Beiträge beleuchten das Spannungsfeld von ein-einhalb Jahrtausenden abendländischer Kirchen- und Stadtgeschichte vom Verhältnis der spätantiken Stadt zu ihrem Bischof über die Beziehungen des Bischofs zur mittelalterlichen Stadt am Beispiel Oberitalien, Frankreich und Deutschland bis hin zu *Bischof und Stadt in der Neuzeit.*

GÜNTER BECK und ESTHER SCHMALACKER-WYRICH: **Der Nordschwarzwald.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 150 Seiten mit 100 Tafeln, davon 42 in Farbe. Efaln DM 59,–
In Wort – Autorin Schmalacker-Wyrich – und Bild – Fotograf Beck – werden in diesem Band die Geschichte, Kultur und Landschaft der Dörfer und Städte zwischen Pforzheim und Alpirsbach, Baden-Baden und Bad Liebenzell vorgestellt.

HEINZ E. WALTER (Hg): **1238–1988. 750 Jahre Schnait im Remstal. Ortsbuch.** Verlag S. Walter Leingarten-Schluchtern 1988. 384 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Kartonierte DM 38,–
Als letzter der fünf Stadtteile von Weinstadt erhielt nun auch Schnait mit seinem früheren Teilort Baach eine Ortschronik, die gründlich, umfangreich und gut bebildert die Geschichte der Siedlung von den Urzeiten bis heute zeichnet, wobei in Sonderkapiteln verschiedener Sippen und Persönlichkeiten – vor allem *des größten Sohns Friedrich Silcher* –, des Obsts und Weins, an Sitte und Brauch gedacht wird; glücklicherweise scheint sich das Dritte Reich nur in belanglosen Gemeinderatsprotokollen abgespielt und mit Neubauten beschäftigt zu haben, zumindest bis zum Kriegsbeginn.

WOLDEMAR ZURKAN: **Der Ruf aus dem Kaukasus. Johann Karl Baisch, 1841 «Erstling» in Lichtenstern bei Löwenstein/Württemberg, 1844 «Erster» an der Wernerschule in Sarata/Bessarabien.** Eigenverlag Kornwestheim 1986. 173 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartonierte DM 30,– (Bezug über Christian Fieß, Lindachstr. 73, 7130 Mühlacker)

Dieses Buch vermittelt einen guten Einblick über die Auswanderung aus Württemberg nach Bessarabien am Beispiel des Sulzers Johann Karl Baisch und zeichnet die Bedeutung der Lehrerbildungsanstalt Werner auf, die eine der bekanntesten auslandsdeutschen Schulen war.

ERNST WALDEMAR BAUER und HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER (Hg): **Das große Buch der Schwäbischen Alb.** Konrad Theiss Verlag 1988. 214 Seiten mit 410 farbigen Abbildungen. Kunstleinen DM 89,–
Aus der Fülle von Büchern über die Schwäbische Alb ragt dieses thematisch breit gefächerte, reich, repräsentativ und modern bebilderte Sachbuch weit heraus; in ihm werden die Entstehung und Entwicklung der Alblandschaft vor Jahrmillionen, das Leben der Menschen von der Steinzeit bis in die Gegenwart, die kulturelle, gesellschaftliche und politische Entwicklung ebenso detailliert und anschaulich dargestellt wie die heutige Kulturlandschaft mit ihren technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften, aber auch mit ihren Problemen und Gefährdungen.

Vom Taubergrund zum Bodensee. Bilder, Berichte, Geschichten aus dem Wandergebiet des Schwäbischen Albvereins. Von THOMAS PFÜNDEL (Fotos) und EVA WALTER (Text), herausgegeben vom Schwäbischen Albverein zum hundertjährigen Bestehen. Verlag des Schwäbischen Albvereins Stuttgart 1988. 216 Seiten mit 275 farbigen Abbildungen, einer Karte. Leinen DM 42,–
Die zum hundertjährigen Jubiläum des Schwäbischen Albvereins erschienene Festschrift verzichtet auf eine Darstellung der Geschichte des heute größten deutschen Wandervereins – rund 115 000 Mitglieder – ebenso wie auf eine Aufzählung seiner wahrlich vorzeigbaren Leistungen, sie bietet vielmehr allen Wanderfreunden und an der Heimat Interessierten, die nicht nur die weithin bekannten touristischen Attraktionen lieben, eine hervorragende Auswahl von vielen kleinen Kostbarkeiten von Natur und Kultur, Kunst und Geschichte, die das Wandergebiet des Vereins zu bieten hat: im Taubertal, in der Hohenloher Ebene, im Schwäbisch-Fränkischen Wald, im Unterland, in den Gäulandschaften, im Oberen Neckartal, im Albvorland, auf der Schwäbischen Alb und in Oberschwaben.

BERNHARD KIRCHGÄSSNER und EBERHARD NAUJOKS (Hg): **Stadt und wirtschaftliche Selbstverwaltung.** (Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung. Band 12). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 186 Seiten. Kartonierte DM 44,–
Im Mittelpunkt der sechs Aufsätze stehen die zentralen Probleme der wirtschaftlichen Selbstverwaltung und der kommunalen Gesellschaftsstruktur sowie Fragen nach dem politischen Aktionsrahmen der Städte seit dem Mittelalter.

KLAUS-PETER MÜLLER: **Politik und Gesellschaft im Krieg. Der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914–1918.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Band 109).

W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1988. XXVI, 511 Seiten mit 24 Tabellen. Kartoniert DM 58,–
Diese Freiburger Dissertation verfolgt die badische Innenpolitik während des Ersten Weltkriegs – von der allgemeinen Kriegsbegeisterung bis zur Abdankung des Großherzogs –, geht der Versorgungsregelung, der Kriegsunterstützung und der Kriegswohlfahrtspflege nach, untersucht die sozialen Folgen der Kriegswirtschaft und beschreibt als Ursache der badischen Revolution den Verlust der staatlichen Herrschaftslegitimation, den der Verfasser vor allem der staatlichen Administration und weniger der großherzoglichen Familie zuweist.

Stadt Kirchheim unter Teck. Schriftenreihe des Stadtarchivs Band 7. Herausgegeben vom Stadtarchiv Kirchheim unter Teck. A. Gottliebs & J. Osswalds Buchdruckereien Kirchheim unter Teck 1988. 186 Seiten. Broschiert
Die Themenbreite dieser sorgfältig edierten Folge der Schriftenreihe reicht von einer ersten Dokumentation der jüngst zutage geförderten mittelalterlichen Bodenfunde mit wichtigen Erkenntnissen zur Stadtgeschichte über *Materialien zur Machtergreifung des Nationalsozialismus in Kirchheim unter Teck* bis zu einem Lebensabriß des aus Dessau stammenden Dichters Hans Betge, der seine letzten Lebensjahre in Kirchheim unter Teck verbrachte und 1946 dort beerdigt wurde.

Weitere Titel

Ein Hofrat reist nach Amerika. Briefe und Berichte Jakob Friedrich Autenrieths und seiner Familie von 1794/95. Zusammengestellt und bearbeitet von Bernd Friedrich Autenrieth. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1988. 155 Seiten mit 12 Abbildungen. Leinen DM 36,–

WILLY KRAUSS: **Jahraus. Jahrein. 51 Gedichte und 31 Aquarelle als Vignetten,** mit einem Vorwort von Bernd Storz. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1988. 48 Seiten mit 32 Abbildungen in Farbe. Kartoniert DM 24,80

PANKRAZ FRIED und WOLF-DIETER SICK (Hg): **Die Historische Landschaft zwischen Lech und Vögesen. Forschungen und Fragen zur gesamtalemannischen Geschichte.** Verlag der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft Augsburg, in Kommission bei Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1988. 218 Seiten. Broschiert

GÜNTER FREUND: **... mit freundlichen Grüßen. 40 Jahre am Mikrophon.** Bleicher Verlag Gerlingen 1988. 176 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 24,–

ELISE HENLE: **So mag i's. Kochrezeptete in schwäbischer Mundart aus dem Jahr 1892. Eine Gabe für Bräute und junge Frauen oder Jungfrauen, welche beides werden wollen.** Neu herausgegeben von Hans-Peter Bühler. Silberburg Verlag Stuttgart 1988. 60 Seiten. Broschiert DM 9,80

HELGA SCHACH-DÖRGES: **Römische und alamannische**

Spuren im Raum Remseck am Neckar. (Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar, Heft 7). Remseck 1987. 48 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 5,–

HANS-MARTIN MAIER (Hg): **Bildhauer in der Stadt. Schorndorfer Symposium.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 148 Seiten mit 144 Abbildungen. Pappband DM 28,50

Mit Napoleon in Rußland 1812. Blätter aus meinem Portefeuille von C. W. von Faber du Faur. Mit einer Einführung von Otto Borst. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1988. 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 26,–

BERNHARD HAGEL: **Vom Landrath des Oberdonaukreises zum Bezirkstag Schwaben (1828–1987).** (Materialien zur Geschichte des Bayerischen Schwaben, Heft 5). AV-Verlag Augsburg 1988. 415 Seiten. Broschiert

KARLHEINZ GEPPERT und HEINER MAULHARDT (Hg): **Rottenburg am Neckar 1750–1830. Von der vorderösterreichischen Oberamtsstadt zum Sitz des württembergischen Landesbistums.** Diözesanarchiv und Stadtarchiv Rottenburg 1988. Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm. 120 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 25,–

Manfred Rommels gesammelte Sprüche. Gefunden und herausgegeben von Ulrich Frank-Planitz. Engelhorn Verlag Stuttgart 1988. 125 Seiten mit 13 Abbildungen. Pappband DM 12,80

WOLFRAM ANGERBAUER: **Vom Oberamt zum Landkreis Heilbronn. Der lange Weg zur Kreisreform 1938 am Beispiel des württembergischen Unterlandes.** (Schriftenreihe des Landkreises Heilbronn, Band 2). Landkreis Heilbronn 1988. 144 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 15,–

ALBRECHT BERGOLD und FRIEDRICH PFAFFLIN: **Schillers Geburtshaus in Marbach am Neckar.** (Marbacher Magazin 46/1988). Deutsche Schillergesellschaft Marbach 1988. 96 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 8,–

FRITZ VON GRAEVENITZ: **Aquarelle und Ölskizzen. Biographische Texte** zusammengestellt von Adelheid Eulenburg. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 48 Seiten mit 31 meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 24,80

HELMUT BOMM: **Backnang 1987. Eine Dokumentation in Wort und Bild über das Jubiläumsjahr.** Herausgegeben von der Stadt Backnang und dem Verlag Fr. Stroh Backnanger Kreiszeitung 1988. 192 Seiten mit 447 Abbildungen, darunter 357 in Farbe. Efallin DM 32,–

HERMANN MISSENHARTER: **Liebes altes Württemberg.** Neuauflage. Mit einer Einführung von Otto Borst. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1988. 256 Seiten mit 54 Abbildungen. Pappband DM 34,–

ABRAHAM A SANTA CLARA: **In der Arche waren nicht nur Tauben.** Ausgewählt und eingeleitet von Franz Georg Brustgi. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1988. 264 Seiten mit 88 Abbildungen. Kartoniert DM 16,80

Schwäbische Metzelsupp. Ein schwäbisches Schlachtfest mit vielen Rezepten gesammelt und ausprobiert von Siegfried Ruoff. Ruoff Verlag Ulm 1988. 147 Seiten mit zahlreichen Illustrationen. Pappband DM 24,80

Zivile und militärische Strukturen im Nordwesten der römischen Provinz Raetien. 3. Heidenheimer Archäologie-Colloquium am 9. und 10. Oktober 1987. Im Auftrag des Heimat- und Altertumsvereins Heidenheim 1988 herausgegeben von Helmut Weimert. 171 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert

KURT GERHARDT (Hg): **Baden-Württemberg heute. Zwei Wurzeln – ein Baum.** Mit Texten von Hermann Baumhauer, Hermann Grees, Wolfgang Hess, Hans-Erhard Lessing, Hannes Rettich, Albrecht Roos, Helmut Scheuing, George Turner, Ulrich Wildermuth und Lothar

Späth. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 204 Seiten mit 135 farbigen Abbildungen, zahlreichen Schaubildern und Tabellen. Kunstleinen DM 79,–

BERNWARD DENEKE (Hg): **Geschichte Bayerns im Industriezeitalter in Texten und Bildern.** (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Bd. 7) Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 276 Seiten mit 52 Abbildungen. Pappband DM 24,80

NIKOLAUS BERWANGER: **I mecht mich verabschieda. Banatschwäbische Gedichte mit Tuschzeichnungen von Gert Fabritius.** Verlag Peter Schlack Stuttgart 1987. Einmalige nummerierte Auflage von 350 Exemplaren. 32 Seiten. Broschiert DM 13,–

LUTZ TITTEL: **Max Ackermann 1887–1975 zum 100. Geburtstag.** Kleine Formate der 30er und 40er Jahre. Gemälde und Zeichnungen. (Kunst am See 20) Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1987. 152 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 42,–

Anschriften der Mitarbeiter

Juliane und Friedrich Karl Azzola, Prof. Dr.,
Fichtenstraße 2, 6097 Trebur 1

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim

Hermann Bausinger, Prof. Dr., Moltkestraße 77,
7410 Reutlingen

Irmtraud Betz-Wischnath, Friedrich-Ebert-Straße 2,
7417 Pfullingen

Susanne Goebel, M. A., Nauklerstraße 22,
7400 Tübingen 1

Carlheinz Gräter, Dr., Eichendorffstraße 21,
6990 Bad Mergentheim

Harald Knauer, Dipl.-Geograph, Stadtplanungsamt,
Eberhardstraße 10, 7000 Stuttgart 1

Manfred Maul-Ilg, M. A., Sofienstraße 24,
7407 Rottenburg a. N.

Matthias Roser, Dr., Gaußstraße 61, 7000 Stuttgart 1

Albert Rothmund, Ltd. Regierungsdirektor, Im Loh 59,
7170 Schwäbisch Hall

Wilfried Setzler, Dr., Zwehrenbühlstraße 11,
7400 Tübingen

Raimund Waibel, Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen 1

Wolfgang Wiese, Dr., Staatl. Schlösser und Gärten,
Oberfinanzdirektion Karlsruhe, Moltkestraße 10,
7500 Karlsruhe

Bildnachweis

Titelbild und S. 107, 109, 111 linke Spalte Mitte und rechte Spalte: Winfried Aßfalg, 7940 Riedlingen; S. 90: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 91, 92 rechte Spalte, 93 und 95: Stadtarchiv Aalen; S. 92 linke Spalte: Stadtbibliothek Ulm; S. 96: Bernhard Klar, 7000 Stuttgart; S. 100–102: als Kartengrundlage diente der Amtliche Übersichtsplan 1:30 000 (verkleinert) mit Genehmigung des Stadtmessungsamtes der Landeshauptstadt Stuttgart, aufgedruckt sind Farbfolien des Stadtplanungsamtes; S. 103: Harald Knauer, 7000 Stuttgart; S. 104: Amtsblatt der Landeshauptstadt Stuttgart, Nr. 3 vom 19. Januar 1989; S. 105: Werner Pszolla, 7149 Freiberg/N.; S. 111: rechte Spalte oben und unten: Dr. Wilfried Setzler, 7400 Tübingen; S. 112: Norbert Krüger, 7407 Rottenburg a. N.; S. 115: Dr. Matthias Roser, 7000 Stuttgart; S. 117–121: Prof. Dr. F. K. Azzola, 6097 Trebur 1; S. 121, linke Spalte: Stadtbibliothek Nürnberg; S. 123: Ausstellungskatalog «Vom Nutzen der Toleranz», Erlangen 1986; S. 124: Kolorierter Kupferstich von G. Vögel nach A. Gabler Nürnberg, Württ. Landesmuseum Stuttgart; S. 125: «Der Göttingische Ausruf von 1744», neu hrsg. und kommentiert von Rolf Wilhelm Brednich, Göttingen 1987; S. 126 und 127: Stadtarchiv Albstadt-Ebingen; S. 128: Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim; S. 129, 131–135: Maschen-Museum, 7470 Albstadt-Tailfingen; S. 130: Fritz Leibfritz, 7470 Albstadt-Tailfingen; S. 137 und 143: Landesbildstelle Württemberg, 7000 Stuttgart; S. 139 und 141: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 144: Württ. Landesmuseum Stuttgart; S. 147: Fotostudio Wakker, 7140 Ludwigsburg; S. 148: Sammlung Klinckerfuß; S. 149: Stadt Langenau; S. 150 und 153 linke Spalte oben: Wolfgang Adler, 7906 Blaustein; S. 151: Heimatmuseum Langenau, S. 152 und 153 linke Spalte unten: Helmut Schlaß, 7907 Langenau.

Veranstaltungen der Orts- und Bezirksgruppen

BACKNANG

Geologische und forstkundliche Wanderung

auf dem vor einigen Monaten eröffneten «Keuperlehrpfad Aspach» mit Oberforstrat Helm-Eckart Hink, Leiter des Forstamtes Backnang, und Dipl.-Geologe Dr. Helmut Wild, Waiblingen, am Samstag, dem 6. 5. 1989.

Abfahrt: 13.30 Uhr, Blumenhaus Kühnle

Fahrt- und Führungskosten: Mitglieder DM 15,-, Nichtmitglieder DM 18,-

Dieser Pfad wurde vom staatl. Forstamt Backnang mit der Gemeinde Aspach eingerichtet. Anhand von 21 Lehrtafeln wird der geologische Schichtenaufbau der Keuperlandschaft erläutert. Darüber hinaus wird über Möglichkeiten der Forstämter über Aufforstungen sowie über die gesamte Flora auf dem Keupergrund und deren Erhalt gesprochen. Gutes Schuhwerk zu der ca. 2 1/2 stündigen Wanderung (mit Pause) ist erforderlich. Zu diesem Vorhaben wird vor allem die Jugend angesprochen, für die keine Teilnehmergebühr erhoben wird. Als Abschluß ist ein gemeinsames Vesper vorgesehen.

Floristische und naturkundliche Wanderung in die Hochvogesen

mit dem Leitenden Ministerialrat i. R. Dr. Osswald Rathfelder am 10. und 11. 6. 1989.

Abfahrt: 6.15 Uhr, Blumenhaus Kuhnle

Fahrt- und Führungskosten, Übernachtung mit Abendessen: Mitglieder DM 165,-, Nichtmitglieder DM 180,-, Schüler und Studenten DM 95,-

Münstertal – Route des Cretes – Hoheneck – Tanneck Hochmoor – Spitzköpfe – Kahler Wasen. In mehrstündigen Wanderungen werden Kämpfer-Heiden, Standorte des Diptam und anderer seltener schutzwürdiger Pflanzen aufgesucht. Interesse wird auch die gesamte Flora der Vorbergzone finden. Im Beiprogramm werden Stauferbauten im Elsaß besichtigt. An beiden Tagen ist kein Mittagessen, jedoch kurze Halte. Gutes Schuhwerk und Regenkleidung ist erforderlich.

Steiermark und Graz

Diese Studienfahrt ist auf Donnerstag, den 31. 8. 1989, bis Sonntag, den 4. 9. 1989, vorgesehen. Leider sind die Termine noch nicht bestätigt, so daß die Ausschreibung einem weiteren Rundschreiben vorbehalten werden muß. Vertrauensmann: Architekt Helmut Erkert, Telefon (0 71 91) 15 58

BIBERACH

In Verbindung mit der Gesellschaft für Heimatpflege Biberach e. V.

Sonntag, 27. August, 7.00 Uhr

Parkplatz beim Kaufhaus X

Jahresausflug nach Rorschach – Ittingen – Winterthur

Vertrauensmann: Regierungsdirektor a. D. Martin Gerber, Telefon (0 73 51) 2 35 70

HEILBRONN

Samstag, 10. Juni 1989

Städterundfahrt:

Mannheim am Ende des 20. Jahrhunderts

Führung: Sven Gormsen, Tübingen

Abfahrt: 7.00 Uhr, Rathgeberplatz

Teilnehmerkosten: DM 38,-

Dieses Jahr werden wir Mannheim, die alte Residenzstadt am Zusammenfluß von Rhein und Neckar, kennenlernen, die bis zur Jahrhundertwende als Barockanlage und fast reines Wohngebiet geprägt und dann erst als Industrie- und Hafenstadt bedeutend geworden ist. Mannheim entwickelt seinen Reiz gerade im Spannungsfeld zwischen Tradition, erhaltener bzw. restaurierter Barockteile der Stadt, dem Schloßensemble und der Moderne, von der Jugendstilanlage bis zur Nachkriegs- und Postmoderne wie dem «Holyday Inn». Wir werden diese beschaulichen bis pittoresken Seiten Mannheims vormittags bei der Stadtführung kennenlernen.

Nachmittags werden wir mit unserem Bus die traditionellen Vororte anfahren wie Waldhof, Käfertal oder Sandhofen, im Vorbeifahren aber auch mit dem Mannheim der Industrialisierung konfrontiert werden, dabei aber auch auf bemerkenswerte Neubauten wie die neue Sternwarte und das Technik-Museum stoßen. Den Tag abrunden wird ein Dia-Vortrag von Dipl.-Ing. Niels Gormsen, der als langjähriger Baubürgermeister von Mannheim ganz hautnah mit den Entwicklungsproblemen der Stadt zwischen Tradition und Zukunft vertraut ist.

Zwei-Tagesfahrt: 29. und 30. Juli 1989

Auf den Spuren Balthasar Neumanns

Führung: Dr. Uwe Kraus

Abfahrt: Samstag, 7.00 Uhr, Rathgeberplatz

Teilnehmerkosten: DM 176,-

Einzelzimmerzuschlag: DM 20,-

Wir wollen Balthasar Neumann in seiner ganzen schöpferischen Vielfalt als Ingenieur und Baumeister erleben, in seinen Werken, seien es Brücken, Wehr- oder Schloßbauten und schließlich in den genialen Raumschöpfungen seiner Kirchen.

Der Weg führt uns von Heilbronn nach Tauberrettersheim (Brücke) zur ersten Kirche, der Dorfkirche in Ingolstadt/

Ufr., über die ehemalige Benediktinerprobsteikirche Holzkirchen, einer Rundkirche, zum Käppele, Balthasar Neumanns genialem Anbau an die Gnadenkapelle der Marienwallfahrt (17. Jh.), auf den steilen Nikolausberg mit seinem herrlichen Überblick auf Würzburg. Am Nachmittag werden wir zu Fuß Würzburg selbst erleben mit seiner Residenz, der Hofkirche, der Schönbornkapelle und der Marienkapelle.

Am Sonntag führt uns der Weg über Veitshöchheim (Schloß), Werneck (Schloßkapelle), die Dorfkirche in Gaibach weiter nach Münsterschwarzach und schließt mit dem Besuch der Hl.-Geist-Kirche in Etwashausen, einer Vorstadt von Kitzingen, in der schon modellhaft die genialste und letzte Raumschöpfung Balthasar Neumanns zu spüren ist: Neresheim.

Samstag, 9. September 1989

Zum Hegau und Hochrhein

Führung: Dr. W. Irtenkauf

Abfahrt: 6.30 Uhr, Rathgeberplatz

Teilnehmerkosten: DM 48,-

Diese Tagesfahrt führt zunächst auf den Hohentwiel, Württembergs südlichsten Berg und Schauplatz von Scheffels «Ekkehard», einem wichtigen historischen Platz, der eine ungemein schöne Aussicht Richtung Bodensee gewährt. Anschließend daran erklimmen wir ein Zwischengebirge, den Schiener Berg, in dessen Mitte die uralte Kirche von Schienen liegt. Der Vormittag rundet sich mit der Fahrt über Öhningen nach Stein a. Rh. ab. Am Nachmittag fahren wir gegenüber von Stein die ehemalige Klosterkirche von Wagenhussen an, fahren dann ins Hinterland nach Oberstammheim, wo uns berühmte Fresken in der St.-Gallus-Kirche erwarten. Das Besuchsprogramm schließt in Schloß Randegg.

Samstag, 7. Oktober 1989

Ellwangen und sein Dreiklang

Führung: Oberstudiendirektor Dr. Pfeifer

Abfahrt: 7.30 Uhr, Rathgeberplatz

Teilnehmerkosten: DM 40,-

Als erstes Benediktinerkloster im heutigen Württemberg zählte Ellwangen im 9. Jh. zu den zahlenmäßig größten Reichsabteien. Die Stadtanlage entwickelte sich ringförmig um das Kloster, die radial auf die Klosterkirche ausgerichteten Straßen geben Ellwangen ein einzigartiges Gepräge. Die spätromanische ehemalige Stiftskirche, der bedeutendste romanische Gewölbebau Schwabens, ist Mittelpunkt und Wahrzeichen der ehemaligen Fürstenresidenz, deren großen Reiz wir nach der Besichtigung der Basilika in einem beschaulichen Stadtrundgang erleben werden mit der Vielzahl barocker Bauten um den Marktplatz, den Stiftsherrenhäusern, dem Stiftsrathaus, dem ehemaligen Jesuitenkolleg und seiner Jesuitenkirche, heute evangelische Stadtkirche.

Nach der Mittagspause besuchen wir das über der Stadt gelegene ehemalige Residenzschloß der Fürstpropste, zu Beginn des 17. Jh. anstelle einer mittelalterlichen Burg errichtet und Anfang 18. Jh. im Innern neu gestaltet. Den Abschluß des Besucherprogramms bildet die Wallfahrts-

kirche auf dem Schönenberg von Michael und Christian Thumb (erstmalig Vorarlberger Münsterbau-Schema) mit dem dazugehörigen Seminargebäude nach Entwürfen von Balthasar Neumann.

Dienstag, 21. November 1989

Mitgliederzusammenkunft

mit Filmvorführung, Übergabe des Amts des Vertrauensmannes

Haus des Handwerks, 19.30 Uhr, im «Zunftskeller»

Vertrauensmann: Oberbaudirektor i. R. Heinrich Röhm

Telefon: Frau Erna Kobler (0 71 31) 7 12 46 und Ruth

Schick (0 71 31) 8 32 01

KIRCHHEIM/TECK

Samstag, 29. April

Schloß Bruchsal und Kernkraftwerk Philippsburg

Samstag, 27. Mai

Heiligkreuztal, Hohmichele,

Bad Buchau/Federsee

Sonntag, 25. Juni

Ellwangen, Weitingen

Führung: Harald Schukraft

Samstag, 2. September, nachmittags

Markgröningen

Führung: Werner Feil

Vertrauensmann: Forstdirektor i. R. Gerhard Haug,

Telefon (0 70 21) 5 39 60

LEONBERG

Sonntag, 21. Mai

Fahrt an den unteren Neckar

Unsere Stationen: Bad Wimpfen (Oberstadt und Stiftskirche im Tal), Burg Guttenberg (Holzmuseum, Falknerei), Gundelsheim (Stadtrundgang), Deutschordensschloß Horneck (Siebenbürgisches Museum).

Führung: Werner Schultheiß und örtliche Führer

Abfahrt: 8.00 Uhr Leonberg, Seegarten

Teilnehmergebühr: 29,- DM, Jugendliche 8,- DM.

Samstag/Sonntag, 24./25. Juni

Wir besuchen unsere französischen Freunde in **Belfort zum «Tag von Leonberg»**. Wir sind eingeladen zur 200-Jahr-Feier der Französischen Revolution.

Samstag, 22. Juli

Nachmittagswanderung durch das Glemstal zur Zechesmühle in Ditzingen. Mühlenbesichtigung und kleine Hocketse. Treffpunkt 14.00 Uhr Ecke Feuerbacher/Strohgäustraße. Rückfahrt mit der S-Bahn, keine Teilnehmergebühr.

Sonntag, 27. August

Fahrt auf die Ostalb

Wir besuchen das Erzbergwerk in Aalen-Wasseralfingen, das freigelegte Römerbad in Heidenheim, das Kutschenmuseum im Schloß Hellenstein und wollen zum Abschluß noch eine kleine Wanderung durch das Wental und das Felsenmeer bei Bartholomä machen.

Führung: Werner Schultheiss und örtliche Führer

Abfahrt: 7.30 Uhr Leonberg, Seegarten

Teilnehmergebühr: DM 32,-, Jugendliche DM 8,-

Samstag/Sonntag, 16./17. September

Zweitagesfahrt in den südlichen Schwarzwald

Wir besuchen Freiburg mit Stadt- und Münsterführung, wandern auf dem Schauinsland, treffen uns am Sonntagfrüh mit Herrn Dr. Irtenkauf zu einer kleinen Wanderung in die Wutachschlucht und lassen uns von ihm dann noch Donaueschingen zeigen.

Leitung: Werner Schultheiss

Führung: Dr. Irtenkauf und örtliche Führer

Kosten für Fahrt, Übernachten und Führungen ca. 130,- DM

Sonntag, 15. Oktober

Besuch der Staatsgalerie in Stuttgart

Führung Michael Geist, Eltingen. Anschließend gemeinsames Mittagessen und Stadtbummel, teilweise mit der Straßenbahn, in Stuttgart.

Treffpunkt: 9.30 Uhr Bahnhof Leonberg

Teilnehmergebühr 5,- DM, Jugendliche 2,- DM

Samstag, 18. November

Treffpunkt Stadthalle

Auch in diesem Jahr wollen wir unser Jahresprogramm beschließen mit einem Treffen in der Stadthalle. Wir wollen wieder über vergangene und künftige Veranstaltungen sprechen sowie einige Filme und Dias ansehen. Beginn 18 Uhr, die Räume sind wieder bewirtschaftet.

Vertrauensmann: Dipl.-Ing. Werner Schultheiß, Tel. (0 71 52) 2 73 96.

NÜRTINGEN

Samstag/Sonntag, 6./7. Mai. VHS-Fahrt: Manfred Hartmann: «Württemberg jenseits des Rheins».

Montag, 8. Mai. VHS-Vortrag: Joachim Scherrieble: «Das andere Gesicht des Krieges – Feldpostbriefe 1940–1944». 20 Uhr, Hölderlinhaus

Samstag, 3. Juni. Stadtführung: Hans Binder, 14 Uhr, Rathaus.

Montag, 5. Juni. Monatsversammlung. 19.30 Uhr, Stadthalle, Wandelgang.

Donnerstag, 8. Juni. VHS-Vortrag: Christa Gallasch: «Georg Kerner – Revolutionär und Armenarzt». 20 Uhr, MPG, Musikpavillon.

Samstag, 10. Juni. Führung am Heidengraben: Olaf Jung, 10 Uhr, Parkplatz Baßgeige bei Erkenbrechtsweiler.

Samstag, 17. Juni. Stadtführung (Schwäbischer Albverein): Hans Binder, 14 Uhr, Rathaus.

Samstag, 25. Juni: «Landeskundliche Fahrt auf die Südwestalb»: Hans Binder, 7 Uhr, Omnibusbahnhof.

Montag, 3. Juli. Monatsversammlung. 19.30 Uhr, Stadthalle, Wandelgang.

Dienstag bis Sonntag, 4. bis 9. Juli, VHS-Fahrt «Paris im Zeichen des Ausbruchs der Französischen Revolution vor 200 Jahren»: Manfred Hartmann.

Sonntag, 9. Juli. Führung «Auf den Spuren der Kelten» (Schwäbischer Albverein): Olaf Jung, 14 Uhr, Parkplatz am Trimm-Dich-Pfad, Roßdorf

Sonntag, 23. Juli. Führung «Römervilla in den Seelen» (Schwäbischer Albverein): Olaf Jung, 14 Uhr, Seelen, Kinderferienprogramm

Ausgrabung eines keltischen Grabhügelfeldes beim Burrenhof zwischen Grabenstetten und Erkenbrechtsweiler. 10.–21. Juli, 24. Juli – 4. August, 7.–18. August.

Ausgrabung der römischen Villa rustica in den Seelen, 10.–21. Juli, 24. Juli – 4. August, 7.–18. August.

5. September. «Heimattage Baden-Württemberg 1989»: Eröffnung der Ausstellung «Ausgrabung einer Römervilla in Nürtingen», 18 Uhr, Fachhochschule, Neckarsteige 10.

Montag, 18. September. Monatsversammlung.

19.30 Uhr, Stadthalle, Teezimmer

Montag, 23. Oktober. Monatsversammlung.

19.30 Uhr, Stadthalle, Teezimmer

Montag, 15. November. Monatsversammlung.

19.30 Uhr, Stadthalle, Teezimmer

Montag, 4. Dezember. Monatsversammlung.

19.30 Uhr, Stadthalle, Wandelgang

Vertrauensmann: Hans Binder, Tel. (0 70 22) 3 42 43

ULM

Sonntag, 28. Mai 1989

Fossilien und römische Bauten

Holzmaden und Köngen

Sonntag, 30. Juli 1989

Pfrunger Ried und Barock in Oberschwaben

Sonntag, 27. August 1989

Synagoge Ichenhausen und Reichsabtei Roggenburg

Abfahrt jeweils 7.45 Uhr vor Sparkasse Ulm (Neue Straße)
Teilnehmergebühr 35,- DM

Führungen: Dr. Paul Groschopf, Geologie, Horst Gaiser, Kunstgeschichte, Lothar Zier, Pfrunger Ried, Karl Reutter, Siedlung und Landschaft.

Vertrauensmann: Architekt Karl Reutter, Tel. (07 31) 8 13 00

Mitgliederwerbung 1988

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben. 1988 haben unseren Verein folgende Personen durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

Acht Mitglieder warb:

Helmut Erkert, Backnang

Vier Mitglieder warben:

Willi Lutz, Heilbronn, Sibylle und Dr. Wilfried Setzler

Drei Mitglieder warben:

Hans Binder, Nürtingen, Martin Blümcke, Pfullingen, Ruth Meyding, Stuttgart 1, Raimund Waibel, Tübingen

Zwei Mitglieder warben:

Jürgen Brucklacher, Tübingen, Dr. Richard Espenschied, Isny, Ilse Günther, Stuttgart 75, Karl Koppert, Nürtingen, Ursula Schimpf, Tübingen, Dr. Benigna Schönhagen, Tübingen, Paul Schuldt, Steinenbronn, Gisela und Peter Stock, Stuttgart 80, Klaus Vogel, Rottenburg

Ein Mitglied warb:

Siegfried Albert, Tübingen, Dr. Aldinger, Neu-Ulm, Klaus Berger, Sindelfingen, Herr Bilger, Leonberg, Dr. Block, Althütte, Dr. Burger, Tübingen, Christine Dietz, Lore Dürr, Ulm, Magda Elgner, Stuttgart, Albrecht Esche, Ofterdingen, Marianne Esslinger, Heilbronn, Brunhilde Feldengut, Kirchheim, Gertrud Fenchel, Korntal-Münchingen, Lore Frey, Leonberg, Doris Gaier, Kirchheim, Gisela Garth, Stuttgart 60, Ruth Gebhardt, Stuttgart 1, Dr. Gisela Gebhardt, Stuttgart 1, Erika Goll, Tuttingen, Klaus Haas, Stuttgart 70, Elisabeth Häberle, Stuttgart 75, Ger-

hard Haug, Kirchheim-Nabern, Willi Hermann, Nürtingen, Anne-Liese Heyer, Kornwestheim, Dr. Wolfgang Irttenkauf, Löffingen, Karl Kempf, Nagold, Helmut Kettner, Reutlingen, Klaus Krafft, Leonberg, Dr. Uwe Kraus, Scheer, Frau Kreh, Untergruppenbach, Ursula Kupke, Böblingen, Viktor Kurz, Esslingen, Herr Läßle, Ditzingen, Reni Liebhardt, Ulm-Grimmelfingen, Dr. Hans Lorenser, Ulm, Dr. Max Flad, Leinfelden, Renate Müller, Stuttgart 1, Emmy Nagel, Kirchheim/Teck, Siegmund Neumann, Martha Nissler, Böblingen, Fritz Oechßler, Stuttgart 1, Jörg Olszewsky, Plochingen, Dr. Rainer Hüssendörfer, Stuttgart 1, Dr. Oswald Rathfelder, Stuttgart 50, Dr. Max Rehm, Nürtingen, Erika Reinhardt, Filderstadt, Karl Reutter, Ulm, Hans-Georg Rimmele, Saulgau, Dr. Susanne Ritter, Leinfelden, Albert Rothmund, Schwäbisch Hall, Dr. Sauerbeck, Stuttgart, Dr. Hans Scheerer, Schorndorf, Ruth Schicke, Heilbronn, Dr. Hilda Schreiber, Stuttgart 1, Werner Schultheiss, Leonberg, Ruth Schumacher, Untergruppenbach, Otto Schütz, Leinfelden, Hans Schwenk, Nürtingen, Walter Selig, Leonberg, Berta Siegel, Fellbach, Elsbeth Stutz, München, Frau Tautphoeus, Fellbach, A. Theurer, Waiblingen, Renate Vogt, Tübingen, Eugen Wahl, Nürtingen-Reudern, Dr. Manfred Warth, Remseck 1, Lieselotte Witt, Leonberg, Paul und Gerda Wölpert, Stuttgart 1.

Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben, wurden auch in diesem Jahr wieder die ausgesetzten Preise verlost: 75 Bücher und Kalender. Die glücklichen Gewinner haben ihre Preise inzwischen erhalten.

Wir bitten, auch im neuen Jahr für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND zu werben. Auf Anforderung verschicken wir gerne Probe-Exemplare der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.

Zwangslösungen zur Müllentsorgung möglich

(STZ) Eine bessere Kontrolle der Entsorgung und des Transports von Abfall soll das neue Landesabfallgesetz ermöglichen, dessen Entwurf die baden-württembergische Landesregierung jetzt verabschiedet hat. Nach Darstellung von Umweltminister Erwin Vetter setzt die Regierung mit diesem Entwurf auf einen «Wettbewerb um die beste Lösung». Er eröffnet aber auch die Möglichkeit zu staatlichen Zwangslösungen in Fällen, in denen Kommunen sich der Abfallentsorgung nicht gewachsen zeigen.

Die Errichtung von Deponien und Verbrennungsanlagen für Hausmüll soll auch weiterhin Aufgabe der Stadtkreise und Gemeinden bleiben. Umweltminister Vetter räumte bei der Vorstellung des Gesetzentwurfs vor der Presse in Stuttgart auch ein, die Kreise hätten inzwischen die Dringlichkeit dieser Aufgabe erkannt. Wenn sich aber die kommunalen Gremien nicht zu Entscheidungen durchringen könnten, sagte Vetter, «müssen wir Zwangslösungen prüfen». Ein solches Zwangsmittel könnte beispielsweise die Auflage zur Bildung von Abfallverbänden sein. Die Stadt- und Landkreise bleiben auch künftig als Träger der Abfallentsorgung für die Entsorgung der in ihrem Gebiet anfallenden Abfälle zuständig. Jedoch können die Kreise den Gemeinden auf Antrag eine Reihe von Aufgaben ganz oder teilweise übertragen, beispielsweise die Entsorgung von pflanzlichen Abfällen, von Klärschlamm oder Bauschutt, soweit diese nicht durch Schadstoffe verunreinigt sind. Allerdings will die Landesregierung sicherstellen, daß die kommunale Aufgabe Abfallwirtschaft in Zukunft nur noch «mit größter Professionalität» betrieben wird. Jeder Kreis muß deshalb ein Abfallwirtschaftskonzept vorlegen, in dem lückenlos die Vor-

stellungen über die Vermeidung, Verwertung und Versorgung von Hausmüll dargestellt werden. Damit wird auch angestrebt, den Müllexport einzuschränken oder ganz abzustellen. Die Ausfuhr von Hausmüll aus Baden-Württemberg, vor allem nach Frankreich, hat einen Umfang von 300 000 Tonnen im Jahr erreicht.

Vorrangiges Ziel der Landesregierung ist die weitgehende Vermeidung und die stärkere Verwertung von Müll. Den Stadt- und Landkreisen wird deshalb die Möglichkeit eröffnet, ihre Abfallgebühren «vermeidungsorientiert» zu staffeln, das heißt, daß sie die Gebühren nach dem Gewicht des tatsächlich anfallenden Mülls ausrichten können. Jährlich soll eine Abfallbilanz erstellt werden, in der die Zielvorstellungen und die Erfolge bei der Vermeidung und Verwertung von Abfall dokumentiert werden sollen. Der angestrebte «Vermeidungseffekt» wird nicht zuletzt über den Geldbeutel der Müllproduzenten angestrebt. Nach den Vorstellungen der Landesregierung sollen in die Gebührenkalkulation künftig alle Kosten der «Gesamteinrichtung Abfallentsorgung» einbezogen werden, einschließlich der Aufwendungen für stillgelegte Anlagen wie die Bildung von Rücklagen für vorhersehbare Nachsorgekosten. Minister Vetter ließ keinen Zweifel daran, daß dies zu einer Erhöhung der Abfallgebühren führen wird.

Für Sonderabfälle sollen nach dem neuen Gesetz grundsätzlich die «Abfallbesitzer» verantwortlich bleiben. Allerdings soll das Land die Möglichkeit erhalten, diesen eine «Andienungspflicht» für Sonderabfälle aufzuerlegen. Sie könnten auf diese Weise verpflichtet werden, bestimmte Sonderabfälle nur über Einrichtungen zu entsorgen, deren Träger vom Land bestimmt werden. Der Entwurf der Landesregierung für ein neues Abfallgesetz geht jetzt in die Anhörung. Minister Vetter rechnet damit, daß das Gesetz noch im

Laufe dieses Jahres verabschiedet wird.

SPD und Grüne im Landtag sehen ihre Forderungen für das Landesabfallgesetz in dem vorgelegten Regierungsentwurf teilweise verwirklicht. Der SPD-Abgeordnete Ulrich Brinkmann erklärte, der «große Wurf» scheine nicht gelungen zu sein, «aber wir werden darüber intensiv sprechen können». Der Fraktionsberater der Grünen Andreas Bernstorff äußerte «Genugtuung» darüber, daß eine Reihe von alten Forderungen der Grünen «stillschweigend übernommen worden sind».

Zehn Prozent des Landes als Naturschutzgebiete?

(lsw) Eine Ausweitung der Naturschutzgebiete auf mindestens zehn Prozent der Landesfläche hat die baden-württembergische SPD-Landtagsfraktion gefordert. Walter Caroli, der Fraktionssprecher für Natur- und Landschaftsschutz, stellte am 14. März in Stuttgart einen entsprechenden Fraktionsantrag vor.

Caroli warf der Landesregierung vor, beim Kampf gegen Zersiedelung, Artenschwund und Naturzerstörung nur die «Ankündigung eines Konzeptes» zu bieten. Es sei nun höchste Zeit, von den Ankündigungen wegzukommen und endlich konkrete Taten folgen zu lassen, heißt es in der SPD-Mitteilung.

Schwerpunkt der SPD-Initiative werde die systematische Forschung und eine möglichst umfassende Bestandsaufnahme der wildlebenden Tier- und Pflanzenarten sein, erläuterte Caroli. In dem Programm wird weiter gefordert, die Flurbereinigung an den Zielen von Natur- und Artenschutz neu zu orientieren sowie ein ökologisch orientiertes Bodenschutzprogramm zu verwirklichen. Die Landwirtschaft müsse ebenfalls mit ihrer Produktionsweise dem Naturschutz Rechnung tragen.

Besucherlenkung in Schutzgebieten

(STZ) In besonders beliebten Naturschutzgebieten müssen die Besucherströme in Zukunft noch gezielter gelenkt werden, um eine Überbeanspruchung der Landschaft zu verhindern. Reservate für seltene Tiere und Pflanzen könnten so erhalten bleiben, ohne daß die Besucher ganz aus den Schutzgebieten verbannt würden. Betretungsverbote seien allerdings in besonders bedrohten Bereichen unumgänglich. Diese Ansicht vertraten staatliche und private Naturschutzfachleute, Landschaftspfleger und Landschaftsarchitekten im Naturschutzzentrum Bad Wurzach bei einer Tagung der Akademie für Natur- und Umweltschutz beim baden-württembergischen Umweltministerium, bei der es um Möglichkeiten der Besucherlenkung in Naturschutzgebieten ging. Am Beispiel mehrerer Schutzgebiete in Baden-Württemberg und Bayern diskutierten die Fachleute dabei unterschiedliche Wege, die Belastungen der oft hochempfindlichen Landschaft durch Besucher zu beschränken. Einhellig wandten sie sich jedoch dagegen, Naturschutzgebiete ganz für die Öffentlichkeit zu sperren und Besucher als bloße «Störenfriede» zu betrachten. «Nur wer die Natur kennt», argumentierten sie, «kann sie auch schützen.» Allerdings lasse sich die Natur nicht nur in Schutzgebieten, sondern «auch am Wegesrand» entdecken. Bewährte Maßnahmen zur Besucherlenkung schilderte Michael Haug von der Verwaltung des Nationalparks Bayerischer Wald, in dem jedes Jahr mehr als eine Million Menschen gezählt werden. Dort setzt man einerseits auf Angebote und Aufklärung, andererseits aber auch auf Erschwernisse und Kontrollen. Mit «künstlichen Attraktionen» (Haug) wie einem Freilichtmuseum oder einem Felsklettergarten werde etwa versucht, Ausflügler von den hochempfindlichen Höhenlagen fernzuhalten. «Ein wesentlicher Teil der Belastungen läßt sich auf diese Weise in die Randgebiete verlagern», sagte der Landschaftspfleger, der im Nationalpark für die Besuchereinrichtungen

zuständig ist. Er warnte jedoch vor einem «Rückkopplungseffekt»: Je attraktiver die Angebote seien, desto mehr Touristen lockten sie an. So habe sich die Zahl der Besucher seit der Gründung des Nationalparks vor zwanzig Jahren etwa verzehnfacht. Haug bezeichnete die Besucherlenkung als eine «Daueraufgabe», da die Ausflügler immer wieder in neue, noch unberührte Gebiete vordrängen. Dort gefährdeten sie insbesondere wenig anpassungsfähige Tierarten wie Auerhühner oder Fischotter, die sehr empfindlich auf Störungen reagierten. Dagegen könnten sich Füchse und Marder, die sogar Abfälle fressen, weiter ausbreiten. Als Beispiele für Biotope, die durch Besucher besonders beeinträchtigt würden, nannte Haug Moore und Feuchtgebiete, Uferbereiche und die Gipelpartien. Für das Eriskircher Ried bei Friedrichshafen stellte Elke Thielcke-Resch vom Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) ein Konzept vor, wie der «Besucherdruck» zu mindern wäre. «Wenn das nicht gelingt», unterstrich sie, «kann das Ried nicht in seiner Vielfalt erhalten werden.» Im vergangenen Jahr habe die Zahl der Ausflügler noch einmal stark auf etwa 250 000 zugenommen; die meisten von ihnen kämen ausgerechnet im Mai, wenn viele Vögel brüten. Bei einer Befragung hätten sich die Besucher zwar «erstaunlich offen gegenüber dem Naturschutzgedanken gezeigt», berichtete Frau Thielcke-Resch. In der Praxis gebe es aber «eine große Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln». In ihrem Konzept plädierte die angehende Landschaftspflegerin – sie schreibt über das Ried ihre Diplomarbeit – unter anderem für ein Informationszentrum am Rand des Gebiets und zwei Aussichtsplattformen. Der Hauptwanderweg, zugleich Teil des Bodenseerundweges, solle für Radfahrer ebenso gesperrt werden wie die zahlreichen «Trampelpfade» für Fußgänger. Dabei reiche ein knapp kniehohes Drahtzaun vollkommen aus, weil sich die Besucher gegenseitig kontrollierten.

Große Erfahrungen hat der Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz in Frei-

burg, Gerhard Fuchs, mit Absperrungen am Feldberg gemacht. Von den zwei Millionen Ausflüglern, die jedes Jahr auf den höchsten Schwarzwaldgipfel kämen, hielten sich etwa 95 Prozent daran. Laut Fuchs soll es in dem ältesten und größten Naturschutzgebiet des Landes in Zukunft nur noch zwei Rundwanderwege von unterschiedlicher Länge geben. Alle anderen Wege wolle man «sehr vorsichtig und bedächtig» sperren, «weil hier sonst über Nacht alles niedergewalzt wird». Ferner ist am Feldberg ein Besucherzentrum sowie – landesweit erstmals – der Einsatz eines hauptamtlichen Aufsehers geplant, der von Hilfskräften unterstützt werden soll.

«Restmüllheizkraftwerk nicht nach Böblingen!»

(LNV) Der Landesnaturschutzverband hat in einer weiteren Stellungnahme zum Bau eines Restmüllheizkraftwerkes im Landkreis Böblingen seine Bedenken gegen die bisherigen Planungen bekräftigt. Die bisher vom Landkreis Böblingen vorgegebenen sechs Standorte der «engeren Wahl» liegen alle im Waldgürtel um Böblingen. Nach Auffassung des Landesnaturschutzverbandes ist keiner dieser Standorte ökologisch auch nur annähernd vertretbar. Alle sechs, den Gutachtern vorgegebenen Standorte liegen innerhalb zusammenhängender naturnaher Landschaftsbereiche. Die bisher vorliegende Umweltverträglichkeitsprüfung weist bezüglich der Gewichtung und der Grundlagenerhebung insbesondere bei den Belangen des Natur- und Umweltschutzes entscheidende Mängel auf. Die technischen Risiken und die Emissionsbelastung des geplanten Restmüllheizkraftwerkes sind nach wie vor nicht zu verantworten.

Der Landesnaturschutzverband fordert vor einer endgültigen Entscheidung ein Gutachten, das alle Möglichkeiten der Müllvermeidung, Müllverwertung und Müllbeseitigung abwägt. Darin müssen alle Varianten untersucht und auch die längerfristigen Perspektiven in Ansatz gebracht werden.

Naturschutzausgleich auch für Militäranlagen

(Ibn) Bei schwerwiegenden Eingriffen in die Natur ist auch der Bund von Ausgleichszahlungen nicht ausgenommen. Entsprechende Vorschriften des Landesrechts verpflichten nicht nur private Gesellschaften, Länder und Gemeinden, entschied der 4. Senat des Bundesverwaltungsgerichts (BVerwG) in Berlin (AZ: BVerwG 4 C 15.87).

Anstoß des Rechtsstreits in dem vorliegenden Fall war der Bau einer militärischen Anlage in einer unberührten Landschaft bei Albstadt im Zollernalbkreis. Durch die Errichtung eines 40 Meter hohen Turms und weiterer Betriebsgebäude im Jahr 1984 waren irreparable Schäden an der Natur entstanden. Da das Verteidigungsministerium die Anlage an dieser Stelle für erforderlich hielt, hatte das Land keine Möglichkeit, dem Bau zu widersprechen. Nach dem Landesnaturschutzgesetz kann Baden-Württemberg aber eine Ausgleichsabgabe für den Eingriff in die Natur verlangen, die es auf 50 000 Mark festsetzte. Die Vorinstanzen reduzierten diese Forderung bis auf 3000 Mark, gaben dem Land im Grundsatz aber Recht.

In der mündlichen Revisionsverhandlung vertrat der Bevollmächtigte des Bundes die Auffassung, daß aus verfassungsrechtlichen Gesichtspunkten keine solchen Forderungen des Landes an den Bund zulässig seien. Außerdem sei der Bund nach dem Bundesnaturschutzgesetz als «eingreifende Behörde» von solchen Zahlungen ausgenommen.

Demgegenüber argumentierte der Vertreter des Landes, daß der Gesetzgeber Behörden nicht grundsätzlich von Ausgleichszahlungen freigestellt habe. Aus der Entstehungsgeschichte des Gesetzes leitete er ab, daß der Bund von diesen Pflichten nicht ausgenommen sei. Verfassungsrechtlich ginge es nicht an, daß der Bund gewisse Kompetenzen auf die Länder übertrage, aber andererseits von den Folgen von vornherein ausgeschlossen bleibe. Das Bundesverwaltungsgericht folgte jetzt im wesentlichen der Argumentation des Landes und wies die Revision zurück.

Verein erhält die Synagoge von Oberdorf

(STZ) Ein Trägerverein zur Restaurierung der Oberdorfer Synagoge wurde im Ostalbkreis gegründet. Zum Vorsitzenden wurde Landrat Diethelm Winter gewählt, seine Stellvertreter sind der Bopfinger Bürgermeister Erich Göttlicher und der Verleger Konrad A. Theiss. Derzeit dient die 1812 erbaute Synagoge noch als Lagerraum für einen Installationsbetrieb. Der Trägerverein will das Gebäude erwerben, für 870 000 Mark renovieren und als Mahnmal und Begegnungsstätte der Öffentlichkeit wieder zugänglich machen.

Die Oberdorfer Synagoge gehört zu den ganz wenigen im Lande, in denen auch nach dem Judenpogrom vom November 1938 noch jüdische Gottesdienste stattgefunden haben. Die örtliche SA-Führung hatte sich am 9. November geweigert, die Synagoge zu zerstören. Als auswärtige SA-Leute in der darauffolgenden Nacht in die Synagoge eindrangen und einen Brand legten, verständigten Nachbarn die Mitglieder der jüdischen Gemeinde und löschten gemeinsam das Feuer, die Thora-Rollen wurden gerettet. Eine jüdische Gemeinde aber gibt es freilich auch in Oberdorf nicht mehr, obwohl im 19. Jahrhundert 40 Prozent der Einwohner jüdischen Glaubens waren. Wie viele von den 230 Juden, die 1933 zum Rabbinat Oberdorf gehörten, von den Nazis ermordet wurden, ist nicht bekannt. Die Synagoge diente, als es keine Juden in Oberdorf mehr gab, zunächst als Turnhalle, dann als Kriegsgefangenenlager. Von 1950 bis 1969 benutzte die katholische Kirchengemeinde die ehemalige Synagoge als Gotteshaus. Nachdem die Katholiken eine neue Kirche gebaut hatten, wurde die Synagoge verkauft und zur Lagerhalle umfunktioniert. Der verstorbene Verleger Konrad Theiss war der erste, der eine Initiative anregte, diesen Zustand zu ändern. Mit der Gründung des Trägervereins sind jetzt die Voraussetzungen gegeben, das Gebäude würdig zu nutzen. Es wird angestrebt, die Restaurierung bis zum Herbst 1990 abzuschließen.

Römerbau in Heidenheim gibt weiter Rätsel auf

(Isw) Die Ausgrabung eines römischen Monumentalbauwerks in der Heidenheimer Innenstadt gibt den Wissenschaftlern noch immer viele Fragen auf. Die Funktion dieses bereits vor Jahren als «Römerbad» bezeichneten Bauwerkes sei bislang unbekannt, sagten Experten des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Denkbar sei, daß ein Praetorium (Sitz des Provinzstatthalters), Teile eines Forums oder ein mit Verwaltungszwecken in Zusammenhang stehendes Gebäude ausgegraben worden seien.

Die Ausgrabungen in Zusammenhang mit Neubaumaßnahmen der Deutschen Bundespost waren 1981 zunächst als Thermenanlage gedeutet worden. Dafür sprach die Beheizbarkeit aller bis dahin ausgegrabenen Räume sowie die Größenordnung der Anlage. Diese These ist nach Ansicht des Landesdenkmalamtes jedoch widerlegt, weil bei neueren Grabungen festgestellt wurde, daß die Heizvorrichtungen völlig ungeeignet für den Betrieb von Warm- oder gar Schwitzbaderäumen seien. Auch spreche die Anordnung der Räume sowie das Fehlen von Wasserableitungen oder Entsorgungskanälen gegen eine Nutzung als Badeanlage.

Das nach den Ausgrabungen eingerichtete «Museum im Römerbad» soll dennoch seinen Namen zunächst beibehalten. Diesen Namen halten die Fachleute für durchaus vertretbar, weil auch Mauerzüge eines gesichert als Bad geltenden Baues gefunden wurden. Lediglich einige Beschriftungen und Erläuterungen in der Ausstellung sollen aktualisiert oder revidiert werden.

Die Baubefunde werden derzeit von der Archäologischen Denkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg wissenschaftlich ausgewertet und interpretiert. Bei den Ausgrabungen ist nach Meinung der Archäologen zweifellos ein Bauwerk von außergewöhnlicher Ausdehnung und Ausstattung angeschnitten worden, das im südwestdeutschen Raum einzigartig ist.

Zwei Türme zeugen von der Ilsfelder Dorfmauer

(HS) Der Initiative der Gemeinde, des Heimatvereins und eines privaten Eigentümers ist es zu verdanken, daß zwei Gebäude aus dem übriggebliebenen kleinen Rest der mittelalterlichen Bausubstanz der Schozachalgemeinde Ilsfeld in jüngster Zeit gründlich renoviert wurden. Bei den beiden Baudenkmalen handelt es sich um Zeugen der im Spätmittelalter errichteten Dorfbefestigung, die die Bürgerschaft von Ilsfeld und den umliegenden Weilern in Kriegs- und Notzeiten schützte. Es sind dies die beiden Ecktürme im Osten des Dorfes: der kleine viereckige Bollwerksturm an der Südostecke, der im Besitz der Gemeinde ist, und der große runde Bollwerksturm im Nordosten der einstmaligen Wehrmauer, der sich im Privatbesitz befindet und seit 1919 auch bewohnt ist.

Daß die ehemals an mittelalterlicher Bausubstanz reiche Gemeinde Ilsfeld heute fast keine Zeugen aus jener Zeit mehr aufweisen kann, hat zwei Ursachen: Einmal wurde das Schozachtal im Dreißigjährigen Krieg und auch danach recht oft von Überfällen und Kriegen heimgesucht, zum anderen ging der noch kläglich erhaltene Rest zum großen Teil beim Ilsfelder «Großen Brand» im Jahre 1904 und in den letzten Kriegstagen 1945 verloren. Der vor einigen Jahren gegründete Heimatverein setzt sich daher für den Erhalt der noch vorhandenen alten Bausubstanz ein und ist bemüht, zusammen mit dem Landesdenkmalamt, der Gemeindeverwaltung und privaten Eigentümern die wenigen noch vorhandenen Baudenkmale durch Renovierungsmaßnahmen für die Nachwelt zu sichern.

Die beiden jetzt renovierten Ecktürme sind Teile der ehemaligen Dorfbefestigung, die einstmals durch die Wehrkirche und die Dorfmauer, die einander ergänzten, geprägt wurde. Die Dorfmauer, entstanden wohl um 1500, zeigte die Form eines unregelmäßigen Trapezes. Sie war genau 1062 Meter lang, vier Meter hoch und zwischen 80 und 90 Zentimeter stark. Sie besaß außerdem eine Bestückung von zehn Türmen (Boll-

werken). Je vier davon befanden sich an der Nord- und an der Südseite der Dorfmauer und zwei in der Mitte der beiden Schmalseiten im Westen und Osten. Die beiden östlichen Ecktürme und kleine Reste der Dorfmauer überstanden Kriege, Brand und Zerstörung.

Schutz für den Bodenseehag

(STN) Die weithin sichtbare, landschaftsprägende Baumkulisse des Meersburger Bodenseeufer mit den mächtigen Silberweiden, Schwarzpappeln und Eichen bezeichnet man weitläufig als Seehag. Eben dieser Seehag ist als Standort von seltenen, mittlerweile bedrohten Pflanzen und Tieren genauso von außerordentlicher ökologischer Bedeutung wie der Tunauer Strand bei Kressbronn, heißt es im Friedrichshafener Landratsamt des Bodenseekreises.

Flächenhafte Erosion im Uferbereich hat zur extremen Schädigung dieses Lebensraumes geführt, ist das Urteil der Spezialisten. Durch den Materialabtrag der Wellen werden sogar Gehölzwurzeln freigespült, Bäume sterben ab und stürzen um. Zur Zeit wird der Seehag vom westlichen Ortsende Hagnaus bis hin zum Yachthafen Meersburg-Halttau saniert. Mit Methoden des naturnahen Wasserbaus versuchen die Arbeiter, den ursprünglichen Uferzustand wieder herzustellen. Kies- und Wackermaterial schützen vor neuen Erosionen, neue Pflanzungen sollen Lücken auffüllen. Auch eine Birnbaumallee entlang des Meersburger Uferweges wird ergänzt.

Wie das Friedrichshafener Landratsamt mitteilt, werden sämtliche Arbeiten mit größtmöglicher Schonung des Ufers und der vorhandenen Vegetation ausgeführt. So wird in Flachwasserzonen das benötigte Material mit Maschinen mit geringem Bodendruck verteilt. Ziel der Sanierung ist es, den Seehag sowohl als ökologisch wertvollen Lebensraum als auch als Bestandteil einer reizvollen Urlaubslandschaft am Bodenseeufer langfristig zu sichern.

Späth: Am Schloßplatz ein Archäologiemuseum

(STN) Ministerpräsident Lothar Späth will im Kunstgebäude am Stuttgarter Schloßplatz ein Archäologiemuseum einrichten und den seit 1827 bestehenden Württembergischen Kunstverein von dort in einen Neubau neben die Staatsgalerie an die sogenannte «Kulturmeile» umsiedeln. Gerhard Lang, Kunstvereins-Chef und Erster Bürgermeister in Stuttgart, hält diesen Plan für «nicht akzeptabel», weil er das gewachsene Stadtbild Stuttgarts zerstöre.

Ein Rathaus für das Freilichtmuseum Beuren

(STZ) Das Beurener Freilichtmuseum bekommt ein Rathaus. Der Kultur- und Schulausschuß des Esslinger Kreistags hat beschlossen, das Rathaus von Waldorfhäslach im Kreis Tübingen, das im späten 18. Jahrhundert in Häslach erbaut wurde, nach Beuren umzusetzen. Das 1905 umgebaute Rathaus muß den Sanierungsplänen Waldorfhäslachs weichen. Deshalb hat die Gemeinde im Kreis Esslingen angefragt, ob in Beuren nicht ein Plätzchen für das Rathaus zu finden wäre. Der Haushistoriker Johannes Gromer war allerdings nicht begeistert, als er im Auftrag des Kreises das Gebäude besichtigte. «Nicht sonderlich hoch» schätzt der Fachmann den baugeschichtlichen Wert des Rathauses ein. Dennoch hat der Kulturausschuß für die Umsetzung des Hauses ins Museum gestimmt und folgte damit dem Rat der Landesstelle für Museumsbetreuung in Tübingen. Die Berater hatten darauf hingewiesen, daß es wohl in absehbarer Zeit kaum mehr die Chance geben werde, ein Rathaus für das Freilichtmuseum zu ergattern. In dem Waldorfhäslacher Rathaus findet sich im übrigen eine Arrestzelle im alten Stil und ein Ratssaal, in dem seit 1878 die Geschicke der Gemeinde gelenkt wurden.

Hausschwamm zerstört Schloß Aulendorf

(HT) Schimmel verfärbt kostbare Tapisserien, Kondenswasser greift Decken, Wände und Stuck an. Im ganzen Schloß Aulendorf modert es. Schlimmer noch wirkt sich aber der nur an wenigen Stellen sichtbare Hausschwamm aus, der sich in der ehemaligen Residenz der Grafen von Königsegg eingenistet hat. Der Befall durch den *Merulius lacrymans* ist so stark, daß sich viele schon gefragt haben, ob das heruntergekommene Schloß überhaupt noch zu retten ist. Weil andererseits das Städtchen ohne seinen Mittelpunkt nicht vorstellbar ist, laufen Bemühungen, den drohenden Verlust abzuwenden.

«Wir spielen Feuerwehr», sagt Baurat Klaus Schroer vom Staatlichen Hochbauamt 1 in Ravensburg. Die Behörde hat Fachleute beauftragt, die so schnell wie möglich befallene Holzteile entfernen und Gewölbeaufschüttungen ausräumen sollen, aus denen der Pilz seine Nahrung bezieht. Was die Experten bisher machen können, ist nach Ansicht von Bauleiter Egon Graus freilich «nur Flickschusterei»; denn an manchen Stellen darf nicht eingegriffen werden – wegen Einsturzgefahr.

Im ganzen Land gibt es wahrscheinlich kein besseres Anschauungsobjekt für die zerstörerische Wirkung des echten Hausschwamms als das Schloß Aulendorf. Der Schwamm hat sich im ganzen Gebäude festgesetzt. Wegen des hohen Feuchtigkeitsgrads des Holzes kann er sich leicht ausbreiten. An den Decken bildet er Fruchtkörper, die vom Wind auf andere Bauten geweht werden können. Das Myzel durchwächst Mauern. Deswegen besteht nach Ansicht von Graus die «permanente Gefahr, daß andere Häuser befallen werden». So fürchtet die katholische Kirchengemeinde um die danebenstehende, erst jüngst für mehr als drei Millionen Mark sanierte Pfarrkirche.

Der bisher vorletzte Eigentümer, der Freundeskreis Bayern und Schwaben im Verein Burgen im Alpenland, besaß nicht die Mittel, um den immer desolater werdenden Zustand des Schlosses zu ändern. Als sich der Ver-

ein vor zwei Jahren auflöste, ging das herrschaftliche Anwesen nach einem Beschluß des Notariats Bad Waldsee samt einer Hypothek von 400 000 Mark an das alles andere als erfreute Land Baden-Württemberg über.

Seither läuft eine Hilfsaktion für Schloß Aulendorf. Das Regierungspräsidium Tübingen wurde beauftragt, eine Nutzung für das Gebäude zu suchen und eine Auffanggesellschaft zu initiieren, in deren Eigentum das Objekt übergehen soll. Dieser schwierige Auftrag ist noch nicht erledigt, zumal die Stadt Aulendorf und der Kreis Ravensburg sich außerstande zeigten, wesentliche Mittel zur Sanierung einzusetzen.

Mehrere Gutachter sind dabei, die Schäden an Mauerwerk, Gebälk und Fundament aufzunehmen und die Kosten für die Erneuerung zu schätzen. Derzeit geht das Finanzministerium von rund 30 Millionen Mark allein für die Erhaltung der Substanz aus. Angesichts eines solchen Betrags hat sich bereits der Landesrechnungshof eingeschaltet und darauf gedrungen, erst zu klären, wie groß die Chancen für eine erfolgreiche Schwammbekämpfung seien. Auch müsse Klarheit über die künftige Nutzung herrschen, bevor aus der Denkmalschutz-Schatulle riesige Beträge genommen werden könnten.

Landesmuseum betreut Ausstellung am Federsee

(STZ) Das Federseemuseum in Bad Buchau wird Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart. Nach einem zwischen der Stadt, dem Altertumsverein als Begründer des Museums und dem Landesmuseum abgeschlossenen Vertrag wird das Museum am Federsee künftig vom Landesmuseum aus betreut. Es soll der Präsentation von Funden aus den Feuchtböden des Federseegebiets und Oberschwabens dienen. Die Stadt stellt die Schauräume zur Verfügung, das Landesmuseum übernimmt die konservatorische und wissenschaftliche Abteilung. Die Stadt bleibt im Besitz der bisherigen Exponate und Depotbestände.

Größte archäologische Grabungsstätte in Ulm

Sechs Jahre lang wollen die Archäologen graben, ehe der Tunnel samt Tiefgarage zwischen Neuem Bau und Dreifaltigkeitshof gebaut werden kann. Letzten Endes werden die Politiker entscheiden, wie lange den Geschichtsforschern Zeit gegeben wird. Mit hoher Wahrscheinlichkeit aber steht heute schon fest: Ehe die Neue Straße in einen Tunnel kommt wird sich dieser Bereich in die vermutlich größte archäologische Forschungsstätte der Bundesrepublik verwandeln. Eine Fläche von 25 000 Quadratmeter wird mehrere Meter tief Zentimeter für Zentimeter durchforscht werden. Ein paar Jahre wird das schon in Anspruch nehmen, meint Dr. Dieter Planck, Leiter der Abteilung Archäologische Denkmalpflege beim Landesdenkmalamt. Die Archäologen aber wären froh, wenn Tunnel und Tiefgarage nicht kämen, wenn ihnen die Riesenarbeit erspart bliebe.

Letzte Gewißheit darüber, daß der Untergrund der Neuen Straße nicht ohne vorherige archäologische Untersuchung hinweggebaggert werden darf, haben die Bestände des Stadtarchivs gebracht, die in den letzten Monaten erhoben worden sind. Dr. Planck glaubt aufgrund dieser Erkenntnisse, daß unter der Neuen Straße die Fundamente von Bauten zu erwarten sind, «die mit zu den interessantesten des hochmittelalterlichen Ulm gehören». Das heißt: Zentrale Bauten zwischen Rathaus und Münster, frühe Herrschaftshöfe des 13. und 14. Jahrhunderts und vor dem Neuen Bau der älteste Teil der mittelalterlichen Stadt Ulm: Die Pfalz. Die Gewißheit hierfür entnimmt Dr. Planck den Ergebnissen der vorjährigen Grabung vor dem Neuen Bau, wo Befestigungsteile entdeckt wurden, die mit hoher Wahrscheinlichkeit den ältesten Teil der Stadt umgeben haben. Doch die Neue Straße durchschneidet nicht nur die Pfalz, sondern auch die beiden weiteren wesentlichen Bereiche der Stadtentwicklung: Die staufische Stadtbefestigung und die spätmittelalterliche Stadterweiterung.



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

AUCH HÄUSER BRAUCHEN MAL DEN HAUS-ARZT.

Wenn nach einer Modernisierung der letzte Handwerker geht, kommen die

Rechnungen. Als LBS-Bausparer haben Sie dafür gut vorgesorgt.

Und kommen auch bei plötzlichen Reparaturen nicht aus der

Fassung. Auf die Gesundheit Ihres Hauses also.

Kommen Sie zur LBS oder   Sparkasse.

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.



Handwerkskunst & Denkmalpflege



Historische Rekonstruktionen und Restaurationen · Schreinerei · Fensterbau

KS Holzmanufaktur GmbH

7215 Bödingen-Herrenzimmern · Lindenstraße 12 · Telefon (0 74 04) 24 22

NEU!

Das einzigartige Geschichtswerk

NEU!

Ulmer Bilder-Chronik

wird komplett mit 2 Bänden zum 3. Reich:

Bd. 5a: 1933–1938 erschien im Nov. 1988

Bd. 5b: 1939–1945 erscheint im Juni 1989

Ganzleinen-Großbände mit je rd. 400 S., über 200 Abb. (größtenteils bisher unveröffentl. Bilddokumente), gr. Personen- u. Sachregister. Subskr.-Preis je Band DM 123,- nur bis Erscheinen, danach DM 150,-. Weiter lieferbar: Bd. 6: 1945–1964. Ihr Buchhändler nimmt Bestellungen für evtl. Nachdruck der (dzt. vergriffenen) Bände 1–4 gerne entgegen.

Verlag Dr. Karl Höhn KG
Pf. 1447, 7950 Biberach

Telefon 07351-7956
Telefax 07351-13026

BADEN-WÜRTTEMBERG ENTDECKEN

Von Werner Waldmann
und Rainer Zerbst
1989. 128 Seiten,
150 vierfarbige Abbildun-
gen, Format 24x26 cm,
gebunden. DM 59,-



Von Thomas Pfündel
und Eva Walter
1989. 128 Seiten, 118
vierfarbige Abbildun-
gen, Format 24x26
cm, gebunden.
DM 54,-

erhältlich in jeder guten Buchhandlung

DRW-VERLAG STUTTGART

KONRAD
THEISS
VERLAG



LANDESGESCHICHTE BEI THEISS

Jetzt in der 10. Auflage:



Württembergische Geschichte im südwest- deutschen Raum

Von K. und A. Weller. 464 Seiten
mit 125 Abb. auf 64 Tafeln.
DM 59,-.

Beginnend mit der Vor- und
Frühgeschichte bis hin zur regio-
nalen Neuordnung des Bundes-
landes Baden-Württemberg
spannt sich der Bogen dieser
umfassenden Darstellung der
Geschichte Südwestdeutschlands.
Fundiert, zuverlässig, klar und
verständlich geschrieben, mit
Karten und Bildern veranschau-
licht und reich illustriert, gibt
dieses Buch den großen und
umfassenden Überblick über die
geschichtlichen Voraussetzungen
unserer südwestdeutschen
Heimat.

Die Bücher sind im Buch-
handel erhältlich. Weitere
Informationen erhalten Sie
bei:
**Konrad Theiss Verlag,
Villastraße 11, 7 Stuttgart 1.**

Die Grabdenkmale im Kloster Bebenhausen

Von H.G. Brand, H. Krins und S.
Schiek. 141 Seiten mit 88 Abb.
DM 19,80.

Im ehemaligen Zisterzienserkloster
Bebenhausen bei Tübingen hat sich
ein ungewöhnlich reicher Bestand an
Grabdenkmälern aus der Zeit vom
Anfang des 13. Jahrhunderts bis 1749
erhalten, die erstmals geschlossen in
Beschreibung und Abbildung vorge-
legt werden.



Die Grablegen des Hauses Württemberg

Von H. Schukraft. Ca. 160 Seiten mit
ca. 100 teils farbigen Abb.
Ca. DM 28,-.

Sämtliche Grablegen des Hauses
Württemberg vom Mittelalter bis zur
Gegenwart in Text und Bild. Mehr als 100 zum Teil farbige Abbil-
dungen machen das Thema optisch greifbar und zeigen, daß die
mit dem Tod zusammenhängende Kunst und Kultur auf eigene
Weise faszinieren kann.



Mythos Eiche gerät bedenklich ins Wackeln

(EZ) Die deutsche Eiche: Tief ist sie in Mythen und Sagen verankert, im Waldboden sind dagegen viele der mächtigen Laubbäume nicht mehr so fest verwurzelt. Vollkommen aus der Erde herausgehoben finden Forstleute 100jährige Exemplare dieses Sinnbildes für Robustheit und Widerstandskraft vor. «Das haben wir noch nie beobachtet,» schüttelt Oberforstrat Thomas Dietz, Leiter des Forstamtes Esslingens, den Kopf. Zu nasser Boden, in Verbindung mit schädlichen Umwelteinflüssen, nimmt den Baumriesen die sprichwörtliche Standfestigkeit. Die Aktion «Rette den Wald» hat die kränkelnde Eiche zum «Baum des Jahres 1989» erklärt.

Ganz so dramatisch wie in Norddeutschland, wo bereits vom «Eichensterben» gesprochen wird, ist die Lage in unserer Region noch nicht. Während sich das Krankheitsbild anderer Baumarten wie Fichte und Tanne derzeit wenigstens nicht mehr zum schlimmeren wendet, verschlechterte sich die Situation für die Eichen deutlich. Vor allem Bestände mittleren Alters, etwa 80 bis 100 Jahre alt, kränkeln zusehends und kippen schließlich «aus den Latschen». «Die erhebliche Nässe in den vergangenen Wintermonaten hat die Wasseraufnahmekapazität des Waldbodens erschöpft», erklärt Oberforstrat Dietz. In Kombination mit anderen schädlichen Faktoren führt dies zum Absterben der Eichen.

Kleinere und gelbe Blätter finden sich an Eichen aller Altersstufen. Mehr als die Hälfte der Eichen (54,8 Prozent) in Baden-Württemberg wiesen 1988 schwache Schädigungen auf; 26,9 Prozent wurden als geschädigt eingestuft, nur noch 17 Prozent zeigten keine erkennbaren Krankheitssymptome. Speziell für den Forstbezirk Esslingen gibt es keine Hochrechnungen. Seit etwa zwei Jahren macht auch stärkerer Insektenfraß den Forstleuten Sorge. Der Gemeine und der Große Frostspanner und die Eichenminiermotte laben sich am Grün der sagemunwobenen Eiche. Hier zeigte sich aber bereits der Vorteil

«naturnaher Bestände»: Obwohl kein Gift gespritzt wurde, sind die Schäden rückläufig, die Natur findet ihr Gleichgewicht selbst wieder.

Die Forstwirtschaft hat in dieser Hinsicht in den vergangenen 15 bis 20 Jahren dazugelernt. Man folgt nicht mehr ausschließlich wirtschaftlichen Beweggründen, sondern versucht natur- und standortgemäß aufzuforsten. Nicht mehr schnellwachsende Fichtenbestände sind gefragt, sondern Mischwald, in dem die Eiche eine wichtige Rolle spielt. Junge Eichen sind allerdings beim Rehwild der absolute Hit auf der Speisekarte.

Hesse-Museum soll 1990 eröffnet werden

(lsw) Die ursprünglich für Mai dieses Jahres vorgesehene Einweihung des Hermann-Hesse-Museums in Calw verzögert sich um etwa ein Jahr. Dies teilte die Stadtverwaltung am 14. März auf Anfrage mit. Die Renovierungsarbeiten, so der Leiter des Hauptamtes Gerd Sieber, seien zwar abgeschlossen, jedoch benötige man noch Zeit für die Gestaltung der Museumsräume.

Die Stadt Calw – Hesse wurde dort am 2. Juli 1877 geboren – hatte vor einigen Jahren ein altes Patrizierhaus am Marktplatz erworben und für 500 000 Mark umgebaut, um dort eine Dauerausstellung über den berühmten Sohn der Stadt einzurichten. Die bisherige Hermann-Hesse-Gedenkstätte im Heimatmuseum platzt aus allen Nähten, seit die Bestände durch Vermächtnisse und Schenkungen stark angewachsen sind.

Das neue Museum wird nach den Worten Siebers in «einzigartiger Weise» alle Lebensstationen des Schriftstellers dokumentieren. Neben Manuskripten und Aquarellen Hesses wird das Museum auch eine vollständige Bibliothek mit Übersetzungen seiner Werke enthalten. Auch Gegenstände des täglichen Gebrauchs wie Hesses Lehnstuhl, Kravatten, Brillen und sein Gartenanzug werden ausgestellt. Zu den besonderen Kostbarkeiten gehört ferner ein Steckspiel, das Hesses Sohn Bruno geschnitzt hat.

Wernauer Baggerseen: Erweiterung beantragt

(EZ) Um insgesamt elf Hektar soll das Naturschutzgebiet «Wernauer Baggerseen» erweitert werden. So jedenfalls lautete der Antrag, den der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) in Wernau, der dieses Gebiet betreut, im April vergangenen Jahres an das Regierungspräsidium Stuttgart stellte. Die Daimler-Teststrecke, die Zufahrt zu diesem Gelände sowie den schmalen Bereich zwischen der alten und der neuen Bundesstraße 313 sollen als ökologische Pufferzone ins Schutzgebiet eingegliedert werden.

Bislang sind die Wiesen rechts der alten B 313 teilweise an den Wernauer Bauern Ehrler verpachtet. Dieser nutzt die Fläche landwirtschaftlich. Das heißt, er mäh die Wiesen dreimal im Jahr. Dazu sagt Johann Waskala, Naturschutzwart beim DBV Wernau: «Wir sind nicht gegen landwirtschaftliche Nutzung. Aber man könnte die Fläche doch mit Schafen beweiden.» Das wäre seiner Meinung nach dem Naturschutz zuträglicher als radikal abgemähte Flächen.

Das jüngste Ärgernis sind etwa zehn Kubikmeter Dreck, mit denen der Bauer eine feuchte Stelle auf dem vier Hektar großen Gebiet zugeschüttet hat. Die Naturschützer sind stocksauer, der Landwirt auch. Die DBV-Leute unterstellen dem Bauern, daß er das Feuchtbiotop, das sich langsam bildete, im Keim erstickt hat. Und Georg Ehrler redet von «überzogenem Theater», das die Vogelschützer wegen ein paar Kubikmeter Erde veranstalten. «Ich bin nicht gegen Naturschutz», sagt Ehrler, «aber ich finde dieses Verhalten unfair.» Schließlich sei diese Wiese, die von der Familie seit ewiger Zeit bewirtschaftet wird, Existenzgrundlage für ihn.

Sowohl Ehrler als auch der DBV zeigen sich sehr daran interessiert, daß der Landwirt entsprechendes Ersatzland bekommt. Doch die Verhandlungen sind schwierig, der Bauer skeptisch. Waskala: «Das ist alles eine Frage des Preises.» Vorerst jedoch ist das pflanzengroße Paradies für Ringelnattern, Grasfrosch, Zwergrohrdommel, Erdkröte und Libelle nicht zu gebrauchen.

Der Rosensteinpark soll endlich geschützt werden

(STN) Wird der Rosensteinpark, wichtiges Rückzugsgebiet der Natur in der Großstadt, kaputtgemacht? Der Landesnaturschutzverband wirft dem Land Baden-Württemberg und der Stadt Stuttgart jedenfalls vor, daß sie «in einer unheiligen Allianz» den denkmalgeschützten Park zerstückeln und abwerten. Nach «jahrelangen vergeblichen Bemühungen» sollte der Park nun endlich zu einem Naturschutzgebiet werden, verlangt der Verband mit Nachdruck.

Die Naturschützer haben nichts vergessen, was dem Rosensteinpark in der Vergangenheit zusetzte: Wilhelma-Erweiterungen, Paketpostamt und Naturkundemuseum am Löwentor. Weitere Eingriffe stehen mit dem Bau eines Straßentunnels für die B 10, mit dem Bau eines Schaubauernhofs und anderer Anlagen für die Wilhelma und mit dem Bau eines Betriebshofs für die Wilhelma und der Park-Bewirtschaftung bevor. Die geplante Meierei wird zehn Millionen Mark kosten. Baubeginn soll im kommenden Jahr unweit der Ehrmannstraße sein. Die Entscheidung über Einsprüche liegt beim Regierungspräsidium. Abgelehnt wird vom Landesnaturschutzverband aber auch die Einbeziehung von Parkteilen in die Planung für die Internationale Gartenbauausstellung (Iga) 1993.

Der Verband führt Klage: «Leider sind alle Bemühungen der vergangenen zehn Jahre vergeblich gewesen, diese einzigartige und für die Stadtökologie bedeutsame Grünanlage im Stil eines englischen Landschaftsparks vor weiterer Zerstückelung und Abwertung zu bewahren.» Die zuständigen Behörden hätten es versäumt, dem Rosensteinpark nach dem Naturschutzgesetz einen wirksamen Schutz zu geben. Alle Entscheidungen seien am Gemeinderat vorbei und in stillen Absprachen zwischen Stadt und Land, dem Eigentümer des Rosensteinparks, getroffen worden. Wörtlich schrieb der Verband an Umweltministerium, Regierungspräsidium, Oberbürgermeister Rommel und die Gemeinderatsfraktionen: «Da auch nachfolgende Gene-

rationen Ansprüche an diesen Freiflächen haben werden, ist es allerhöchste Zeit, dem Rosensteinpark endlich einen dauerhaften Schutzstatus zu geben. Wir fordern das Land auf, seinen hinhaltenden Widerstand dagegen endlich aufzugeben.»

Weil das Verfahren der Unterschutzstellung längere Zeit in Anspruch nehme und Gefahr in Verzug sei, müsse das Regierungspräsidium «den Rosensteinpark einstweilen als Naturschutzgebiet sicherstellen». Das Regierungspräsidium erklärte dazu auf Anfrage, daß die Problematik geprüft werde. Das bedeutet, daß wahrscheinlich auch die Naturschutzspezialisten des Präsidiums die Schutzwürdigkeit des für seine Pflanzen und für sein Vogelvorkommen bekannten Parks beurteilen müssen.

Neckarwasser wird besser Trotzdem Badeverbot

(Isw) Das Neckarwasser wird immer besser. Dennoch sei eine Aufhebung des Badeverbotes noch nicht zu vertreten, unterstrich Regierungspräsident Manfred Bulling in einer Mitteilung seines Hauses. Er bezog sich mit seiner Aussage auf einen Abschlußbericht, den das Medizinische Landesuntersuchungsamt Stuttgart jetzt vorlegte und wonach die Qualität des Flusses noch unter fäkalen Verunreinigungen und Salmonellen leidet. Das Landesuntersuchungsamt hatte im Sommer 1987 im Auftrag des Regierungspräsidiums die Badewasserqualität des Neckars überprüft.

Wie Bulling feststellte, sei bei einem kontinuierlichen Ausbau der Kläranlagen entlang des Neckars mit einer weiteren Verbesserung der mikrobiologischen und biologischen Verhältnisse im Flußwasser zu rechnen. Die enormen Anstrengungen des Landes und der Anliegergemeinden beim Bau von Kläranlagen und Regenüberlaufbecken hätten dazu geführt, daß jetzt in allen Teilen des Neckars wieder hochwertige Edelfische, wie etwa der Zander, in großer Zahl heimisch geworden sind. Nach Bullings Worten soll spätestens in fünf Jahren ein erneutes Untersuchungsprogramm für den Fluß aufgelegt werden.

Startschuß zum Zeughaus-Umbau

(STZ) Die Barockstadt Ludwigsburg als Fenster der Geschichte Baden-Württembergs: Nach Jahren eher notdürftiger Unterbringung im hinteren Teil des Residenzschlusses soll das Staatsarchiv bis 1992 im Zeughaus und der benachbarten Arsenalkaserne unterkommen – mitten in der Stadt und bewußt der Öffentlichkeit zugänglich.

Das Zeughaus, in den Jahren 1874/75 mit französischen Reparationsgeldern im Neorenaissancestil erbaut, wird insgesamt 37 Kilometer Stand- und Fahrregale für den Archivbestand des Landes aufnehmen und soll im April 1991 übergeben werden. Während die prachtvolle Sandsteinfassade originalgetreu wiederhergestellt wird (Kosten: 2,5 Millionen Mark), erhalten die beiden Flügelbauten unter der Außenhaut ein Stahlbeton-Korsett und ein zusätzliches Stockwerk: ein «Haus im Haus» entsteht, wie dies die Ingenieure des Staatlichen Hochbauamts Ludwigsburg bei der Vorstellung der Pläne nannten. Der Beginn des Umbaus der benachbarten Arsenalkaserne, die die Verwaltung, die Werkstätten, eine Bibliothek sowie Vortrags- und Ausstellungsräume aufnehmen soll, ist im Laufe des nächsten Jahres vorgesehen. Bei dem 1761/62 erstellten Winkelbau – in Zukunft der «öffentliche» Teil des Staatsarchivs – samt dem dazugehörenden Gebäude Schillerplatz 9 rechnet man mit 22,7 Millionen Mark Kosten. Abgerundet wird das Konzept durch einen parkähnlichen Bereich zwischen Arsenalkaserne und Seestraße sowie drei Passagen zu der dort geplanten Fußgängerzone. Wenn auch die Gestaltung des derzeit als Parkplatz dienenden Arsenalplatzes mit Bäumen und einem Brunnen im Moment noch Zukunftsmusik ist, so herrscht im Ludwigsburger Rathaus doch große Zufriedenheit mit der kommenden Nutzung der Landesliegenschaften Zeughaus und Arsenalkaserne.

Heiteres aus dem Musterländle



NEU

Karl Napf

Der neue Schwabenspiegel

208 Seiten mit 14 Zeichnungen.

Kunstleinen DM 29,80. In 33 Porträts spezifisch schwäbischer Berufe wie dem „Daimlerarbeiter“, dem „Bezirksnotar“ oder dem „Trikotagenfabrikanten“ und Typen wie dem „Tüftler“, der „Kehrwöchnerin“ oder dem „Stuttgarter Hausbesitzer“ entsteht eine amüsante inoffizielle kleine Landeskunde.

Humorvolles mit Hintergrund ist die Spezialität von Karl Napf, die auch seine Bücher kennzeichnet, in denen er oft ironisch, aber immer versöhnlich seinen Landsleuten den Spiegel vorhält.

Napf ist den Hörern des Südwestfunks auch als Verfasser von vielen Sketchen und als Hörspielautor ein Begriff. „Vorwiegend heiter“ ist seine Devise, doch versucht er auch in nachdenklich machenden Geschichten die Schattenseiten unseres Lebens auszuloten. Seine Liebe gehört dem „kleinen Mann“, während manch „Großkopfeter“ sich hinterfragen lassen muß.

Karl Napf ist das Pseudonym des Stuttgarter Ministerialrats im Ministerium für Wissenschaft und Kunst Ralf Jandl.

Der auf den ersten Blick knochentrocken wirkende Jurist liebt es, sein Publikum gut zu unterhalten. Der Zuspriech, den seine Lesungen finden, beweist, daß ihm das im ganzen Lande immer wieder gelingt.



Karl Napf

Der fromme Metzger

Heitere Geschichten aus der Provinz. 196 Seiten mit 14 Zeichnungen.

Kunstleinen DM 29,80. Der Autor zeichnet in seinen 36 knapp gefaßten amüsanten „neuen Schwarzwälder Dorfgeschichten“ ein farbiges Bild ländlichen und kleinstädtischen Milieus, das nicht in Nostalgie verfällt, sondern durch seine Gegenwartsnähe besticht.

Traugott Haberschlacht

Kleine Geschichte(n) aus Baden-Württemberg

Verbürgtes, Überliefertes und Erfundenes von der Früh- bis zur Späthzeit. 238 Seiten mit 16 Zeichnungen. Kunstleinen DM 29,80.

Mit den Worten „Ja, also die Sache ist die, daß ...“ hat Traugott Haberschlacht 78mal im Südwestfunk-Unterhaltungsprogramm vom Landesstudio Tübingen seine „kleine Geschichte Baden-Württembergs“ eingeleitet. Es war der Versuch, hiesige Geschichte durch akustische Comics auf ungewöhnlich fröhliche Weise zu vermitteln. Rulaman rührte in diesen Geschichten wie Tarzan durch die Urwaldland-



schaft am Urach, Ludwig Uhlands wackerer Schwabe zerteilte auf der Fahrt ins Heilige Land den türkischen Reitersmann in zwei Hälften, die stereophon rechts und links zu Boden plotzten, die Rüstung von Eberhard dem Greiner schepperte wie die Müllabfuhr, als er die Kur im Wildbad wegen Überfalls plötzlich abbrechen mußte. Traugott Haberschlacht spielte mit unserer heiligen Landesgeschichte, als ob sie zum Lachen und nicht fast immer zum Weinen und zum Fürchten gewesen wäre. Wider Erwarten ernteten seine historischen Purzelbäume mehr Zustimmung als Zorn. Und nun ist die Sache die, daß aus diesen 78 Comics zum Zuhören 39 Geschichten zum Lesen geworden sind.

**Die Bücher sind im Buchhandel erhältlich.
Konrad Theiss Verlag, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1**

Meldungen und Berichte über kleine und große Begebenheiten.

Der Autor Hermann Freudenberger war von 1970 bis 1987 der »Knitz«-Kolumnist der »Stuttgarter Nachrichten«.

Schwabenreport 1900–1914

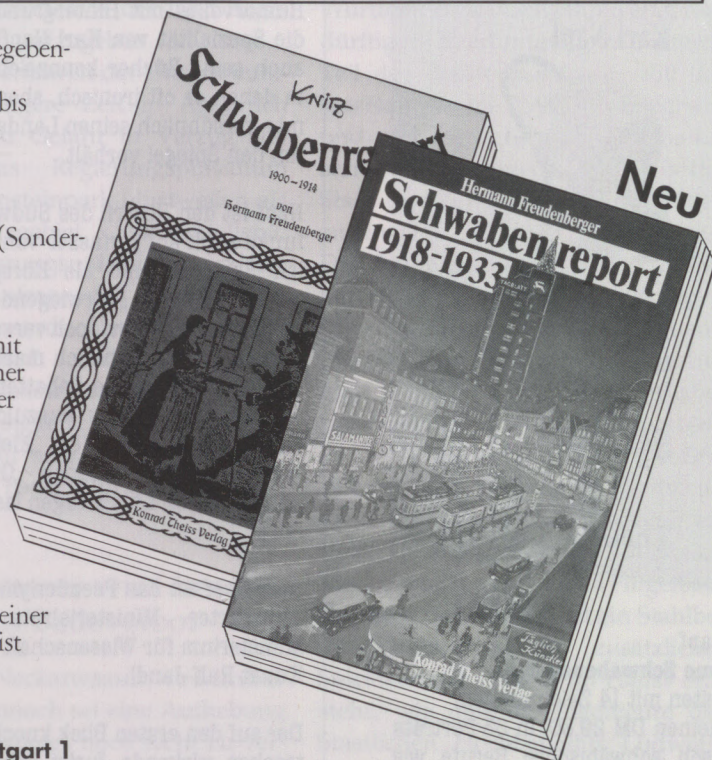
206 Seiten mit 27 Abbildungen. Leinen DM 14,80 (Sonderausgabe).

Schwabenreport 1918–1933

Der Kaiser geht – Der Führer kommt. 234 Seiten mit 37 Abbildungen. Kunstleinen DM 29,80. Die Bücher schildern verschiedene historische Abläufe, sind aber keine Chronik. – 1900–1914 war eine romantische Zeit, die heute fast schon abgestorben ist. 1918–1933 war der Dammbruch – für den noch scheußlicheren Dammbruch, der danach folgen sollte. Aber es geht nicht allein um Politik, sondern auch um die alltäglichen Ereignisse, die jede Zeit prägen. Beide Bände zeigen die Situation einer ganzen Generation – und noch etwas: das Neueste ist immer von gestern.

Die Bücher sind im Buchhandel erhältlich.

Konrad Theiss Verlag, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1



DIE INITIATIVE SELBST ERGREIFEN IST ENTSCHEIDEND.

S Landesbank
Sparkasse
Landesbausparkasse
Sparkassen-Versicherung

Je früher, desto besser. Denn was man selber anpackt, behält man sicher im Griff.

Nur eins ist wichtig: Nutzen Sie die Erfahrung der Experten. Besonders, wenn's um Geld geht.

Beratung, Tips und Abwicklung – alles aus einer Hand. Da haben Sie wirklich eine optimale Adresse. Willkommen bei den Experten im Sparkassenverbund.

wenn's um Geld geht – Sparkasse



Gegen Rebflurbereinigung «Hochberg/Jungferenberg»

(PM) Wie bei der «Wolfsheule» bei Roßwag und dem «Geigersberg» bei Ochsenbach wendet sich der Schwäbische Albverein auch gegen die geplante Rebflurbereinigung «Hochberg/Jungferenberg» bei Großbottwar. Der Schwäbische Albverein meint, daß mit weiteren Rebflurbereinigungen im Kreis Ludwigsburg nun «endlich» Schluß sein müsse. Dies gelte ganz besonders für den Bereich Großbottwar, in dem bereits nahezu alle Weinberge umgelegt seien, gerade dort sollten die letzten Reste der historischen Wengertlandschaft erhalten werden.

Schließlich handelt es sich beim Hochberg und Jungferenberg um kleinflächige, reich strukturierte und ökologisch wertvolle Gebiete, schreibt der Albverein in einer Pressemitteilung.

Jede Rebflurbereinigung bringe neben der umstrittenen Arbeitserleichterung für die Weingärtner den Verlust zahlreicher Kleinbiotope, wie Mauern, Staffeln, Wegränder, Bäume, Hecken, Brach- und Ruderalflächen. Außer der Landschaft verarme auch die Tier- und Pflanzenwelt: «Denken wir nur an die Terrassen, Weinberghäuschen, Hohlwege, an die Weinbergpfirsiche, Quitten, Schwertlilien und an die Eidechsen.» Es gebe Untersuchungen, die nachweisen würden, daß durch die Rebflurbereinigung die Zahl der Pflanzenarten um die Hälfte und die der Vogelarten um 70 Prozent zurückgingen. Eine geringere Artenvielfalt bedeute aber auch eine geringere Stabilität des Naturhaushalts sowie ein gestörtes ökologisches Gleichgewicht.

Ein zusätzliches Argument gegen weitere Rebflurbereinigungen: der «allgemeine Weinüberschuß». Alleine in den Jahren von 1970 bis 1986 habe sich die Weinbaufläche in Baden-Württemberg um 53 Prozent vergrößert.

Der Schwäbische Albverein schlägt vor, anstelle einer Rebflurbereinigung den betroffenen Weingärtnern über das geplante Steillagenprogramm des Landkreises oder der Ge-

meinde für die erschwerte Bewirtschaftung finanziell zu helfen. «Statt rigoroser Planierungen am Hochberg und Jungferenberg sollte ebenfalls die Erschließung verbessert werden, und zwar unter Beibehaltung der Trockenmauern», heißt es abschließend in der Stellungnahme.

Betreuung verwaister jüdischer Friedhöfe

(RPS) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat für die Instandsetzung und Pflege der verwaisten jüdischen Friedhöfe im Regierungsbezirk Stuttgart auch im vergangenen Jahr wieder Mittel zur Verfügung gestellt. Von den 335 000 DM waren 180 000 DM für die regelmäßige Pflege und 155 000 DM für die Instandsetzung der Friedhöfe und die Befestigung von Grabsteinen bestimmt.

So wurden in Eppingen Grabsteine im alten Friedhofsteil befestigt. Die Kosten hierfür betrugen rd. 34 000 DM. Für die Pflege von Bäumen auf dem jüdischen Friedhof «Im breiten Loch» in Heilbronn wurden im vergangenen Jahr weitere 28 000 DM zur Verfügung gestellt. In Neuenstadt am Kocher waren lose Grabsteine zu befestigen, was Kosten von etwa 23 000 DM verursachte. In Ittlingen sind 53 Grabsteine mit einem Kostenaufwand von 19 000 DM hergerichtet worden.

Wie die Pressestelle des Regierungspräsidiums ergänzend mitteilt, werden in der Regel nur Friedhöfe gefördert, die verwaist und deren ursprüngliche jüdische Trägergemeinden nicht mehr vorhanden sind. Die Finanzhilfen gingen deshalb an die Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs und die Städte und Gemeinden, welche die Friedhöfe betreuten. Zuwendungen zur Betreuung verwaister jüdischer Friedhöfe aus staatlichen Mitteln gibt es seit 1953. Die Mittel kommen zur Hälfte vom Bund und vom Land. Aber auch die Gemeinden wenden über den staatlichen Zuschuß hinaus eigene Mittel auf, um die Friedhöfe zu pflegen.

Obertalfinger Schloß wurde herausgeputzt

(SWP) Ein bauliches Kleinod, das auch für die reichsstädtische Ulmer Vergangenheit steht, ist frisch herausgeputzt worden und erstrahlt in jugendfrischem Glanz: das Schloß Obertalfinger, das bis 1985 im Eigentum des Ulmer Patriziergeschlechts derer von Besserer war. Wann genau das Schloß erbaut wurde, steht nicht fest. Ein Chronist spricht davon, Eberhard von Besserer habe 1540 das Gesundheitsbad Obertalfinger gekauft und daneben das Schloß erbaut. In einem anderen Bericht heißt es, ein Ulmer Bürger namens Paulus Roth habe Bad, Burgstall, Garten und Schloß schon 1475 für 500 Rheinische Gulden verkauft.

Wie dem auch sei – das seit 1972 als Kulturdenkmal ersten Ranges ins Denkmalsbuch eingetragene Schloß, vor gut hundert Jahren letztmals gründlich renoviert, war in der jüngeren Vergangenheit zunehmend verfallen, so daß sich die neue Eigentümergemeinschaft veranlaßt sah, Fassade und Fenster renovieren und das Dach erneuern zu lassen. Dabei entstanden sogenannte stadtbildbedingte Mehraufwendungen – unter anderem wurden bei den Putz- und Malerarbeiten frühere Gesimse und die Quadrierungen am Treppenturm wieder hergestellt. Die Stadt Ulm gewährte dafür einen Zuschuß in Höhe von 35 500 DM. Der Bauausschuß stimmte dem Betrag leichten Herzens zu, wurde doch die von der Verwaltung vertretene Auffassung einhellig geteilt, die Sanierung sei vorbildlich ausgefallen.

Während die Gerüste am Schloß seit einiger Zeit verschwunden sind, haben in der ehemaligen Ausflugsgaststätte, dem Bad Obertalfinger, Umbau und Instandsetzung begonnen. Nachdem sich groß angekündigte Pläne zerschlagen hatten, dort die Tradition des Gesundheitsbades wieder aufleben zu lassen, erwarb ein Privatmann das Anwesen, aus dem nun sein Wohnsitz wird.

Merian-Brief für Ulmer Stadtarchiv

(SZ) Das Stadtarchiv Ulm hat über einen Londoner Handschriftenhändler einen Brief erworben, den Matthäus Merian (1593 bis 1650) an den berühmten Ulmer Mathematiker, Ingenieur und Festungsbaumeister Johann Faulhaber (1580 bis 1635) geschrieben hat.

Merian-Briefe gehören nach Angaben des Stadtarchivdirektors, Professor Dr. Eugen Specker, zu den ausgesprochenen Seltenheiten auf dem Auktionsmarkt. Zuletzt wurde 1961 von dem auf Autographen spezialisierten Auktionshaus Stargardt (MARBURG) ein Merian-Brief zur Versteigerung angeboten, und bei Stargardt (damals noch in Berlin) wurde auch der jetzt vom Stadtarchiv Ulm erworbene Brief des Frankfurter Kupferstechers und Verlegers 1929 zur Auktion gebracht. Der weitere Weg des mit Merians Briefsiegel versehenen Schreibens seit jener Zeit liegt völlig im dunkeln, bis es dann schließlich ganz überraschend in einem Antiquariat in Bristol plötzlich wieder auftauchte und über London nach Ulm zurückfand.

Ehrerbietig bedankt sich Merian in dem am 11. Februar 1634 in Frankfurt am Main ausgestellten Brief bei Faulhaber für die Übersendung von dessen Porträt (vielleicht den 1630 von Sebastian Furck gefertigten Porträtkupferstich Faulhabers) und für die Übermittlung einer Stadtansicht von Lauingen. Freilich, auf diese Antwort hatte Faulhaber lange warten müssen, denn bereits am 25. November 1633 war seine Sendung abgegangen, und auch Merian konnte sich nicht erklären, wo sie «so lang gesteckt ist». Gleichzeitig bat Merian seinen Ulmer Korrespondenzpartner, ihm wo immer möglich weitere Städtebilder zuzuschicken. Die könnte im Zusammenhang stehen mit den von Merian herausgegebenen Städtebeschreibungen, von denen die «Topographia Sueviae» 1643 und die Bayerns 1644 erschienen und zu denen ein weiterer Ulmer, Martin Zeiller, dessen 400. Geburtstages in diesem Jahr gedacht wird, die Texte verfaßt hatte.

Esslinger Schlot ist ein Industriedenkmal

(STZ) In den vergangenen Jahren sind in Esslingen zahlreiche architektonische Zeugnisse aus der Frühzeit der Industrialisierung dem Abbruchbagger zum Opfer gefallen. Manches verschwand, was einstens den Ruf Esslingens, eine der am frühesten industrialisierten Städte Württembergs zu sein, begründen geholfen hatte. Mit den Fabrikgebäuden fielen auch die typischen Schornsteine. Erinnert sei an die Kamine auf dem Merkelgelände, auf dem Gruner-Areal in der Pliensauvorstadt und bei Müller-Weingarten in Oberesslingen. Die Reihen der Schlote lichten sich. In der Weststadt ragen noch drei der Backsteinröhren in den Himmel: bei Quist, Hengstenberg und Dick. Ein Antrag der Firma Dick, den Kamin auf ihrer Werksanlage abbrennen zu dürfen, hat die Denkmalschützer auf den Plan gerufen. Die Werksanlage des 1778 gegründeten Unternehmens – es stellt Feilen, Werkzeuge und Stahlwaren her – gilt als schutzwürdig, Schornstein inklusive. „Der Kamin ist sowohl denkmalpflegerisch als auch städtebaulich bedeutsam“, erfuhren die Stadträte im Technischen Ausschuß, eine Renovierung des Schlotkes und nicht sein Abriß sei das Gebot der Stunde. Technisch hat die Röhre zwar ausgedient, ihre Funktion ist jedoch auf die eines stummen Werbeträgers zurückgeschraubt worden: auf Backsteingrund steht vertikal der Name „Dick“. Dem Landesdenkmalamt aber liegt viel an der Erhaltung. Neben der Wirkung im Stadtbild wird auch der Hinweischarakter auf die Geschichte der Industrialisierung herausgestellt. Von den Sanierungskosten in Höhe von rund 120 000 Mark möchte die betroffene Firma jetzt ein Viertel übernehmen. Über die Hälfte der Erneuerungskosten will das Landesdenkmalamt beisteuern. Die Stadt Esslingen hat inzwischen auch 10 000 Mark zugesagt und damit die Voraussetzung erfüllt, daß sich der Landkreis in gleicher Höhe engagiert.

Blaustein richtet Rommel-Museum ein

(SZ) In den neu renovierten Lindenhof in Blaustein zieht auch das Herrlinger Rommel-Archiv in Form eines Rommel-Museums ein. Diese Entscheidung traf der Gemeinderat bei sieben Gegenstimmen der SPD-Fraktion.

Bislang ist das Rommel-Archiv im Sitzungszimmer des Herrlinger Rathauses provisorisch untergebracht. Der Ortschaftsrat verlegte seine Sitzungen in das Feuerwehrgerätehaus. Nun möchte der Ortschaftsrat nach der Lindenhof-Renovierung «in die alte Stube zurückkehren», schon wegen des besseren Akten-Zugriffs. Der Ortschaftsrat hatte sich zuvor offenbar in nichtöffentlicher Sitzung mit 9:1 Stimmen für eine Verlegung des Rommel-Archivs in den Lindenhof ausgesprochen.

Von der Herrlinger Ortsverwaltung lag zur Sitzung ein Belegungsplan für den Lindenhof vor. Demnach wird das Rommel-Museum in zwei repräsentative Räume im Erdgeschoß einziehen, die zusammen rund 65 Quadratmeter haben.

Rund zwei Millionen Mark wird die Renovierung dieses Jugendstil-Kleinods, das schon einmal zum Abbruch freigegeben war, kosten. Bürgermeister Robert Epple lieferte die Darstellung, daß für einen Förderbeitrag der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke (OEW) in Höhe von insgesamt 65 000 Mark damals schon die Unterbringung des Rommel-Museums maßgebend gewesen sei.

In Äußerungen von seiten der SPD klangen Befürchtungen an, die in Richtung einer Glorifizierung der Person Rommels gehen. Zudem werde ein regelrechter «Rommel-Tourismus» gefördert. Schon jetzt, so hatte Ortsvorsteher Franz Uhrig in anderem Zusammenhang erklärt, kämen jährlich etwa 600 Besucher, viele davon aus dem Ausland. Vielfach sei der Wunsch laut geworden, auch in Gaststätten und Hotels auf das Rommel-Archiv werbend hinzuweisen. Anton Münch betonte für die CDU, daß die alten Herrlinger mit Rommel keine Probleme hätten.

Bodenständig. Die Bank wie das Land.



Wie bodenständig das Land Baden-Württemberg ist, zeigen auch die Bewohner in diesem Musterlände. Sie sind der Tradition verhaftet, obwohl Baden-Württemberg eine der modernsten Industrielandschaften in der Bundesrepublik ist. Mit diesem scheinbaren Widerspruch wissen die Baden-Württemberger glänzend umzugehen.

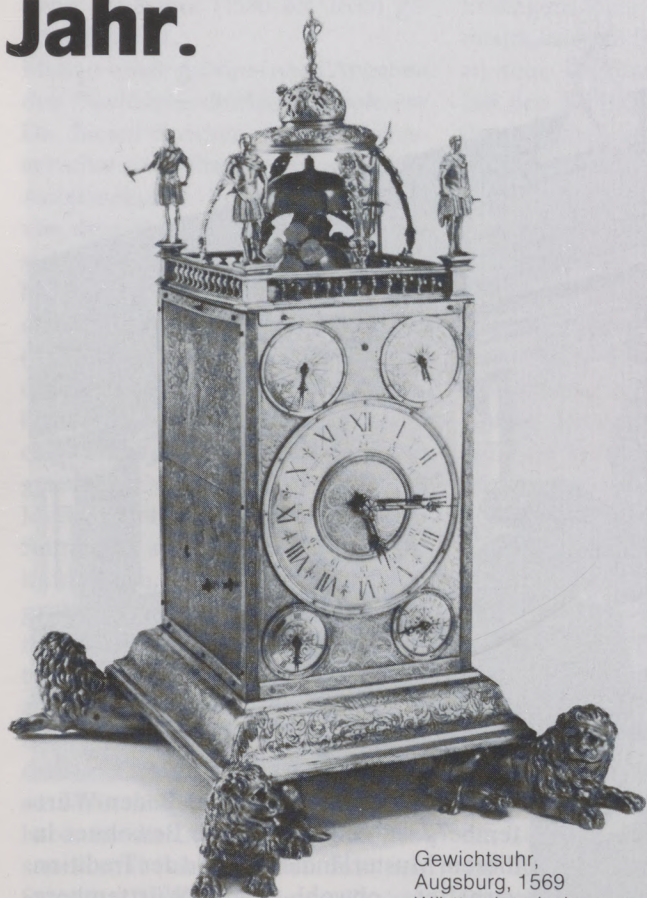
Wie bodenständig die Baden-Württembergische Bank ist, zeigt sich in ihrer weit über hundertjährigen Geschichte. Sie ist mit der Region gewachsen und hat die Entwicklung begleitet und gefördert. An mehr als 100 Plätzen in Baden wie in Württemberg.

Wir, die Baden-Württembergische Bank, sind nicht nur für die Unternehmen da, sondern auch für die Menschen, die in Baden-Württemberg leben und arbeiten. Wenn Sie wissen wollen, was wir privat oder geschäftlich für Sie tun können, sprechen Sie mit uns.



Die Baden-Württembergische Bank.

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Gewichtsuhr,
Augsburg, 1569
Württembergisches
Landesmuseum, Stuttgart

Sicherheit für Sie selbst, für die Familie, für Heim, Haus und Geschäft, für das Auto bietet Ihnen die Württembergische durch ein Versicherungsprogramm, das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist. Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten. Die Anschrift steht im Telefonbuch unter Württembergische Feuerversicherung AG.

 **Württembergische**
Versicherungen

Württembergischer. Unser Wein.



Das
tägliche Vierteles-
Vergnügen.

Kenner trinken  **Württembergischer**
Genossenschaftsweine

**Schlüpf
'rein in die
Freizeit...**

...in **Ganter**
mit der
**Aktiv-
Sohle!**

Für Damen
0407,
für Herren
1007



Ganter

Schuh-Haus

Abele

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

schuh-verlässlich



Burrer Naturstein
Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

Tümpel schaden den Bächen nicht

(STZ) Die künstlichen Teiche im Naturpark Schönbuch wirken sich nicht nennenswert auf die Wassergüte der Bäche im Schönbuch aus. Das ist das erfreuliche Ergebnis einer zwei Jahre dauernden Untersuchung an fünf der zahlreichen Teiche im Rahmen einer Diplomarbeit der Biologin Gerda Vayhinger im Einvernehmen mit dem Regierungspräsidium Tübingen.

Das günstige Ergebnis ist zum einen der hohen Selbstreinigungskraft der Schönbuch-Bäche zuzuschreiben, zum anderen aber auch der Lage mitten im Wald, dessen Schatten die Teiche nur wenig sauerstoffzehrende Biomasse produzieren läßt. Die «Verweildauer» der Bäche in den künstlichen Teichen ist verhältnismäßig kurz. Sie schwankt – je nach Niederschlag und entsprechendem Austrag – zwischen wenigen Tagen und allenfalls Wochen.

Professor Otto Klee, der die Untersuchung betreute, bezeichnete «Stauhaltungen in Gewässersystemen als grundsätzlich negativ für die Wassergüte» sieht die Anlage von Teichen im Oberlauf des Gewässersystems im Schönbuch in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten aber dennoch für gerechtfertigt an. Er wägt dabei den minimalen Sauerstoffverlust der Bäche gegen den Gewinn an Feuchtbiotopen ab. In diesen Lebensräumen und an den Teichen hat die Artenvielfalt an Pflanzen und Tieren zugenommen. Zahlreiche Froscharten, Molche und Insekten bis hin zu verschiedenen Libellen-Arten sind hier jetzt heimisch. Spezielle Untersuchungen sollen Aufschlüsse über die Populationen bringen.

Die Teiche im Naturpark sind aber nicht nur für Pflanzen und Tiere gedacht, sondern auch für die Menschen im dichtbesiedelten Mittleren Neckarraum. Es ist ja das Grundanliegen des Naturparks, dieses größte zusammenhängende Waldgebiet im Vorland von Alb und Alpen zu sichern. Der Schönbuch soll als möglichst naturnahe Landschaft fortbestehen.

Dazu gehören auch die «sommerkühlen Mittelgebirgs-Fließgewäs-

ser», wie die Bäche des Schönbuchs fachlich klassifiziert werden. Die jetzt vorliegende Untersuchung mit einer außerordentlichen Vielzahl von Meßwerten bestätigt, daß der Laubfall im Herbst und die absterbende einjährige Vegetation durch Eintrag von Nährstoffen zwar jahreszeitliche Schwankungen bringt, die das Gewässersystem aber selbst auszugleichen vermag, auch wenn gelegentliche Schäume im Frühjahr daran zweifeln lassen könnten.

Naturschutzgebiete sollen vernetzt werden

(lsw) Der baden-württembergische Umweltminister Erwin Vetter hat die Kommunen und Landkreise aufgefordert, ein «Netzwerk von einzelnen Naturschutzgebieten» zu schaffen. Anlässlich der Verleihung des Naturschutzpreises 1988 der Stiftung Naturschutzfonds Baden-Württemberg kündigte der Minister in Stuttgart an, das Land werde innerhalb von drei Jahren 112 zusätzliche Naturschutzgebiete ausweisen. Nach Vetters Worten sollten zehn Prozent der Bodenfläche des Landes als höherwertige Naturschutzgebiete einen Beitrag für den Umweltschutz leisten. Bislang umfassen laut Ministerium die rund 100 Naturschutzgebiete in Baden-Württemberg nur knapp ein Prozent der Landesfläche.

Vetter sprach sich für einen vorbeugenden Schutz der natürlichen Lebensbedingungen aus. Umweltschutz müsse heute mehr sein als der Versuch, die Auswirkungen von Umweltsünden zu beseitigen oder zu mildern.

Vetter, der dem Stiftungsrat des Naturschutzfonds vorsitzt, zeichnete die Bonndorfer Pfadfindergruppe «Ulrich von Hutten», die Naturschutzgruppe «Taubergrund», die Gemeinde Rheinstetten sowie den Landkreis Ravensburg für «hervorragende Aktivitäten auf dem Gebiet des Naturschutzes» aus. Der Naturschutzpreis, der zum vierten Mal verliehen wurde, ist mit insgesamt 20 000 Mark aus dem Fonds der Stiftung dotiert.

Bulling: Arbeitsplätze vor Denkmalschutz

(STZ) Im Streit um die Zukunft des sogenannten Laubenganghauses hat das Regierungspräsidium Stuttgart ein Machtwort gesprochen. Obwohl es sich bei diesem Backsteinbau aus den dreißiger Jahren mit vierzig Einfachwohnungen um ein Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes handelt, hat die Aufsichtsbehörde den Abbruch genehmigt. Das Landesdenkmalamt verteidigte das Haus bisher gegen die Absicht der Stadt Heilbronn, das Gelände in der Kornacher Straße für eine geplante Betriebserweiterung der benachbarten Firma Telefunken Electronic GmbH zu räumen. Darüber hinaus war der Abbruch auch in kommunalpolitischen Kreisen wegen der wachsenden Wohnraumnot im Unterland auf heftigen Protest gestoßen. Regierungspräsident Bulling begründete seine Entscheidung mit dem «öffentlichen Interesse der Stadt Heilbronn an der Sicherung und dem Ausbau von Arbeitsplätzen».

Was wird aus dem Nonnenkloster in Horb?

(SchB) «Die Stadt will sich der Verpflichtung, das Nonnenkloster zu sanieren, nicht entziehen», bekräftigte Oberbürgermeister Dr. Hans Hörner bei einer Gemeinderatssitzung aufs neue. Allerdings habe die Stadt einen so großen Berg von Aufgaben und wichtigen Strukturentscheidungen vor sich, daß die bescheidenen Mittel auf diese «unabwendbaren Dinge» konzentriert werden sollten. Deshalb sei die Verwaltung daran interessiert, das denkmalgeschützte Gebäude zu verkaufen und dieses mit privatem Kapital sanieren zu lassen. Sollte sich jedoch herausstellen, daß das Nonnenkloster nicht verkauft werden kann, ist die Stadt bereit, das alte Gemäuer in eigener Regie zu sanieren, sagte Hörner. Die Konservatorin vom Landesdenkmalamt in Karlsruhe, Kathrin Ungerer-Heuck, habe für diesen Fall bereits versprochen, sich bei ihrer Behörde für «besonders hohe Zuschüsse» einzusetzen.

Neues Museum in Esslingen

(EZ) Noch geben die Handwerker im gelben Haus am Hafenmarkt den Ton an, verlegen Böden, streichen Wände. Doch Dr. Kirsten Fast, die Leiterin des Esslinger Stadtmuseums, hat die fertigen Ausstellungsräume bereits in allen Einzelheiten vor Augen. Das gilt auch für die Abteilung, in der das Alltagsleben dargestellt wird: Am Eingang dieser Abteilung werden ein Gebärstuhl und eine Wiege platziert, am Ende finden sich historische Grabkreuze. «Damit wollen wir den Bogen von der Geburt bis zum Tod spannen», erklärt Kirsten Fast das Konzept.

Wenn alles klappt, dann kann das Haus am 3. Juni dieses Jahres eingeweiht werden. Dieser Termin wurde nicht von ungefähr gewählt: Es ist das Wochenende, an dem das Bürgerfest gefeiert wird – ein Ereignis, das dem neuen Museum die verdiente Beachtung von Anfang an garantieren dürfte.

In acht Räumen wird ab Juni die Esslinger Geschichte bis 1800 anschaulich dargestellt. «Die Objekte stehen im Mittelpunkt», erläutert die Leiterin. Im Gegensatz zum alten Museum, in dem sich der Besucher ohne Führung kaum zurechtfinden konnte, vermittelt der Gang durch die künftige Ausstellung schnell ein Bild von der Vergangenheit der ehemaligen Reichsstadt. Die Texte, die als Erläuterungen dienen, sind knapp gehalten und liefern ergänzende Informationen.

Die Konzeption folgt der chronologischen Ordnung. Nur spärlich eingerichtet ist der erste Raum, in dem die Entstehung der Stadt geschildert wird. Spärlich, weil die Zeugnisse jener Zeit natürlich nur dünn gesät sind: eine Urkunde über die Verleihung des Marktrechts, ein Faksimile des Testaments, das Abt Fulrad hinterlassen hat, Hinweise auf die ältesten Bauspuren der Stadt.

Bei der Gestaltung der folgenden Räume konnte die Museumsleitung dann auf eine umfangreiche Materialsammlung zurückgreifen. Das kommt der Darstellung der politischen Struktur natürlich zugute. So

können die Themen Verteidigung, Finanzen, Stadtreghment und Gerichtsbarkeit reich dokumentiert werden. Fehlen dürfen da weder alte Maße noch Handschellen oder Schwerter. Aus dem vollen können die Verantwortlichen auch schöpfen, wenn sie die beiden Räume konzipieren, die dem Weinbau vorbehalten sind. Die Besucher werden dort nachvollziehen können, wie sich die Arbeit in den Weinbergen verändert hat. Oder – ein weiteres Angebot – sie können die Rolle der Pflughöfe studieren, die fast ausnahmslos in irgendeinem Zusammenhang mit dem Weinbau standen.

1000 Quadratmeter groß ist die Ausstellungsfläche – das ist doppelt so viel, wie im Alten Rathaus zur Verfügung stand.

Heidenheim verstärkt den Umweltschutz

(lsw) Die Stadt Heidenheim verstärkt ihre Bemühungen zur Verbesserung des Umweltschutzes. Allein in diesem Jahr sollen 2,5 Millionen Mark für den Bau von Regenklär- und Regenüberlaufbecken ausgegeben werden, sagte Oberbürgermeister Martin Hornung vor Journalisten. Für Maßnahmen der Wasserreinhaltung habe Heidenheim damit in den letzten Jahren 12,5 Millionen Mark ausgegeben. Bis 1992 sollen weitere 7,5 Millionen Mark für diese Zwecke investiert werden.

Die Erschließung und Ausweisung von Biotopen sowie die Ausarbeitung eines Landschaftsrahmenplans für den Verwaltungsraum Heidenheim sind nach Hornungs Worten weitere wichtige Aufgaben im Umweltschutz. Bei den Biotopen gehe es nicht nur um zusätzliche einzelne Biotope, sondern um deren markungsweite Vernetzung.

Die Einstellung einer Umweltschutzreferentin zeige, daß die Stadt den Umweltschutz ernst nehme. Als eine der ersten baden-württembergischen Großen Kreisstädte habe Heidenheim eine solche Stelle eingerichtet und im November 1988 mit der Diplom-Biologin Eva-Maria Ney besetzt.

Aufruf zum Schutz der Wacholderheiden

(lsw) Der Schwäbische Albverein hat zum Schutz des Landschaftsbildes der Schwäbischen Alb 1989 zum «Jahr der Wacholderheiden» ausgerufen. Vor allem die Bevölkerung ist aufgerufen, die Heiden zu schützen. Auto- und Motorradfahren sowie das Anlegen wilder Feuerstellen auf Heideflächen seien zu unterlassen, appelliert der Verein. Eine besondere Bedeutung spielen die Wacholderheiden seit jeher im Kreis Heidenheim.

Aus Kreisstraße wird wieder Acker

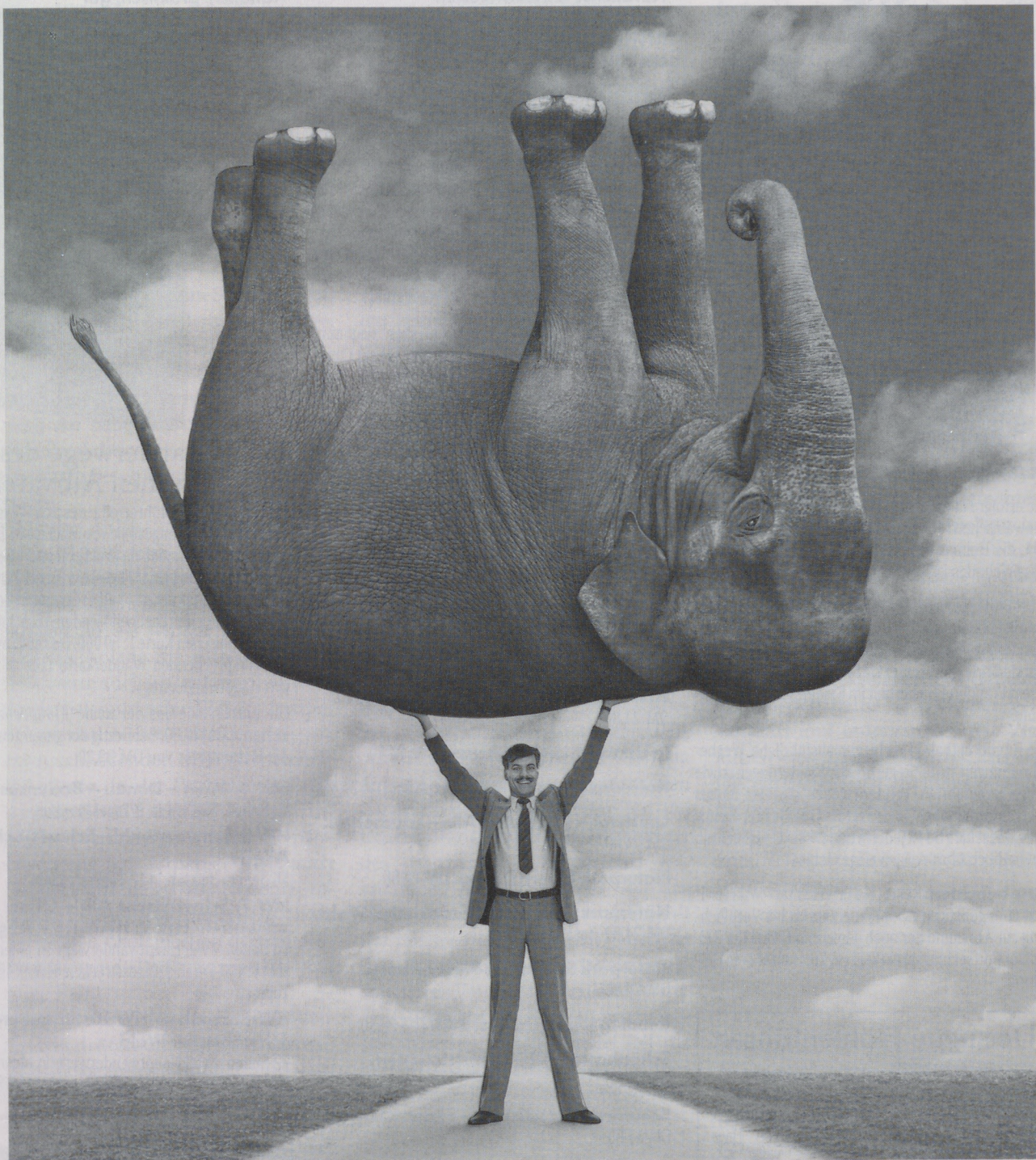
(SchP) Aus der Kreisstraße K 3226 von Rattstadt über den Schönenberg nach Ellwangen hinunter soll die Landesstraße L 2220 werden. Die derzeitige L 2220, die am Schloß vorbei in die Stadt führt, soll dafür rekultiviert werden. Nach Ansicht des Straßenbauamts Ellwangen hätte die neue L 2220 zwei Ortsdurchfahrten weniger und zwar Rattstadt und Ellwangen.

Die Rekultivierung der bisherigen L 2220 sei eine gute Sache, machte auch CDU-Kreisrat Eugen Sienz in der Sitzung des Ausschusses für Kreisentwicklung, Straßenbau und Umweltschutz deutlich. Ob die Maßnahme allerdings bei der Bevölkerung auf Verständnis stößt, bezweifelte Sienz, zumal das Straßenstück erst vor etwa zehn Jahren ausgebaut wurde und zu den schönsten in diesem Gebiet zählt.

Den Kollegen der CDU-Fraktion müsse wohl die Erleuchtung gekommen sein, schloß SPD-Kreisrat Gerhard Kieninger aus den Ausführungen seines Vorredners. Er selbst äußerte sich ebenfalls zustimmend, merkte jedoch an, daß es in Baden-Württemberg wohl einmalig sei, daß ein neu ausgebauter Straßenabschnitt rekultiviert werde.

Die Entscheidung liegt letztendlich beim Regierungspräsidium Stuttgart. Das Gremium war nur aufgefordert, von der angestrebten Neuordnung des Straßennetzes Kenntnis zu nehmen.

Stark mit der Stuttgarter



Mit kleinen Mitteln Großes bewegen. Dabei hilft das „Stuttgarter Modell“. Die besondere Lebensversicherung von der Stuttgarter. Sie bietet optimale Absicherung für Sie und Ihre Familie zu äußerst geringen Anfangsbeiträgen.

Prüfen Sie die Leistungsstärke der Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil:

Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name _____

Straße _____

Ort _____

Tel. _____

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G.
Olgastraße 80, 7000 Stuttgart 1



Natur – Heimat – Wandern

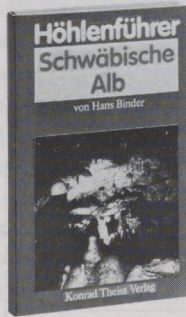
Die erfolgreichen Wanderführer, herausgegeben vom Schwäbischen Albverein. Die Natur wieder kennenlernen, die Heimat neu entdecken, Wandern als Streß-Ausgleich: das ist die Grundidee dieser Reihe.

Das taschengerechte Format und der unempfindliche Plastikeinband machen die Führer zu praktischen Wanderbegleitern. Eine beigelegte herausnehmbare Wanderkarte mit den eingezeichneten Strecken gibt jedem Wanderer Sicherheit im Finden seiner Wanderoute.

Die Bände enthalten nicht nur ausführliche Wegbeschreibungen, in der Regel 40–60 Wanderungen sowie einige Rundfahrten, sondern geben darüber hinaus auch Informationen über Natur, Geschichte, Kultur und Landschaft. So ist jeder Wanderführer zugleich ein Heimatbuch über das jeweilige Gebiet.

Bitte beachten: Reihe „Natur – Heimat – Wandern“ jetzt zum günstigen Abonnementspreis bei Verpflichtung zur Abnahme der noch geplanten 6 Titel der Reihe. Der Fortsetzungspreis liegt ca. 20% unter dem Einzelpreis.

Der neue Höhlenführer:



Höhlenführer Schwäbische Alb
Höhlen – Quellen – Wasserfälle. Von Hans Binder. 3., völlig neu bearbeitete und ergänzte Auflage. 280 Seiten mit 24 Tafeln, davon 4 in Farbe. Kartiert in Schutzhülle DM 29,80. Der unentbehrliche Wanderbegleiter.

Nördliches Oberschwaben

196 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen und beigelegter herausnehmbarer Wanderkarte. Kunststoffeinband. DM 24,80.

Die Wanderregion deckt sich weitgehend mit dem Landkreis Biberach, der sich nicht nur durch das größte Naturschutzgebiet Baden-Württembergs – das Naturschutzgebiet Federsee –, sondern auch durch weitbekannte Kunstdenkmäler entlang der „Oberschwäbischen Barockstraße“ auszeichnet. Den einführenden Beiträgen über den Aufbau der Landschaft, über Tier- und Pflanzenwelt und die Geschichte der Region folgt der Führungsteil mit 8 Streckenwanderungen, 38 Rundwanderungen und einer Radwanderung.

Mit dem Band „Nördliches Oberschwaben“ liegt nunmehr der dritte Wanderführer über das Gebiet Oberschwaben vor. Außer dem abschließenden Band „Hegaualb – Linzgau“, für die Region der Donau, sind zur Zeit in Vorbereitung: „Neckarland und Württembergischer Weinwanderweg“, „Oberer Neckar – Baar“, „Glemswald – Stroh- und Heckengäu“, „Östlicher Schwäbisch-Fränkischer Wald“ und „Hohenlohe – Tauberggrund“.

Bisher sind erschienen:

Albuch – Härtsfeld – Ries. DM 24,80

Heidenheim – Dillingen – Donauwörth. DM 24,80

In Ulm und um Ulm herum. DM 24,80

Kaiserberge und Geislinger Alb. DM 24,80

Lautertal – Zwiefalter Alb – Laucherttal. DM 24,80

Naturpark Obere Donau. DM 24,80

Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald. DM 24,80. Zur Zeit vergriffen.

Naturpark Stromberg-Heuchelberg. DM 24,80

Reutlinger und Uracher Alb. DM 24,80

Schönbuch – Tübingen – Rammert. DM 24,80

Schurwald – Esslingen – Filder. Kartiert DM 14,80

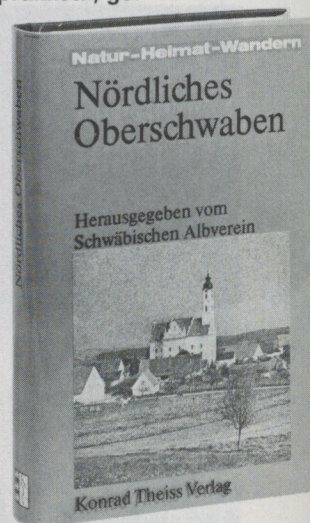
Südliches Oberschwaben – Bodensee. DM 24,80

Südöstliches Oberschwaben – Westallgäu. DM 24,80

Teck – Neuffen – Römerstein. DM 24,80.

Zollernalb. DM 24,80

Handlich, praktisch, gut



Neu
im
Frühjahr
1989

Hauptwanderwege des Schwäbischen Albvereins

Eine neue Wanderführerreihe des Schwäbischen Albvereins, zusammengestellt von Willi Beck. Die Führer sind besonders handlich, praktisch und übersichtlich: Die Beschreibung einer Tagesstrecke nimmt jeweils eine Seite ein; auf der gegenüberliegenden Seite findet der Wanderer den dazugehörenden Ausschnitt aus der topographischen Karte 1:50 000. Das erspart den Kauf der entsprechenden Wanderkarte (bis zu 10 Blätter pro Hauptwanderweg).

Die Einzelbände aus der Reihe „Hauptwanderwege“ kosten je DM 12,80. Bei Bezug der gesamten Reihe gilt der Gesamtpreis von DM 39,20.

HW 4: Main – Donau – Bodensee

72 Seiten. 394 km in 9 Tagesstrecken.

HW 5: Schwarzwald – Schwäbische Alb – Allgäu

56 Seiten. 300 km in 12 Tagesstrecken.

HW 7: Schwäbische Alb – Oberschwaben/ HW 9: Heuberg – Allgäu

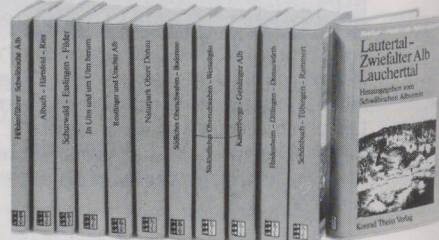
76 Seiten. Zwei Hauptwanderwege in einem Band.

HW 7: 193 km in 9 Tagesstrecken, HW 9: 162 km in 8 Tagesstrecken.

HW 8: Franken/ HW 10: Stromberg – Schwäbischer Wald

72 Seiten. Zwei Hauptwanderwege in einem Band.

HW 8: 210 km in 9 Tagesstrecken, HW 10: 156 km in 7 Tagesstrecken.



Kriegt der Kocher wieder Luft?

(lsw) Die Papierfabrik Palm KG in Aalen-Neukochen hat im Januar eine neue Kläranlage in Betrieb genommen. Regierungspräsident Manfred Bulling bezeichnete die neue Anlage als einen «Meilenstein auf dem Weg zu einem gesunden Kocher». Bereits in der Probephase seien sämtliche Grenzwerte bei der Schadstoffeinleitung weit unterschritten worden. «Der Kocher kriegt jetzt wieder Luft», der «Problemfall Palm ist abgehakt», sagte Bulling.

Die Firma Palm war im Sommer 1986 wegen Schadstoffeinleitungen in den Kocher, die teils weit über den vorgeschriebenen Grenzwerten lagen, von der Schließung bedroht. Auf Anweisung der Behörden mußte die Firma ihre Produktion stark einschränken. Die Firma beschäftigt heute 300 Mitarbeiter.

Die neue Anlage, für die Palm insgesamt 30 Millionen Mark investierte, ist nach den Worten von Firmenchef Wilfried Palm «derzeit europäische Spitze». Er sei «voller Zuversicht», daß die Anlage die extremen Reinheitswerte auch in der Langzeitpraxis sowie bei unterschiedlichen Temperaturverhältnissen und bei nicht ganz auszuschließenden Störfällen einhalten könne. In der Papierfabrik Palm werden jährlich 230 000 Tonnen Altpapier verarbeitet. Diese Papiererzeugung aus Altpapier stelle auch mit Blick auf die großen Deponieprobleme in Baden-Württemberg einen wertvollen ökologischen Beitrag dar, dem steigende Bedeutung zukomme, sagte Palm.

Das Klärwerk ist nach Bullings Worten das drittgrößte innerhalb des Regierungsbezirkes Stuttgart und entspricht der Größe einer für 400 000 Einwohner notwendigen Anlage. Als positiv wertete Bulling auch, daß künftig eine Mindestwasserführung des Kochers gewährleistet sei. Bis 1991 wird nach Bullings Überzeugung der Kocher sauber sein.

Villa Weißenburg: Stille um Marmorsaal

(RPS) Der Stuttgarter Regierungspräsident Manfred Bulling hat in einem Schreiben an Oberbürgermeister Manfred Rommel auf die dringend gebotene Sanierung des Marmorsaales hingewiesen und gebeten, alsbald einen Gemeinderatsbeschluß über die Anfinanzierung im Rahmen des Nachtragshaushaltplanes oder im Rahmen überplanmäßiger Ausgaben herbeizuführen. Im städtischen Haushalt sind bislang für die Sanierung des Marmorsaales keine Mittel vorgesehen.

Zur Erinnerung: Bulling hatte im Juni vergangenen Jahres ein Konzept zur Sanierung des denkmalgeschützten Marmorsaales der Villa Weißenburg vorgelegt. Dem Förderverein Alt-Stuttgart soll die Sanierung und die Verantwortung für die Nutzung des Marmorsaales übertragen werden. Ganz im Vordergrund stehen sollen Nutzungen, die ganz unmittelbar der Bürgerschaft dienen. Der Förderverein soll nach dem gelungenen Beispiel des Schellenturms die Sanierung in eigener Regie übernehmen und dazu einen entsprechenden Vertrag mit der Stadt Stuttgart abschließen. Der Förderverein wird ebenfalls die Verantwortung über die künftige Nutzung übernehmen und aus den dabei erzielten Einnahmen für die Unterhaltung und Instandhaltung des renovierten Marmorsaales aufkommen. An erster Stelle soll der Marmorsaal jedem Bürger der Stadt die preiswerte Möglichkeit geben, in der «guten Stube der Stadt» ein repräsentatives Umfeld für festliche Familienereignisse zur Verfügung zu haben. Erst an zweiter Stelle soll die kommerzielle Nutzung des Gebäudes durch Gewerbe und Industrie stehen.

Naturschutz für den Großen Heuberg

(lsw) Ein weiterer Teil des Großen Heubergs südlich von Balingen steht jetzt unter Naturschutz. Die Verordnung ist, wie Regierungspräsident Max Gögler mitteilte, seit März in Kraft.

Das neue Naturschutzgebiet «Stromelsberg-Hessenbühl» liegt auf den Markungen Meßstetten-Tieringen und Obernheim und ist 44 Hektar groß. Bisher waren schon das «Irrendorfer Hardt» bei Irndorf, der «Westerberg» bei Nusplingen und die «Hülenbuchwiesen» nördlich Tieringen geschützt. Der Große Heuberg gilt als besonders attraktiver Ausschnitt der reizvollen Alblandschaft. Auf seinen Hochflächen hat die Landwirtschaft neben einer malerischen Landschaft auch den Grund für eine vielfältige Tier- und Pflanzenwelt gelegt, hieß es zur Begründung. Allein im neuen Schutzgebiet wurden rund 180 Pflanzen- und 50 Tierarten nachgewiesen, darunter seltene und bedrohte Arten. Die Parklandschaft ist das Ergebnis jahrzehntelanger, wenig intensiver Nutzung der ortsfernen kargen Böden als kaum gedüngte Wiesen. Die artenreichen Blumenwiesen bilden mit den ungemähten Wiesenrainen und Felsenstellen, an denen Büsche und Bäume frei wachsen konnten, einen idealen Lebensraum für viele Tier- und Pflanzenarten.

Diese Nutzung soll erhalten bleiben. Die Grundstückseigner und Gemeinden zeigten dafür nach Gögler Verständnis und unterstützten das Verfahren «soweit wie möglich». Das Gebiet sei daher auch ein gutes Beispiel für die Zusammenarbeit von Gemeinden, Privateignern und Verwaltung zum Schutze der heimischen Natur und Landschaft.

Industrie in geplantem Naturschutzgebiet?

(lsw) Die Grünen wollen eine Industrieansiedlung in einem geplanten Naturschutzgebiet in den Donauwiesen bei Unlingen im Landkreis Biberach verhindern. Landtagsabgeordneter Winfried Kretschmann bezeichnete in Stuttgart die Absicht der Unternnehmensgruppe Bohnacker, dort ein neues Werk zu errichten, als «ein kaum noch zu überbietendes Beispiel an ökologischer Ignoranz».

Größte archäologische Grabungsstätte in Ulm

(SZ) In zwei Punkten waren sich alle einig: Der Gemeinderat, dessen Bauausschuß, die Stadtbauverwaltung samt Stadtspitze und Oberbürgermeister: Der Münsterplatz bedarf der Neuordnung und der Neugestaltung. Und: Der durch die öffentliche Auslegung des Bebauungsplans «Münsterplatz» neu entfachte Meinungs- austausch zu diesem Thema brachte von keiner Seite neue Argumente. Nach fast zweistündiger Diskussion beschloß am 15. Februar der Gemeinderat mit großer Mehrheit den Bebauungsplan als Satzung, womit er rechtskräftig ist, wenn nicht das Regierungspräsidium als Rechtsaufsichtsbehörde Einwände vorzubringen hat.

Das wichtigste Ziel einer Neuordnung der Münsterumgebung, ein Ziel, das von allen anerkannt sei, sei die Freimachung des Münsterplatzes von den Autos, sagte der Oberbürgermeister. Das bedeute, daß die Straßen um den Platz zu Fußgängerzonen werden, der Platz werde um rund 3000 Quadratmeter größer dadurch «und noch öder». Der Verkehrspavillon stünde verloren auf solch einem großen Platz und deshalb bestehe im öffentlichen Interesse Handlungsbedarf: «An Stelle des Provisoriums tritt das «Stadthaus» nicht als Stadtbauhülse oder als Super-Verkehrspavillon, sondern als Präsentation der Stadt an wichtigster Stelle.» Die Nutzung des Meier-Baus sei eindeutig definiert, seine Finanzierung durch Bund, Land und Stadt gesichert, Denkmalamt und evangelische Kirche hätten zugestimmt.

Hohlblocksteine aus dem Neckarbett

(lk) Aus Neckarschlamm soll künftig Baumaterial werden. Das Landratsamt Ludwigsburg hat jetzt der Stuttgarter Baufirma Züblin eine bis zum Jahr 2000 befristete «immissionschutzrechtliche Genehmigung» für eine Anlage zur Herstellung von Blähtonsteinen unter Verwendung

von Flußschlamm erteilt. So sollen rund eine halbe Million Kubikmeter Neckar-Baggergut mit Hilfe von Flug- asche, Ton und Rotschlamm zu Hohl- blocksteinen verarbeitet werden. Die Anlage soll im Anschluß an das EVS- Werk bei Marbach gebaut werden. Im kommenden Jahr kann sie die Pro- duktion aufnehmen. Die Zuschlag- stoffe können auf dem Wasser und per Eisenbahn angeliefert werden. Die fertigen Steine sollen ausschließ- lich mit Schiffen zu den Baufirmen ge- bracht werden, die ihre Lager am Neckarufer haben.

Naturschützer gegen Chemie im Landbau

(lsw) Gegen den Einsatz von Chemie in der Landwirtschaft haben rund 600 Umweltschützer in Konstanz eine «Ökologische Offensive» gefordert. Bei einer Podiumsdiskussion mit dem baden-württembergischen Landwirt- schaftsminister Gerhard Weiser (CDU) forderte der Landesvorsit- zende des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND), Gerhard Thielke, die Handelsklasse 1 für Obst und Gemüse abzuschaffen. Thielke sagte, die Bezeichnung Han- delsklasse 1 mache den Verbraucher glauben, er kaufe die beste Qualität. Tatsächlich greife er jedoch zu ge- spritzten landwirtschaftlichen Pro- dukten. Dazu meinte Weiser, der Bürger könne durch sein Kaufverhal- ten Einfluß auf den Chemieeinsatz in der Landwirtschaft nehmen. Wenn nicht soviel Handelsklasse 1 verlangt würde, könnte der Einsatz an Pflan- zenschutzmitteln und Dünger deut- lich verringert werden.

Als Instrument für die ökologische Offensive sehen die Umweltschützer, die in Konstanz an einer Naturschutz- konferenz teilnahmen, die Gründung eines europaweiten Naturschutzver- bandes. Von der Veranstaltung in Konstanz soll der Impuls für diesen Zusammenschluß ausgehen. Weiser erklärte, er respektiere die Forderun- gen der Umweltverbände, müsse aber darauf hinweisen, daß ein Ver- bot von Chemikalien große rechtliche Schwierigkeiten bereite.

Sulzer Museum unter einem römischen Zeltdach?

(SB) Eine besondere Herausforde- rung war für den Sulzer Architekten Eberhard Kläger die Planung einer Überdachung für den römischen Kel- ler am Rande des Wohngebiets Sulz- Kastell. Kläger hat nach eigenen Wor- ten eine enge Beziehung zu den Re- sten römischer Geschichte in Sulz und war maßgeblich beteiligt, daß im August 1967 mit der ersten Grabungs- kampagne im Sulzer Süden begon- nen werden konnte. Bei einem Ge- spräch mit Bürgermeister Vosseler hat Kläger seine Vorstellungen für das Bauwerk dargelegt. Architekt Kläger entwarf einen achteckigen Baukörper mit jeweils 4,76 Meter Sei- tenlänge. Dieses Gebäude aus Holz, Glas, Ziegeln und Klinker würde sich – so Kläger – gut in die Umgebung einfügen. Bei einer Grundfläche von 110 Quadratmetern könnten Boden- funde aus der Grabungszeit einer breiten Öffentlichkeit gezeigt wer- den. Die Baukosten gab Eberhard Kläger mit 135 106 Mark an.

Persönliches

Am 9. Februar starb PROFESSOR KARL GÖTZ, Lehrer und Schriftsteller, im Alter von 85 Jahren. Karl Götz war Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.

Der Geologe DR. PAUL GROSCHOPF ist am 22. März 80 Jahre alt geworden. Vor allem die Ulmer Ortsgruppe hat von seinem reichen Wissen und sei- nen mehr als hundert Exkursionen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND profitiert.

Am 13. Mai vollendet DR. RER. NAT. EMMA PRESSMAR, Oberstudienrätin i. R., langjährige Heimatpflegerin für Vorgeschichte des Landkreises Neu- Ulm, Leiterin der prähistorischen Ab- teilung des Heimatmuseums Neu- Ulm und treue Begleiterin des Ulmer Reiseprogramms, ihr 80. Lebensjahr.